UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

LG
S334Hoe

Schillers Sämtliche Werke

Siebenter Band

Herausgeber: Conrad Höfer

125-5-22
16/12/12

Georg Müller Verlag München und Leipzig

1912

Herausgeber: Conrad Höfer

Inhalt des ſiebenten Bandes

Seite

Der verſöhnte Menſchenfeind. Einige Szenen. [1790]. 1—26

Erſte Szene 1
Zweite Szene 3
Schluß der dritten Szene 6
Vierte Szene 8
Fünfte Szene 10
Sechſte Szene 13
Siebente Szene 16
Achte Szene 18

Hiſtoriſche Aufſätze aus der Thalia . . . . . 27—106

Die Sendung Moſes [1790] 27
Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde [1790] 51
Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon. [1790] 70

Aus der allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoires. 1789—1790 . . . . . 107—166

Vorbericht 107
Univerſalhiſtoriſche Überſicht der vornehmſten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfaſſung, Religionsbegriffe, Sitten, Beſchäftigungen, Meinungen und Gebräuche 111
Univerſalhiſtoriſche Überſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs des Erſten 134
Vorerinnerung zu Bohadins Saladin 162

Über Bürgers Gedichte. 1790—1791 . . . . . 167—196

Vorläufige Antikritik und Anzeige. Von G. A. Bürger 184
Verteidigung des Rezenſenten gegen obige Antikritik 190

Einige redaktionelle Notizen. 1786—1790 . . 197—200

Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen 1786 und 1789 197
Anmerkung zu dem Bruchſtück von Hubers Drama: Das Heimliche Gericht, das Schiller im fünften Heft der Thalia veröffentlichte. 1788 198
Anzeige aus der Thalia. 1788 198
Aus dem zweiten Band der allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoires. 1789 199
Erklärung des Herausgebers. Thalia 1790 199

Aus den Briefen 1789—1790 . . . . . 201—398
An Ferdinand Huber 201
An Lotte v. Lengefeld 205
An Caroline v. Beulwitz 208
An Gottfried Körner . . . . . 210—216
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 217
An Gottfried Körner 221
An Caroline v. Beulwitz 224
An Gottfried Körner 225
An Chriſtoph Martin Wieland 227
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 228
An Lotte v. Lengefeld 230
An Caroline v. Beulwitz 232
An Gottfried Körner . . . . . 234—252
An Lotte v. Lengefeld 253
An Gottfried Körner . . . . . 255—259
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 260
An L. J. D. Succow 261
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 261
An Gottfried Körner . . . . . 264—270
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 272
An Lotte v. Lengefeld 273 275
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 277
An Chriſtophine Reinwald 279
An Lotte v. Lengefeld 281
An Caroline v. Beulwitz 283
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz . . . . . 285—294
An Gottfried Körner 294 298
An Lotte v. Lengefeld 299
An Caroline v. Beulwitz 300 301
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz . . . . . 303—306
An Gottfried Körner 310
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 311 315
An Lotte v. Lengefeld 316
An Gottfried Körner 318
An Frau Luiſe v. Lengefeld geb. v. Wurmb 322
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 324
An Frau Luiſe v. Lengefeld 325
An den Herzog Georg v. Meiningen 328
An Gottfried Körner 329 331
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 333
An Gottfried Körner 334
An Johann Kaspar Schiller 335
An Lotte v. Lengefeld 337
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 338
An Johann Kaspar Schiller 340

An Ferdinand Huber 341
An Gottfried Körner 344
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 346
An Gottfried Körner 347
An Johann Kaspar Schiller 351
An Lotte v. Lengefeld 353
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 355 357
An Gottfried Körner 359
An Wilhelm v. Wolzogen 362
An Caroline v. Beulwitz 365
An Gottfried Körner 366
An Caroline v. Beulwitz 368
An Johann Kaspar und Elisabeth Schiller 370
An Gottfried Körner 372
An Karl Georg Curtius und Karl Rechlin 373
An Gottfried Körner 374
An Georg Göschen 375
An Ferdinand Huber 378
An Gottfried Körner 380
An Caroline v. Beulwitz 381
An Gottfried Körner 383
An Ferdinand Huber 383
An Lotte v. Lengefeld 387
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 387 389
An Gottfried Körner . . . . . 390—393
An Ferdinand Huber 395

Der verſöhnte Menſchenfeind.

Einige Szenen.

[1790.]

Gegend in einem Park.

Erſte Szene.

Angelika von Hutten. Wilhelmine von Hutten, ihre Tante und Stiftsdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf Gärtner Biber.

Angelika. Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange ins Kabinett und leſen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdeſſen wirds neun Uhr, und er kommt. — Sie ſinds doch zufrieden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

Geht nach der Laube.

Gärtner Biber, bringt Blumen. Das Beſte, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen ſind alle.

Angelika. Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber. Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn Sie mir verſprechen wollen —

Angelika. Was wünſchen Sie, guter Biber?

Biber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort, und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da hab ich voriges Jahr den großen Sumpf laſſen austrocknen gegen

Mitternacht und einige Tauſend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchießt empor — es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hereinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das ſchmerzt mich. Ich kanns nicht leugnen.

Angelika. Es geſchieht noch, gewiß geſchiehts noch — haben Sie indes Geduld, guter Biber.

Biber. Der Park koſtet ihm jahraus jahrein ſeine baren zweitauſend Taler, und ich werde bezahlt, wie ichs nicht verdiene — wozu nütz' ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein. Ich kann nicht länger das Brot Ihres Herrn Vaters eſſen, oder er muß mich ihm beweiſen laſſen, daß ich ihn nicht drum beſtehle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann. Das wiſſen wir alle, daß Sie das und noch weit mehr verdienen.

Biber. Mit Ihrer Erlaubnis, mein Fräulein. Davon können Sie nicht ſprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags ſeinen Garten beſchicke, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leute erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden tue, weil ich es ihm tue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgenſonne heraustreibt — das, mein Fräulein, muß er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Beſuch in ſeinem Park tut hier mehr als alle ſein Mammon — und ſehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben wars, warum ich Sie jetzt habe —

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Biber, ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit. Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen. Es iſt nicht möglich, dieſen

Dank einzusammeln von der unvernünftigen Kreatur und Menschen verloren geben. Wer darf sagen, daß er an der Freude verzweifle, solange noch Arbeiten lohnen und Hoffnungen einschlagen? —

Angelika. Ich verstehe Sie, redlicher Biber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächsen glücklicher als mein Vater mit Menschen.

Biber, schnell und bewegt. Und er hat eine solche Tochter? Er will mehr sagen, unterdrückt es aber und schweigt einen Augenblick. Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menschen — der schlecht belohnten Erwartungen viel, der gescheiterten Plane viel — aber, die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend, eine Hoffnung ist ihm aufgegangen — alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann —

Er entfernt sich.

Zweite Szene.

Angelika. Wilhelmine.

Wilhelmine, steht auf und folgt ihm mit den Augen. Ein sonderbarer Mann! Immer fällts ihm aufs Herz, wenn diese Saite berührt wird. Es ist etwas Unbegreifliches in seinem Schicksal.

Angelika, sich unruhig umsehend. Es wird sehr spät. Er hat sonst nie so lang auf sich warten lassen — Rosenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängstlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und diesmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlschlagen sollte! Ich habe diesen Tag mit Herzensangst herannahen sehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zuviel von diesem einzigen Tage.

Angelika. Wenn er ihm mißfiele? — Wenn sich ihre Charaktere zurückstießen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erste Ausnahme machen werde? — wenn sich ihre Charaktere zurück-

ſtießen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Roſenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübſinn und Roſenbergs heitre mutwillige Freude! Unglücklicher konnte die Natur nicht ſpielen — und wer iſt mir Bürge, daß er ihm einen zweiten Beſuch nicht eben darum verweigert, weil er ſchon bei dem erſten Gefahr lief, ihn hochzuſchätzen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem dem ſagte dir noch geſtern dein Herz nichts.

Angelika. Geſtern! Solang ich nur ihn ſah, nur ihn fühlte, nichts wußte als ihn! Da ſprach noch das leichtſinnig liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verſchwinden. O warum konnte denn dieſer liebliche Traum nicht fortdauren? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen ſchrecklichen Wurf überlaſſen werden?

Wilhelmine. Deine Furcht macht dich alles vergeſſen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Roſenberg ſeine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriß, die ihn an ſeinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptſtadt gefeſſelt hielten, da er ſich freiwillig in die traurige Einöde ſeiner Güter verbannte, um dir näher zu ſein — ſeit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warſt du es nicht ſelbſt, die an der Heimlichkeit dieſes Verſtändniſſes Anſtoß nahm? Die mit unabläſſigen Bitten und Mahnungen ſo lange in ihn ſtürmte, bis er, ungern genug, ſein Verſprechen gab, ſich um die Gunſt deines Vaters zu bewerben. Mein Vater, ſagteſt du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menſchen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch ſeine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika, mit reger Empfindung. Nie, nie ſoll er das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich ſtärker, entſchloßner. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr ſoll ſeine Tochter ſein. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die ſich vor meinem Vater verbergen müßten. Bin ich es ſeiner Güte nicht ſchuldig? Er gab mir ja alles. Selbſt für die Freuden des

Lebens erſtorben, was hat er nicht getan, um mir ſie zu ſchenken? Mir zur Luſt ſchuf er dieſe Gegend zum Paradies und ließ alle Künſte wetteifern, das Herz ſeiner Angelika zu entzücken und ihren Geiſt zu veredeln. Ich bin eine Königin in dieſem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohltätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen ſelbſt niederlegte. Mir gab er die ſüße Vollmacht, das verſchämte Elend zu ſuchen, verhehlte Tränen zu trocknen, und der flüchtigen Armut eine Zuflucht in dieſen ſtillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieſes, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von ſich ſtieß.

Wilhelmine. Und haſt du ſie nie übertreten, dieſe leichte Bedingung?

Angelika. — Ich bin ihm ungehorſam geworden. Meine Wünſche ſind über dieſe Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ehe Roſenberg in dieſen Wäldern jagte, warſt du noch ſehr glücklich.

Angelika. Glücklich, wie eine Himmliſche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf einmal hat ſich alles verändert? Auch deine ſonſt ſo traute Geſpielin, dieſe ſchöne Natur, iſt dieſelbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur iſt die nämliche, aber mein Herz iſt es nicht mehr. Ich habe Leben gekoſtet, kann mich mit der toten Bildſäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt alles verwandelt iſt um mich herum. Er hat alle Erſcheinungen um mich her beſtochen. Die aufſteigende Sonne iſt mir jetzt nur ein Stundenweiſer ſeiner Ankunft, die fallende Fontäne murmelt mir ſeinen Namen, meine Blumen hauchen nur ſeinen Atem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht ſo finſter an, liebe Tante — Iſt es denn meine Schuld, daß der erſte Mann, der mir außerhalb unſrer Grenzſteine begegnete, gerade Roſenberg war?

Wilhelmine, gerührt ſie anſehend. Liebes unglückliches Mäd-

chen — alſo auch du — ich bin unſchuldig, ich hab es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einſt deinem Schickſal nicht entfliehen wirſt.

Angelika. Immer ſagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verſtehe Sie nicht.

Wilhelmine. — Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnauben ſeiner Diana! — Er kommt. Es iſt Roſenberg.

Ihm entgegen.

Schluß der dritten Szene.

Angelika. Ach, Roſenberg, was haben Sie getan? Sie haben ſehr übel getan.

Roſenberg. Das fürcht ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir miteinander bekannt werden ſollten, Sie wünſchten, daß ich ihn intereſſieren möchte.

Angelika. Wie? Und das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen ſich aufbringen?

Roſenberg. Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir ſelbſt erzählt, wie viele Verſuche auf ſeine Gemütskrankheit ſchon mißlungen ſind. Alle jene unbeſtellten feierlichen Sachwalter der Menſchheit haben ihn nur ſeine Überlegenheit fühlen laſſen und ſind ſchlecht genug gegen die verfängliche Beredſamkeit ſeines Kummers beſtanden. Ihm mag es einerlei ſein, ob wir übrigen an die Gerechtigkeit dieſes Haſſes glauben, aber nie wird ers dulden, daß wir geringſchätzig davon denken. Dieſer Demütigung fügt ſich ſein Stolz nicht. Uns zu widerlegen war ihm freilich nicht der Mühe wert, aber in ſeinem Unwillen kann er ſich wohl entſchließen, uns zu beſchämen — Es kommt zum Geſpräch — das iſt alles, was wir fürs erſte wünſchten.

Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Roſenberg. — Sie getrauen ſich, mit meinem Vater zu ſpielen. Wie ſehr fürchte ich —

Roſenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache iſt ſo ſchlimm, als die meinige gut iſt.

Wilhelmine, welche dieſe ganze Zeit über wenig Anteil an der Unterredung zu nehmen geſchienen hat. Sind Sie deſſen wirklich ſo gewiß, Herr von Roſenberg?

Roſenberg, der ſich raſch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillſchweigen, ernſthaft. Ich denke, daß ichs bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine, ſteht auf. Dann ſchade um meinen armen Bruder. Es iſt ihm ſo ſchwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er iſt, und, wie ich ſehe, iſt es etwas ſo Leichtes, ihm das Urteil zu ſprechen.

Angelika. Laſſen Sie uns nicht ſo voreilig richten, Roſenberg. Wir wiſſen ſo wenig von den Schickſalen meines Vaters.

Roſenberg. Mein ganzes Mitleid ſoll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn ſie ihn wirklich zum Menſchenhaſſer machten. — Es iſt ihm ſchwer gefallen, ſagen Sie, zu der Stiftsdame, dieſer unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menſchen übernehmen, der dasjenige an ſich vollendet, was ein ſchreckliches Schickſal ihm noch erlaſſen hat? Dem Raſenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von ſich wirft, den ihm Räuber gelaſſen haben? — Oder wiſſen Sie mir einen ärmern Mann zwiſchen Himmel und Erde als den Menſchenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinſterung ſeines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung ſuchte, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlaſſen, dem ich kein Auge zu ſchenken habe.

Roſenberg, mit aufſteigender Röte und etwas lebhafter Stimme. Nein, bei Gott! Nein — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der ſich die Augen mutwillig zudrückt und dem Geber des Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm

durch den Beſitz dieſer Tochter nicht unendlich erſtattet wird? Darf er einem Geſchlechte fluchen, das er täglich, ſtündlich in dieſem Spiegel ſieht? Menſchenhaß, Menſchenfeind! Er iſt keiner. Ich will es beſchwören, er iſt keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es gibt keinen Menſchenhaſſer in der Natur, als wer ſich allein anbetet oder ſich ſelbſt verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Roſenberg. Ich beſchwöre Sie, gehen Sie. In dieſer Stimmung dürfen Sie ſich meinem Vater nicht zeigen.

Roſenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Geſpräch angefangen, wobei ich immer verſucht bin, allzulebhaft Partei zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch möcht ich nicht gern Gefahr laufen, vorſchnell zu ſein, und ſoll doch erſt heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas anderm denn. — Dieſes Geſicht wird ſo ernſthaft, und die Wangen der Tochter muß ich erſt heiter ſehen, wenn ich Mut haben ſoll, bei dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — das ganze Städtchen war ja geſchmückt wie an einem Feſttag, als ich vorbeikam. Wozu dieſe Anſtalt?

Angelika. Meinen Vater zu ſeinem Geburtstag zu begrüßen.

Vierte Szene.

Julchen, in Angelikas Dienſten, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat geſchickt, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch ſprechen. — Sie auch da, Herr von Roſenberg? Sie will er auch ſprechen.

Angelika. Uns beide! Beide zuſammen — Roſenberg — Uns beide! Was bedeutet das?

Julchen. Zuſammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Roſenberg, im Begriff wegzugehen, zu Angelika. Ich laſſe Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika, ängstlich. Sie verlassen mich, Rosenberg — Wohin? — Ich muß Sie noch etwas Wichtiges fragen.

Rosenberg führt sie beiseite, Wilhelmine und Julchen verlieren sich im Hintergrunde.

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den festlichen Aufzug zu sehen.

Angelika. Das ist ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Rosenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet — gefaßt auf alles, was geschehen kann? — Wozu sind Sie entschlossen, wenn Sie meinem Vater mißfallen?

Rosenberg. Ich bin entschlossen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht diesen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals teuer war, Rosenberg — Es steht nicht bei Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müssen das Schlimmste erwarten, wie das Erfreulichste — Ich darf Sie nicht mehr sehen, wenn Sie unfreundlich voneinander scheiden — was haben Sie beschlossen zu tun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Rosenberg. Gute Liebe! — sie ihm abzunötigen.

Angelika. O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie so zuversichtlich entgegengehen! Sie erwarten einen Menschen, den Tränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die sanften Töne Ihres Herzens widerhallen werden in dem seinigen? — Ach, es ist zerrissen, dieses Saitenspiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf sein Herz mißlingen — Rosenberg! noch einmal! Was beschließen Sie, wenn sie alle mißlingen?

Rosenberg, ruhig ihre Hand fassend. Alle werdens nicht, alle gewiß nicht! Fassen Sie Herz, liebe Furchtsame. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe mir diesen Menschen zum Ziele gemacht, habe mir vorgesetzt, ihn nicht aufzugeben, also hab ich ihn ja gewiß.

Sie gehen ab.

Fünfte Szene.

Ein Saal.

von Hutten, aus einem Kabinett. Abel, sein Haushofmeister, folgt ihm mit einem Rechnungsbuch.

Abel, liest. Herrschaftlicher Vorschuß an die Gemeine nach der großen Wassersnot vom Jahr 1784. Zweitausendneunhundert Gülden —

von Hutten, hat sich niedergesetzt und durchsieht einige Papiere, die auf dem Tisch liegen. Der Acker hat sich erholt, der Mensch soll nicht länger leiden als seine Felder. Streich Er aus, diesen Posten. Ich will nicht mehr daran erinnert sein.

Abel, durchstreicht mit Kopfschütteln die Rechnung. Ich muß mirs gefallen lassen — blieben also noch zu berechnen die Interessen von sechsthalb Jahren —

von Hutten. Interessen! — Mensch?

Abel. Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß sein in den Rechnungen eines Verwalters.

Will weiter lesen.

von Hutten. Den Rest ein andermal. Jetzt ruf Er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pachter vom Holzhof hätte Lust zu dem Polacken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man soll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweites Unheil geschehe.

von Hutten. Soll das edle Tier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehen Jahren einmal falsch gegen mich war? So hab ich es mit keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel nimmt das Rechnungsbuch und will gehen.

von Hutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangscheine in der Kasse, sagt Er mir, und der Rentmeister sei ausgeblieben?

Abel. Ja, das war vorigen Donnerstag.

von Hutten, ſteht auf. Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden iſt, dieſer Rentmeiſter. Er hat mir eilf Jahre ohne Tadel gedient — Setz Er das nieder, Abel. Erzähl er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden. Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde getan und iſt heute morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden ſich unter andern Papieren.

von Hutten, mit Heftigkeit. Und er war alſo kein Betrüger! — Menſch, warum haſt du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das Schlimmſte von ſeinem Nächſten denken.

von Hutten, nach einem düſtern Stillſchweigen. Er ſoll aber ein Betrüger ſein, und die Quittungen ſoll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachſetzen hat mir gewaltiges Geld gekoſtet. Es iſt verdrießlich, daß dies alles nun ſo weggeworfen iſt.

von Hutten, ſieht ihn lange verwundernd an. Teurer Mann! Ein wahres Kleinod biſt du mir — wir dürfen nie voneinander.

Abel. Das wollte Gott nicht — und wenn mir gewiſſe Leute auch noch ſo große Verſprechungen —

von Hutten. Gewiſſe Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

von Hutten. Regt der ſich auch wieder? Nun?

Abel. Zweihundert Piſtolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf zeitlebens, wenn ich ihm ſeine Enkelin, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

von Hutten, ſteht ſchnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er ſich wieder geſetzt hat, zum Verwalter. Und dieſes Gebot hat Er ausgeſchlagen?

Abel. Bei meiner armen Seele, ja! Das hab ich.

von Hutten. Zweihundert Pistolen, Mensch, und doppelten Gehalt auf zeitlebens! — Wo denkt Er hin? Hat Er das wohl erwogen?

Abel. Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeschlagen. Schelmerei gedeiht nicht, bei Euer Gnaden will ich leben und sterben.

von Hutten, kalt und fremd. Wir taugen nicht füreinander. —

Man hört von ferne eine muntere ländliche Musik, mit vielen Menschenstimmen untermischt. Sie kommt dem Schloß immer näher.

Ich höre da Töne, die mir zuwider sind. Folg Er mir in ein andres Zimmer.

Abel, ist auf den Altan getreten und kommt eine Weile darauf wieder. Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsschmuck und mit klingendem Spiel und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Herr, rufen sie, möchten doch auf den Altan treten und sich Ihren getreuen Untertanen zeigen.

von Hutten. Was wollen sie von mir? Was haben sie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergessen —

von Hutten. Was?

Abel. Sie kommen diesesmal nicht so leicht los wie im vorigen Jahre —

von Hutten, steht schnell auf. Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab ich ihnen schon gesagt, Ihr Gnaden — aber sie kämen aus der Kirche, hieß es, und Gott im Himmel habe sie gehört.

von Hutten. Er hört auch das Bellen des Hundes und den falschen Schwur in der Kehle des Heuchlers und muß wissen, warum er beides gewollt hat — indem das Volk hineindringt. O Himmel! Wer hat mir das getan?

Er will in ein Kabinett entweichen, viele halten ihn zurück und fassen den Saum seines Kleides.

Sechste Szene.

Die Vorigen. Die Vasallen und Beamten von Huttens, Bürger und Landleute, welche Geschenke tragen, junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach, aber anständig gekleidet.

Vorsteher. Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte sich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte tun lassen. Er wird unsre Kleinen nicht von sich stoßen.

Einige Mädchen, welche sich ihm nähern. Gnädiger Herr, dieses wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Untertanen, weil Sie uns alles gaben.

Zwei andre Mädchen. Diesen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenschaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und diese Blumen streuen wir Ihnen, weil Sie unsre Wildnis zum Paradies gemacht haben.

Erstes und zweites Mädchen. Warum wenden Sie das Gesicht weg, lieber gnädiger Herr? Sehen Sie uns an. Reden Sie mit uns. Was taten wir Ihnen, daß Sie unsern Dank so zurückstoßen?

Eine lange Pause.

von Hutten, ohne sie anzusehen, den Blick auf den Boden geschlagen. Werf Er Geld unter sie, Verwalter — Geld, soviel sie mögen — Schon Er meine Kasse nicht — Er sieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann, der aus der Menge hervortritt. Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir sind keine Lohnknechte.

Einige Andere. Wir wollen ein sanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir sind Menschen.

Mehrere. Wir sind Menschen, und das haben wir nicht verdient.

von Hutten. Werft diesen Namen von euch und seid mir unter einem schlechtern willkommen. — Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr seid gekommen, sagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas Besseres gegeben. Wahr ists, eh ich Besitz von dieser Grafschaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel, und ein Unmensch häufte alle Lasten der Leibeigenschaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer, mit ungerührtem Auge saht ihr die Saaten grünen und die Halmen sich vergolden, und der Vater verbot sich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn geboren war. Ich zerbrach diese Fesseln, schenkte dem Vater seinen Sohn und dem Sämann seine Ernte. Der Segen stieg herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt ist keiner unter euch so arm, der des Jahrs nicht seinen Ochsen schlachtet, ihr legt euch in geräumigen Häusern schlafen, mit der Notdurft seid ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude. Indem er sich aufrichtet und gegen sie wendet. Ich sehe die Gesundheit in euren Augen und den Wohlstand auf euren Kleidern. Es ist nichts mehr zu wünschen übrig. Ich hab euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann, aus dem Haufen. Nein, gnädiger Herr. Geld und Gut ist Ihre geringste Wohltat gewesen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unsern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menschen gemacht.

Ein Zweiter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unsre Jugend erziehen lassen.

Ein Dritter. Und haben uns gute Gesetze und gewissenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter. Ihnen danken wir, daß wir menschlich leben, daß wir uns unsers Leben freuen.

von Hutten, in Nachdenken vertieft. Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn sich der kriechende Busch nicht zum Baume aufrichtete. — Es ist meine

Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geständnis spricht euch das Urteil. Diese Genügsamkeit beweist mir, daß meine Arbeit an euch verloren ist. Hättet ihr etwas an eurer Glückseligkeit vermißt — es hätte euch zum erstenmal meine Achtung erworben. Indem er sich abwendet. Seid, was ihr sein könnt. — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie gaben uns alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe.

von Hutten, mit finsterm Ernst. Wehe dir, der du mich erinnerst, wie oft meine Torheit dieses Gut verschleuderte. Es ist kein Gesicht in dieser Versammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preise den Zufall, der sie über deinen Weinstock dahinführte, aber den schwindligten Wunsch untersage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und sie, wenn sie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten, wenn sie, die eilende, in ihrer himmlischen Bahn deinem Danke stillhalten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorsam, gießt sie ihren Strahlenstrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die sich darin sonnt, und um dich, der ihr himmlisches Licht mit seinen Lastern besudelt — Was sollen mir diese Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der eurigen.

Der Alte. O, das schmerzt uns, mein teurer Herr, daß wir alles besitzen sollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

von Hutten. Weg damit. Ich verabscheue Dank aus so unheiligen Händen. Waschet erst die Verleumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die scheelsehende Mißgunst aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleisnerischen Larven ab, lasset die Wage des Richters aus euren schuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieses Gaukelspiel von Eintracht mir die neidische Zwietracht verberge, die auch an

den heiligsten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden einzelnen aus dieser Versammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig sein will? — Ungesehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Hasses lebt von euren Lastern. Zu dem Alten. Du maßest dich an, mir Ehrfurcht abzufordern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Last eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Desto gewisser weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren bist! Mit leeren Händen steigst du von dem Zenit des Lebens herunter: was du bei voller Mannkraft verfehltest, wirst du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meinung, daß der Anblick dieser schuldlosen Würmer, auf die Kinder zeigend, zu meinem Herzen sprechen sollte? — O, sie alle werden ihren Vätern gleichen, alle diese Unschuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verstümmeln, alle dem Zweck ihres Daseins entführen — O, warum seid ihr hierher gekommen? — Ich kann nicht — Warum mußtet ihr mir dieses Geständnis abnötigen? — Ich kann nicht sanft mit euch reden.

Er geht ab.

Siebente Szene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringsum eingeschlossen, von anziehendem, etwas schwermütigem Charakter.

von Hutten, tritt auf, mit sich selbst redend. Daß ihr dieses Namens so wert wäret, als er mir heilig ist! — Mensch! Herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingst du aus seinen Händen! Welche Wohllaute schliefen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldne Spiel zerstörte!

Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maß der Vollendung — Du allein stehst unreif und mißgestaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgespäht, von keinem Verstande bewundert, ringt in der schweigenden Muschel die Perle,

ringt der Kriſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt. Wohin nur dein Auge blickt — der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimnis der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Ernte — Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn, bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sei vollkommen. Zahlloſe Harmonien ſchlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — Rufe ſie heraus durch deine Vortrefflichkeit. Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmut auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floß? Kannſt du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wonach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohltätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die freundliche um dich her gebreitet, und Tod nötigſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerte; mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dienet. Sei menſchlich oder ſei Barbar — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Haß und deine Sanftmut begleiten.

Lehre mich deine Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmut Natur — Treu, wie du, habe ich an der Schönheit gehangen, von dir laß mich lernen die verfehlte Luſt des Beglückens verſchmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen

Mut nicht verliere — laß mich deine glückliche Blindheit mit dir teilen. Verbirg mir in deinem stillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond seine strahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder sähe, dessen Pfad sie beleuchten soll? — Zu dir flüchte ich dieses liebende Herz — Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. — Hier, wo mir seine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindselige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verscheucht, abgeschieden von dem Geschlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daseins in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit entrichten. Sich umschauend. Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit, deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande, aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mir Wolken in den silberklaren Strom — wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.

Er will aufstehen. Angelika steht vor ihm.

Achte Szene.

von Hutten. Angelika.

Angelika, tritt schüchtern zurück. Es war Ihr Befehl, mein Vater — Aber wenn ich Ihre Einsamkeit störe —

von Hutten, der sie eine Zeitlang stillschweigend mit den Augen mißt, mit sanftem Vorwurf. Du hast nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika, betroffen. Mein Vater —

von Hutten. Du wußtest um diesen Überfall — Gesteh es — du selbst hast ihn veranlaßt.

Angelika. Ich darf nicht nein sagen, mein Vater.

von Hutten. Sie sind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verstanden. Sieh, du hast nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Abſichten verdienen Verzeihung.

von Hutten. Du haſt um dieſe Menſchen geweint. Leugne es nur nicht. Dein Herz ſchlägt für ſie. Ich durchſchaue dich. Du mißbilligſt meinen Kummer.

Angelika. Ich verehre ihn, aber mit Tränen.

von Hutten. Dieſe Tränen ſind verdächtig — Angelika — du wankſt zwiſchen der Welt und deinem Vater — Du mußt Partei nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen iſt — Einem von beiden mußt du ganz entſagen oder ganz gehören — Sei aufrichtig. Du mißbilligſt meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht iſt.

von Hutten. Glaubſt du? Glaubſt du wirklich? — Höre, Angelika. — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entſcheidende Probe ſetzen. — Du wankſt, und ich habe keine Tochter mehr. — Setze dich zu mir.

Angelika. Dieſer feierliche Ernſt —

von Hutten. Ich habe dich rufen laſſen. Ich wollte eine Bitte an dich tun. Doch ich beſinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie ſtehen an, ſie zu nennen?

von Hutten. Der heutige Tag hat mir eine ernſtere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahr alt. Schwere Schickſale haben mein Leben beſchleunigt, es könnte geſchehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — er ſteht auf. Ja, wenn du weinen mußt, ſo haſt du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika. O halten Sie ein, mein Vater — nicht dieſe Sprache. Sie verwundet mein Herz.

von Hutten. Ich möchte nicht, daß es mich überraſchte, ehe wir miteinander in Richtigkeit ſind. — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt. — Der Bettler ſcheidet ebenſo ſchwer von ſeiner

Armut als der König von ſeiner Herrlichkeit. — Du biſt alles, was ich zurück laſſe.

Stillſchweigen.

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir. — Ich gehe und laſſe dich zwiſchen zwei Abgründen ſtehen. Du wirſt weinen, meine Tochter, oder du wirſt beweinenswürdig ſein. — — Bis jetzt gelang mirs, dieſe ſchmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke ſiehſt du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika. O möchte ſich dieſes Auge erheitern, mein Vater. — Ja, dieſe Welt iſt ſchön.

von Hutten. Ein Widerſchein deiner eignen ſchönen Seele, Angelika. — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden. — Dieſen lieblichen Anblick wird ſie fortfahren dir zu geben, ſolange du dich hüteſt, den Schleier aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, ſolange du Menſchen entbehren wirſt und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmoniſch begegnet.

von Hutten ſchnell und ernſt. Du wirſt es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. Nach einem Stillſchweigen, wobei er in Gedanken verloren ſaß. Unſre Seele, Angelika, erſchafft ſich zuweilen große bezaubernde Bilder, Bilder aus ſchöneren Welten, in edlern Formen gegoſſen. In fern nachahmenden Zügen erreicht ſie zuweilen die ſpielende Natur, und es gelingt ihr, das überraſchte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuſchen. — Das war deines Vaters Schickſal, Angelika. Oft ſah ich dieſe Lichtgeſtalt meines Gehirnes von einem Menſchenangeſicht mir entgegenſtrahlen, freudetrunken ſtreckte ich die Arme darnach aus, aber das Dunſtbild zerfloß bei meiner Umhalſung.

Angelika. Doch, mein Vater —

von Hutten unterbricht ſie. Die Welt kann dir nichts darbieten, was ſie von dir nicht empfinge. Freue dich deines Bildes

in dem ſpiegelnden Waſſer, aber ſtürze dich nicht hinab, es zu umfaſſen; in ſeinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen ſie dieſen ſchmeichelnden Wahnſinn. Hüte dich, an dieſes Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter ſo lieblich malen. Das Geſchöpf, das du anbeteſt, biſt du ſelbſt; was dir antwortet, iſt deine eigene Echo aus einer Totengruft, und ſchrecklich allein bleibſt du ſtehen.

Angelika. Ich hoffe, es gibt noch Menſchen, mein Vater, die — von denen — —

von Hutten aufmerkſam. Du hoffeſt es? — Hoffeſt! — Er ſteht auf. Nachdem er einige Schritte auf und niedergegangen. Ja, meine Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen laſſen, indem er vor ihr ſtehen bleibt und ſie forſchend betrachtet. Du biſt ſchneller geweſen als ich, meine Tochter. — Ich verwundere mich — ich erſchrecke über meine ſorgloſe Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verſtehe nicht, was Sie meinen.

von Hutten. Das Geſpräch kommt nicht zu frühe. — Du biſt neunzehn Jahr alt, du kannſt Rechenſchaft von mir fordern. Ich habe dich herausgeriſſen aus der Welt, der du angehörſt, ich habe in dieſes ſtille Tal dich geflüchtet. Dir ſelbſt ein Geheimnis, wuchſeſt du hier auf. Du weißt nicht, welche Beſtimmung dich erwartet. Es iſt Zeit, daß du dich kennen lerneſt. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater —

von Hutten. Deine Beſtimmung iſt nicht, in dieſem ſtillen Tal zu verblühen. — Du wirſt mich hier begraben, und dann gehörſt du der Welt an, für die ich dich ſchmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich ſtoßen, wo Sie ſo unglücklich waren?

von Hutten. Glücklicher wirſt du ſie betreten. Nach einem Stillſchweigen. Auch wenn es anders wäre, meine Tochter. —

Deine Jugend ist ihr schuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfst du nicht mehr. Mein Amt ist geendigt. In verschlossener Werkstätte reifte die Bildsäule still unter dem Meißel des Künstlers heran; die vollendete muß von einem erhabeneren Gestelle strahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

von Hutten. Einen einzigen Wunsch behielt ich noch zurücke. Zugleich mit dir wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der sich auf diesen Wangen verklärte, mit jeder schönern Blüte dieses Geistes, mit jedem höhern Klang dieses Busens sprach er lauter in meinem Herzen. — Dieser Wunsch, meine Tochter — reiche mir deine Hand.

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

von Hutten. — Angelika! Du bist eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichtum kennt niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohltätigkeit nicht erschöpfen kann. — — Du kannst den Unersättlichsten überraschen.

Angelika. So tief, mein Vater, lassen Sie mich sinken!

von Hutten. — Du bist ein schönes Mädchen, Angelika. Laß deinen Vater dir gestehen, was du keinem andern Manne zu danken haben sollst. Deine Mutter war die Schönste ihres Geschlechtes — du bist ihr geschontes veredeltes Bild. Männer werden dich sehen, und die Leidenschaft wird sie zu deinen Füßen führen. Wer diese Hand davonträgt —

Angelika. Ist das meines Vaters Stimme? — O ich höre es. Sie haben mich aus Ihrem Herzen verstoßen.

von Hutten mit Wohlgefallen bei ihrem Anblick verweilend. Diese schöne Gestalt belebt eine schönere Seele — Ich denke mir die Liebe in diese friedliche Brust. — Welche Ernte blüht hier der Liebe. — O dem Edelsten ist hier der schönste Lohn aufgehoben.

Angelika tief bewegt, ſinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Geſicht in ſeinen Händen.

von Hutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du mir alles dies ſchuldig biſt? Ich habe Schätze geſammelt für deine Wohltätigkeit, deine Schönheit hab ich gehütet, dein Herz hab ich bewacht, deines Geiſtes Blüte hab ich entfaltet. Eine Bitte gewähre mir für dies alles — in dieſe einzige Bitte faſſe ich alles zuſammen, was du mir ſchuldig biſt — wirſt du ſie mir verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum dieſen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

von Hutten. Du beſitzeſt alles, was einen Mann glücklich machen kann, er hält hier inne und mißt ſie ſcharf mit den Augen. Mache nie einen Mann glücklich.

Angelika. Verblaßt, ſchlägt die Augen nieder.

von Hutten. — Du ſchweigſt? — dieſe Angſt — dieſes Zittern — Angelika!

Angelika. Ach, mein Vater —

von Hutten ſanfter. Deine Hand, meine Tochter — verſprich mir — gelobe mir — was iſt das? Warum zittert dieſe Hand? Verſprich mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika in ſichtbarer Verwirrung. Nie, mein Vater — als mit Ihrem Beifall.

von Hutten. Auch wenn ich nicht mehr bin — ſchwöre mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika kämpfend, mit bebender Stimme. Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht ſelbſt dieſes Verſprechens mich entlaſſen.

von Hutten. Alſo niemals. Er läßt ihre Hand los. Nach einem langen Stillſchweigen. Sieh dieſe welken Hände! Dieſe Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis ſteht vor dir, der ſich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich

bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! — Das taten die Menschen. — Das ganze Geschlecht ist mein Mörder. Angelika — begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelspiel enden. Diese Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Tränen betaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erste Träne, die du der Liebe weinst, vermischt dich wieder mit diesem niedern Geschlechte — die Hand, die du einem Mann am Altare reichst, schreibt meinen Namen an die Schandsäule der Toren.

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönne Sie, daß ich —

Sie will gehen, Hutten hält sie zurück.

von Hutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag ich keinen Haß gegen die Menschen. Der tut mir unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur — nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Toren, der die Edeln entgelten läßt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, ist vergessen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Besten und Edelsten geschlagen.

Angelika. Öffnen Sie es den Besten und Edelsten — Sie werden heilenden Balsam in diese Wunden gießen. Brechen Sie dieses geheimnisvolle Schweigen.

von Hutten nach einigem Stillschweigen. Könnt ich dir die Geschichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das süße Vertrauen auf dich selbst nicht entreißen. — Ich will den Haß nicht in diesen friedlichen Busen führen. Verwahren möcht ich dich gegen die Menschen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöschen in deiner Brust,

und erhalten möchte ich dieſe heilige Flamme. Ehe ſich eine neue und ſchönere Schöpfung von ſelbſt hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen.

Pauſe. Angelika neigt ſich über ihn mit tränenden Augen.

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den ſeligen Glauben an die Menſchen, die dich jetzt noch gleich holden Erſcheinungen umſpielen; er war heilſam, er war notwendig, den göttlichſten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weiſe Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt ſie um unſern jugendlichen Geiſt, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieſer hinfälligen Stütze ſpinnt ſich der zarte Schößling hinauf und umſchlingt die nachbarliche Welt mit tauſend üppigen Zweigen. Aber ſoll er, ein königlicher Stamm, in ſtolzer Schönheit zum Himmel wachſen — o dann müſſen alle dieſe Nebenzweige erſterben und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in ſich ſelbſt, in gerader Richtung über ſich ſtreben. Still und ſanft fängt die erſtarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen und dem göttlichen Ideale, das ſich in ihrem Innern verklärt, entgegenzutragen. Dann bedarf unſer ſeliger Geiſt jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Glut der Begeiſterung lodert fort an einem innern unſterblichen Zunder.

Angelika. Ach, mein Vater! Wieviel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf dieſem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Laſſen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von ſelbſt von mir Abſchied nimmt. Wie ſoll ich — wie kann ich außer mir haſſen, was Sie mich in mir ſelbſt lieben lehrten! Was Sie ſelbſt in Ihrer Angelika lieben?

von Hutten mit einiger Empfindlichkeit. Die Einſamkeit hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menſchen muß ich dich führen, damit du ſie zu achten verlerneſt. Du ſollſt ihm nachjagen, deinem lieblichen Phantom — du ſollſt dieſes Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beſchauen. — Wohl mir, daß ich

nichts dabei wage. — Ich habe dir einen Maßstab in dieser Brust mitgegeben, den sie nicht aushalten werden. Mit stillem Entzücken sie betrachtend. O noch eine schöne Freude blüht mir auf, und die lange Sehnsucht naht sich ihrer Erfüllung. — Wie sie staunen werden, von nie empfundnen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte stelle. — Ich habe sie — ja ich habe sie gewiß — ihre Besten und Edelsten will ich in dieser goldenen Schlinge verstricken — Angelika! Er naht sich ihr mit feierlichem Ernste und läßt seine Hand auf ihr Haupt niedersinken. Sei ein höheres Wesen unter diesem gesunknen Geschlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Übe Taten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmut des Helden, die die Weisheit des Weisesten erschöpfen. Mit der unwiderstehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmut triumphiere meine verurteilte Tugend. Milder strahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne sich endlich ihren siegenden Strahlen. Bis hieher führe sie — bis sie den ganzen Himmel sehen, der an diesem Herzen bereitet liegt, bis sie nach diesem unaussprechlichen Glück ihre glühenden Wünsche ausbreiten — und jetzt fliehe in deine Glorie hinauf — in schwindligter Ferne sehen sie über sich die himmlische Erscheinung! Ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unserm sterblichen Arm in des Äthers heiligen Feldern. — Zum Schattenbilde wurden sie mir, da ich nach Wesen dürstete, in Schatten zerfließe du ihnen wieder. — So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — du weißt, wer du bist — ich habe dich meiner Rache erzogen.*

Er entfernt sich.

---

* Die hier eingerückten Szenen sind Bruchstücke eines Trauerspiels, welches schon vor mehreren Jahren angefangen wurde, aber aus verschiednen Ursachen unvollendet bleibt. Vielleicht dürfte die Geschichte dieses Menschenfeindes und dieses ganze Charaktergemälde dem Publikum einmal in einer anderen Form vorgelegt werden, welche diesem Gegenstand günstiger ist als die dramatische. d. V

Die Sendung Moſes.

[1790.]

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Teil der bewohneten Erde beherrſchen, das Chriſtentum und der Islamismus, ſtützen ſich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtentum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der moſaiſchen Religion einen großen Teil der Aufklärung danken, deren wir uns heutigestags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Teil des Menſchengeſchlechtes alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließenden Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus dieſem Standpunkt betrachtet, muß uns die

Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasſelbe zu ſein. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen und ebenſowenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr Koſtbares aufbewahret worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Kanal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſein, dem ebräiſchen Volk einen Wert aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Ägypten und wurden erſt in Ägypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr 400 Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen 600000 ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreich zogen. Während dieſes langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Ägyptern, abgeſondert ſowohl durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingebornen des Landes zum Abſcheu machte und von allem Anteil an den bürgerlichen Rechten der Ägypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staat aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgnis der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs,

durch ihre nomadiſche Lebensart müßig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden und leicht in Verſuchung geraten, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit riet alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichen Frondienſt und ſtellte beſondre Vögte an, ſie anzutreiben und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu verteilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieſes erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Ägypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er notwendig haben mußte. Als der König der Ägypter der Familie Jakobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmütig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Teil dieſer Nachkommenſchaft dabei Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Ebräer nicht in gleichem Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo mußte ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt auf eine der Geſundheit höchſt nachteilige Art in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen.

Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Übel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüten. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelsſtrichs, der Ausſatz, riß unter ihnen ein, erbt ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quelle des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Übel entſtand endlich eine erbliche Stammeskonſtitution. Wie allgemein dieſes Übel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugnis der Profanſkribenten, des Ägyptiers Manetho, des Diodor von Sizilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes kennen, beweiſt, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Ägyptern geweſen ſei.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Ägypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Ägypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang,

die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen ebenſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Deſpoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten; die Hebammen in Ägypten wußten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewalttätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich mußte die ägyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen und, wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Ebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Ägypter ſelbſt, wenn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand und ſich gewiß nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals ebenſo unfähig als unwürdig ſcheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Ägypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine 300jährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüſſen; durch eine ſo lange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Tier heruntergeſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrloſten Menſchenraſſe ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt,

einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Überlegenheit über ſeine verfeinerte Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte ebenſowenig als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu ein kühner und heldenmütiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löſt, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Ökonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Ökonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebornen Ägypter fehlte es an der nötigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Ebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Ebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk und verſchaffte ihm den Genuß ägyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Ebräer, ägyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine ebräiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freiſtatt bei ſich zu gewähren. Die Not gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeikam und wo es dieſer alſo in die Augen fallen mußte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und

da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine ebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweitenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nötig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptierte ihn und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter und als ſolcher aller Vorteile teilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigentum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtsſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuten läßt, daß er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte und welchen Anteil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugnis alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel

Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet ſein. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſei von den ägyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbolen und Hieroglyphen wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Tiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugnis beſtätigen mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man ägyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien und dem, was Moſes nachher getan und verordnet hat, eine merkwürdige Ähnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und ſelbſt bei denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigentum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreiung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſche Ökonomie der Natur getan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrtümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Ägypten der erſte kultivierte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Ägypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee

ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern, durch wer weiß wie viele Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigentum einer ganzen kleinen Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfodert wird, die Idee eines einigen Gottes recht zu faſſen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrſchende Religion war, notwendig mit ſich bringen mußte, ſo begriff man bald, daß es unvorſichtig, ja gefährlich ſein würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen und ſie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen noch hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſein würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Überdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigentum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund einzunehmen und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehen wollte,

mit einem geheimnisvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſei, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vorteil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anſtalten, die dieſem Zweck angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüt ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Empfindung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Genüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüts durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſternis und Licht und dergleichen.

Dieſe Zeremonien, mit jenen geheimnisvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter den Namen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis und waren das Vorbild, wonach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothrazien und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint außer Zweifel geſetzt, daß der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis während ihres unverdorbenen Zuſtandes Einheit Gottes und Widerlegung des Paga-

nismus war, und daß die Unſterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe teilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Übertritt aus der Finſternis zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrtümern gereinigt, erſt durch mancherlei Vorbereitungen gegangen ſein mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stufen oder Grade, und erſt im innern Heiligtum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Namen. Ein Name, ſagten ſie, iſt bloß ein Bedürfnis der Unterſcheidung, wer allein iſt, hat keinen Namen nötig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt", und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin alles, was iſt, was war und was ſein wird, kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao — oder J-ha-ho, ein Name, der mit dem hebräiſchen Jehovah faſt gleichlautend, auch vermutlich von dem nämlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Name wurde in Ägypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligtums dem Einzuweihenden vorſang, war dies der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben

wurde. Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſein ſchuldig.

Eine vorläufige notwendige Zeremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die ägyptiſchen Myſterien unterwerfen mußte. Dieſe Unterſcheidung von andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältnis zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſein ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut ausartete, der Geheimniskrämerei und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Prieſter oder einer eigenen Klaſſe von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſei.

In den ägyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehreren Tiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammenwerfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Tier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Tier oder dem Stier und endlich von dem mächtigſten aller Tiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht

des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligtum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Notwendigkeit entſchuldigt; er ſchien unter zwei Übeln das geringere zu ſein, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was anfangs nur bloße Nothilfe geweſen, nämlich das Geheimnis, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählich zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vorteil darin, es immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntnis des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegenteils zu werden und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüter nicht zu verlieren und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten und die

Zugänge zu dem Heiligtum durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts oder in den Anfang ſeiner Verderbnis fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereien ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und in Beiſein des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweiſt, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Zeremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegeneinander abgewogen und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks getan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter ver-

weilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bei den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſein, worunter es ſeufzen mußte.

Die ägyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſei, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptiſchen Fronvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Ägypter. Bald wird die Tat ruchbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Ägypten meiden und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſein konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Ägypten recht beurteilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Ägypten zum Viehhirten in Arabien! Vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie ſchwer mußte er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hilfe bei der Vergangenheit und Zukunft und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Szenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eigenes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb, zu handeln und ſich hervorzutun, geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren geſammelt, alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schickſal, dieſe Wüſte ſoll nicht die Grenze ſeiner Tätigkeit werden, zu etwas Großen hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächſten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Ägypten wäre er ein Ägypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich will dieſes Volk erlöſen.“

Aber welche Möglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen? Unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bei weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Mut, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Taten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat

alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks ebenſowenig fähig als würdig. Von dieſem Volk ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreiung desſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohltat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wiedergeben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmut, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Ägypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daß es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bei der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht mutloſer als jemals in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hilfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein andres als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Mut machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu tun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er

ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimieren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen, er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſichs: welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbteil weniger ägyptiſchen Weiſen iſt und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß der Auswurf Ägyptens etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die wenigſten faßten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntnis des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntnis desſelben würde ſeinen Entwurf viel mehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Hebräer ja nicht mehr als um irgendein andres Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihre Sache mit den Ägyptern ausfechten und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit, wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohltätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohltätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Überzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es

ihm bald an Mut, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohltat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt, ſeinem Volk zu erweiſen; er will ſie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſein. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind, ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfnis eben jetzt von ihm fordern. Er paßt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will, er paßt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemütern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt,

nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrtum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloß, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum einzigen und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwei wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchließend beſitzen zu wollen, mußte nun zum Vorteil der Wahrheit geſchäftig ſein und ſeiner Lehre vom einigen Gott Eingang verſchaffen. Freilich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt, aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrtum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und alles, was er dabei gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Mißverſtändnis ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend, wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältnis, das ſie ſelbſt gegen die Ägypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Ägypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben,

und daß dieſer Beſchützer erwacht ſei aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Taten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bei ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auch die Art und Weiſe, wie er ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſſigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Namen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dies war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen mußte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechſlung mit irgendeinem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändnis Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Myſterien führt. „Ich werde ſein, der ich ſein werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſein, der hat mich zu euch geſendet.“

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Namen. Dieſer Name mußte aber dem dummen Volk der Hebräer durch-

aus unverſtändlich ſein. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabei denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte ſich lieber dieſem Übelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieſer war: Die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daß die ägyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daß er ſich gerade denſelben Namen gibt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er mußte ſich auch als einen mächtigen Gott legitimieren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dies war um ſo nötiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Ägypten eben keine große Meinung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bei ihnen nur durch einen dritten einführte, ſo mußte er ſeine Kraft auf dieſen legen und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt als die Macht und Größe deſſen, der ihn ſandte, darzutun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo mußte er ſie durch Wundertaten unterſtützen. Daß er dieſe Taten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war alles, was ſie ſollte — bei uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beiſpiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erſchiene. — Moſes aber legt ſeinem Jehovah den Befehl

in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen ſollte; denn er wußte ſehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hilfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungs-Zeremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß zum Beiſpiel ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſein könnte — er kam alſo dieſem Übelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehova ſelbſt mußte ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht mußte alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung aufnötigte. Überhaupt malt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus in ſeiner Erzählung, was den Iſraeliten ſo wie uns am allerſchwerſten eingehen mußte, zu glauben, und es iſt kein Zweifel, daß er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das iſraelitiſche Volk aus Ägypten führen und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bei dieſem Unternehmen entgegenſetzen würden, weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſei, bis man ihm Selbſtvertrauen, Mut, Hoffnung und Begeiſterung gegeben, weil er vorausſah, daß ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde, ſo begreift er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe.

Er gibt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Ägypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht getan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anders geben muß, und

weil ſie dieſes andre erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nötig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muß er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiß er, daß die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muß alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Ägypten als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muß ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein großer und edler Menſch, der ein Werk, das dauern ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der Tat glücklich und daurend glücklich machen, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muß er ſie überreden, hinreißen, beſtechen. Er muß alſo dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidniſches Gewand umhüllen und muß zufrieden ſein, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes Heidniſche ſchätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daß alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzuſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bei allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug oder Irrtum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich,

wie wir geſehen haben, in Ägypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo zum Beſten der Welt und der Nachwelt ein Verräter der Myſterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit teilnehmen, die bis jetzt nur das Eigentum weniger Weiſen war. Freilich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darin hatten die ägyptiſchen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft, die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben.*

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.**

Übergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Tier leitet, mußte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfnis der Nahrung an; was er zur Befriedigung desſelben brauchte, hatte ſie in reichlichem Vorrat um ihn herumgelegt, und durch Geruch und Geſchmack

* Ich muß die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Über die älteſten hebräiſchen Myſterien von Br. Decius verweiſen, welche einem berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat und woraus ich verſchiedne der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe. d. V.

** Es iſt wohl bei den wenigſten Leſern nötig, zu erinnern, daß dieſe Ideen auf Veranlaſſung eines Kantiſchen Aufſatzes in der Berliner Monatsſchrift entſtanden ſind. A. d. V.

leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Art war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Tier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge, der Sprache, bauen und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüt faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtnis nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dies mußte ſein, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtillgeſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Tiere geworden, — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wäre er niemals getreten, frei und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Tierheit wäre er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas andern beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Anteil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den

er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wär es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinaufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Tiere diesem noch dienen. Was war also unvermeidlich? Was mußte geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegenrücken sollte? Sobald seine Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüft hatte, verstieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Großes tat, er selbst riß ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft, von dem Instinkte nur von ferne begleitet, warf er sich in das wilde Spiel das Lebens, machte er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntnis verbot, in eine Stimme seines Instinktes verwandeln, der ihn von diesem Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts andres als — ein Abfall von seinem Instinkte — also erste Äußerung seiner Selbsttätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Übel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte, von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein geleget. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt und, wo es sich tun läßt, nütz-

liche moraliſche Lehren daraus zieht, aber der Philoſoph hat nicht weniger recht, der menſchlichen Natur im großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Tieren. Die Not trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit und eine Überlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er mußte Waffen erfinden und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Not und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innrer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbsttätigkeit, hätte ihn bald in seiner müßigen Glückseligkeit verfolgt und ihm die Freuden verekelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildnis verwandelt und dann die Wildnis zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Tiere und eine stürmische Natur! — Die Not drängte ihn, Leidenschaften wachten auf und waffneten ihn bald gegen seinesgleichen. Mit dem Menschen mußte er um sein Dasein kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vorteil voraus: Sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, hatten tun müssen, kamen ihren Kindern zugut und wurden diesen schon in ihrem zärtesten Alter spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat und fortfahren wird, zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Überlieferung der Begriffe.

Die mosaische Urkunde verläßt uns hier und überspringt einen Zeitraum von 15 und mehreren Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, so muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Tieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre notwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hilfsmittel bei der Geburt wahrſcheinlich von der Not gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beide nur ein geſellſchaftliches Verhältnis, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältnis kennen — elterliche Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art als das erſte es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloß auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfnis des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältnis, worin ſie bisher zueinander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Teilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieſer Gelegenheit in dem andern neue ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältnis. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß ſinnliche Wohlgefallen aneinander erhob ſich zur Hochachtung, aus der

eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehlichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählich ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in seinesgleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geschwisterliebe. Eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohlwollens zum erstenmal außer ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten beide, solange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, taten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloser Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften! welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgeteilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Übung gesetzt und durch Übung entwickelt, die Sprache wurde schon reicher und malte schon bestimmter und wagte sich schon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendungen der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr

vorhanden, daß ſie zur Nachahmung der Tiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Kultur äußerte ſich ſchon bei der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſcheidet ſich alſo hier ſchon in zwei verſchiedne Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künſte des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Not, der Natur ſeinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erſte Anbau gleich Getreidebau geweſen, wozu ſchon ſehr große Zurüſtungen nötig ſind, und es iſt dem Gang der Natur gemäß, ſtets von den einfachern zu dem zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächſt in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelaſſen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte dieſe beiden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte düngen und begießen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſein, den er zum Gebrauch

der Tiere machte, aber auch hier fing er, wie überall, bei dem natürlichen und unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Tiers, ehe er Hand an sein Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Tiermilch zu bedienen. Nicht sobald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um diese Speise jederzeit bereit und im Vorrat zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Tier entgegenführen wollte. Er verfiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Tiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Herde; diese mußte er aber unter denjenigen Tieren suchen, die gesellig leben, und er mußte sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er mußte sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kräften überlegen war und welche von Natur weniger Wildheit besaßen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Tieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Notwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und solange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Herde Nahrung im Überfluß darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzusuchen und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Überfluß lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war keinem Wechsel weder der Jahrszeit noch der Witterung unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Los des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Sklavisch war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und

mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachstum desſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hilfe kommen, wenn der andre ſeine Herde ſelbſt für ſich ſorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachſen. Wie mühſam mußte ſeine Lebensart ſein, ehe die Pflugſchar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu teilen.

Das Aufreißen des Erdreichs, Ausſaat und Wäſſerung, die Ernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erfoderte dieſes alles! und welche Arbeit erſt nach der Ernte, bis die Frucht ſeines Fleißes ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft mußte er ſich gegen wilde Tiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabei noch immer die Frucht ſeines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziele noch zu rauben und ihn dem Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Los des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Los des Hirten, und ſeine Seele mußte in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo mußte ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er mußte — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen, dieſe unglückliche Leidenſchaft mußte bei der erſten Ungleichheit unter Menſchen erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte.

Die sorglose Fröhlichkeit des Hirten tat ihm wehe. Er haßte ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlaß in Gewalttätigkeit ausbrechen mußte. Dieser Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtsame eines jeden hatte zu dieser Zeit noch keine bestimmten Grenzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinandergesetzt hätten. Jeder glaubte noch, einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Verteilung in Eigentum sollte erst durch eintretende Kollisionen herbeigeführt werden. Gesetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Herde abgeweidet und fühlte doch auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was tat er also? worauf mußte er natürlicherweise verfallen? Er trieb seine Herde in die Pflanzungen des Ackermanns oder ließ es wenigstens geschehen, daß sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrat für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren.

Das natürliche Gefühl für Billigkeit hätte ihn zwar schon für sich allein davon abhalten sollen — aber auch dieses Gefühl hatte zu seiner Ausbildung in der Brust des Menschen Übung und Anlässe nötig, und seine Stimme war für den dringendern Ruf des Bedürfnisses noch zu leise. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so räsonierte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum erstenmal kam der Mensch in Kollision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Tiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu tun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindliches Raubtier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubtier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte.

Die Mißgunst und der Haß, den er schon lange Jahre in seiner Brust herumgetragen hatte, wirkten mit, ihn zu erbittern; und ein

mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Kolliſion der Menſchen. So geſchah der erſte Mord in der Geſellſchaft.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltnes geweſen und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſei, ſich in Ehen einzuſchränken und mit einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der erſte Menſch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweiten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältnis der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich geweſen ſei, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältnis zeigte und Wahlen ſtattfanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Ebenſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein.

Das väterliche Ansehn hatte die Natur gegründet, weil sie das hilflose Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung mußte der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch selbst Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend mußte er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehn zugestehen. Dieses Ansehn des Stammherrn mußte sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens, mußte ihm ohnehin über jeden, der jünger war, eine natürliche Überlegenheit geben. In jeder strittigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauches gründete sich endlich eine natürliche sanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünstigt, einige schwächlicher geboren als die andern, es gab also Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem mußte der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden und sich künftig jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte oder seinen Überfluß in Anspruch nahm. Der Arme

und Schwache bedurfte ſeines Beiſtandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das eine alſo wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; ſeinen Reichtum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; viele alſo ſah er um ſich, die minder glücklich als er waren, viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fing an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem einzigen, zugute; alſo ſchloß er, dieſe vielen ſeien des einzigen wegen da. — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Deſpoten.

Der Sohn des Reichen fing an, ſich beſſer zu dünken als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen.

Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren, ſchon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mußte alles beſſer und alles in reicherm Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber.

Immerwährender Genuß ſtumpft aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den

sinnlichen Trieb nur befriedigte: er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche.

Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, daß alles sein sei, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm alles hinging, so erlaubte er sich alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung seiner Lüste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so mußte die Sittenverderbnis bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt tun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reißender mußte sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erstenmal zeigen sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unechten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine große Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht auseinander gesetzt hat. Diese Bastard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmäßigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, sobald er tot war. Hinausgestoßen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweise in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herren Knecht sein.

Ohne das erſte zu ſein, dünkten ſie ſich zu dem letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was ſollten ſie alſo tun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war alles, was ihnen geblieben war: nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten fürchterlich und erpreßten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegestaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Überfluß dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchaliſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieſer Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſte Stadt gebaut und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu tun im Begriff war.

Der erſte König.

Aſien, durch die Überſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, mußte bald wilden Tieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbaren Erdreich, als auf die Überſchwemmung folgte, ſchnell und in großer Anzahl vermehrten und ihre Herrſchaft da ausbreiteten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu tun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue

Menſchengeſchlecht bebauete, mußte den wilden Tieren erſt abgerungen und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie verteidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſein müſſe, laſſen uns außer mehreren Stellen der Schrift die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchließen, die den Bezwingern wilder Tiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Ödipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet, ſo erwarben ſich Perſeus, Herkules, Theſeus und viele andre ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohltäter der Menſchen, und um glücklich darin zu ſein, mußte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. Die Jagd gegen dieſe Tiere war, ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüten begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in großen Haufen angeſtellt, die immer der Tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Mut und ſein Verſtand eine natürliche Überlegenheit über die andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegestaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele Hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Taten der Tapferkeit zu tun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäßigen Dispoſitionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigierte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzuteilen und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Taten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgetan, ſo wirkten Furcht und Bewunderung zu ſeinem Vorteil, daß man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter

ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war er, den alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun geteilt, ſo mußte billigerweiſe die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich andre verbinden und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohltaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schar von Mameluken daraus gebildet, die ſeine Anmaßungen mit wildem Eifer unterſtützte und jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutsbeſitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Herde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſein, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen ließ und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch dieſe Erwerbungen verteilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens und vergrößerte dadurch immermehr die Zahl ſeiner Kreaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freiwilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen andern, denen er hätte ſchaden können, einfoderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichtum und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte und durch

ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellierte der Jäger natürlicherweise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebieterischen Scharen versagen? Er war der Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohltäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit für den gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Ebenso ists mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegrischen Haufens, Überwinder von Ungeheuern, Wohltäter ihrer Nation. Aus kriegrischen Anführern wurden sie allmählich Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man tut unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des ersten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, so waren sie schon ein Volk, schon eine formierte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen, der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das

Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freigeborner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehn hatten. Eine ſchon ehmals geduldete Gewalt läßt ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läßt ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freiwilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), ſondern Gewalt und Glück und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzen.

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.

[1790.]

Um den Lykurgiſchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politiſche Lage von Sparta zurückſehen und die Verfaſſung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er ſeinen neuen Entwurf zum Vorſchein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt verſehen, ſtanden an der Spitze des Staats; jeder eiferſüchtig auf den andern, jeder geſchäftig, ſich einen Anhang zu machen und dadurch die Gewalt ſeines Throngehilfen zu beſchränken. Dieſe Eiferſucht hatte ſich von den zwei erſten Königen Prokles und Euryſthen auf ihre beiderſeitigen Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, daß Sparta während dieſes langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König ſuchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu beſtechen, und dieſe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwiſchen Monarchie und Demokratie ſchwankte der Staat hin und wieder und ging mit ſchnellem Wechſel von einem Extrem auf das andre über. Zwiſchen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichtum floß in wenigen Familien zuſammen. Die reichen Bürger tyranniſierten die Armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte ſich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen mußte der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austeilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Übel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erschien, wo Lykurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet sei. Aber man benahm ihm diese Furcht und brachte ihn sogar dahin, daß er selbst den Plan des Lykurgus tätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin und her geworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht als Gegengewicht in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und also 30 mit den Königen, sollten auf die Seite des Volkes treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und, wenn im Gegenteil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch ward es jedem Teile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und ebensowenig konnte das Volk das Übergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn

nämlich der Senat ſelbſt ſeine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte ſich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volk verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften ſich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieſer letzte fing daher bald an, dieſe vorteilhafte Lage zu benutzen und einen ausſchweifenden Gebrauch von ſeiner Gewalt zu machen, welches um ſo mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, ſich miteinander einzuverſtehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen dieſe Lücke und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Dieſe war: das ganze Land in gleichen Teilen unter den Bürgern zu verteilen und den Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta ſelbſt in 9000 Felder geteilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen ſchönen reizenden Anblick, und Lykurgus ſelbſt weidete ſich an dieſem Schauſpiel, als er in der Folge das Land durchreiſte. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter ſich teilten.

Ebenſo gerne, wie die Äcker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter verteilt, aber dieſem Vorhaben ſtellten ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er verſuchte alſo durch Umwege zu dieſem Ziele zu gelangen und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von ſich ſelbſt fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und ſilbernen Münzen zu verbieten und an ihrer Statt eiſerne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und ſchweren Stück Eiſen einen ſehr geringen Wert, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldſumme aufzubewahren, und viele Pferde, um ſie fortzuſchaffen. Ja, damit man nicht einmal verſucht werden möchte, dieſes Geld des

Eisens wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so ließ er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer sollte nun stehlen oder sich bestechen lassen oder Reichtümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Üppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Spartas eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andre hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen; kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen, denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andre Art der Üppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen und alle dieselbe vorgeschriebene Kost miteinander teilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen und sich durch eigne Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder mußte monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Fünfzehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse mußte alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so strenge gehalten, daß selbst Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlin allein

ſpeiſen wollte, eine abſchlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speiſen der Spartaner iſt die ſchwarze Suppe berühmt, ein Gericht, zu deſſen Lobe geſagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer ſein, weil es kein ſo großes Übel wäre, zu ſterben, als ihre ſchwarze Suppe zu eſſen. Ihre Mahlzeit würzten ſie mit Luſtigkeit und Scherz, denn Lykurg ſelbſt war ſo ſehr ein Freund der geſelligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in ſeinem Hauſe einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung gewann Lykurgus für ſeinen Zweck ſehr viel. Aller Luxus an koſtbarem Tafelgeräte hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tiſch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt getan, geſunde und ſtarke Körper waren die Folge dieſer Mäßigkeit und Ordnung, und geſunde Väter konnten dem Staate ſtarke Kinder zeugen. Die gemeinſchaftliche Speiſung gewöhnte die Bürger, miteinander zu leben und ſich als Glieder desſelben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine ſo gleiche Lebensweiſe auch auf die gleiche Stimmung der Gemüter Einfluß haben mußte.

Ein ander Geſetz verordnete, daß kein Haus ein andres Dach haben durfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andre Türe, als die bloß mit Hilfe einer Säge gemacht worden ſei. In ein ſo ſchlechtes Haus konnte ſich niemand einfallen laſſen, koſtbare Meublen zu ſchaffen, alles mußte ſich harmoniſch zu dem Ganzen ſtimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit getan ſei, Geſetze für ſeine Mitbürger zu ſchaffen, er mußte auch Bürger für dieſe Geſetze erſchaffen. In den Gemütern der Spartaner mußte er ſeiner Verfaſſung die Ewigkeit ſichern, in dieſen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertöten.

Der wichtigſte Teil ſeiner Geſetzgebung war daher die Erziehung, und durch dieſe ſchloß er gleichſam den Kreis, in welchem der ſpartaniſche Staat ſich um ſich ſelbſt bewegen ſollte. Die

Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte sie rauben und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Ältesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande

zu erwarten. Lykurgus wählte dieſes Mittel, um ſie frühe an Liſt und Ränke zu gewöhnen, Eigenſchaften, die er für den kriegeriſchen Zweck, zu dem er ſie bildete, ebenſo wichtig glaubte als Leibesſtärke und Mut. Wir haben ſchon oben geſehen, wie wenig gewiſſenhaft Lykurgus im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, ſeinen politiſchen Zweck zu verfolgen. Übrigens muß man in Betracht ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieſer befohlene Diebſtahl in Sparta den politiſchen Schaden anrichten konnten, den ſie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, ſo war ſie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Wert auf dem Eigentum ruhte und faſt alle Güter gemeinſchaftlich waren, ſo war die Sicherheit des Eigentums kein ſo wichtiger Punkt und ein Angriff darauf — beſonders wenn der Staat ſelbſt ihn lenkte und Abſichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, ſich zu ſchmücken, ausgenommen, wenn ſie in das Treffen oder in ſonſt eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare ſchön aufzuputzen, ihre Kleider zu ſchmücken und Zieraten an den Waffen zu tragen. Das Haar, ſagte Lykurgus, mache ſchöne Leute ſchöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunſtgriff des Geſetzgebers, etwas Lachendes und Feſtliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der ſtrengen Diſziplin etwas nach, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß ſie ſich darauf wie auf eine fröhliche Gelegenheit freuten. Rückte der Feind an, ſo ließ der ſpartaniſche König das Caſtoriſche Lied anſtimmen, die Soldaten rückten in feſtgeſchloſſenen Reihen unter Flötengeſang fort und gingen freudig und unerſchrocken nach dem Klange der Muſik der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, daß die Anhänglichkeit an das Eigentum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand, und daß die Gemüter, durch keine Privatsorge zerstreut nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und notwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlands abzöge. Die Äcker und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien gewesen, die sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen machte. Man betrachtete sie als ein Geräte, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustand öffentlich zur Schau aus. Man ließ sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlicheren Absicht. Es war dem Staat darum zu tun, den Mut seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Straßen und schlugen die Heloten tot,

die ihnen in die Hände fielen. Die Anſtalt nannte man die Kryptia oder den Hinterhalt, aber ob Lykurgus der Stifter derſelben war, iſt noch im Zweifel. Wenigſtens folgt ſie ganz aus ſeinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, ſo vermehrte ſich auch die Anzahl dieſer Heloten, daß ſie anfingen, der Republik ſelbſt gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch eine ſo barbariſche Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entſpannen. Der Senat faßte einen unmenſchlichen Entſchluß, den er durch die Notwendigkeit entſchuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wurden einmal während des Peloponeſiſchen Krieges zweitauſend der tapferſten Heloten verſammelt und, mit Kränzen geſchmückt, in einer feierlichen Prozeſſion in die Tempel begleitet. Hier aber verſchwanden ſie plötzlich, und niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. Soviel iſt übrigens gewiß und in Griechenland zum Sprichwort geworden, daß die ſpartaniſchen Sklaven die unglückſeligſten aller andern Sklaven, ſowie die ſpartaniſchen freien Bürger die freieſten aller Bürger geweſen.

Weil den letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, ſo brachten ſie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte ſich in kriegeriſchen Spielen und Geſchicklichkeiten, und die Alten waren die Zuſchauer und Richter bei dieſen Übungen. Einem ſpartaniſchen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf dieſe Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von allem, und alles war Zeuge ſeines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeiſt eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländiſchem Intereſſe verwuchs mit dem innerſten Leben aller ſeiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, dieſe Triebe zu ent-

flammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müßigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören, nach dem Alter eingeteilt. Das Chor der Alten fing an zu singen: In der Vorzeit waren wir Helden. Das Chor der Männer antwortete: Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben? Das dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einst und euch durch Taten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Altertums ist sie unstreitig die vollendetste, die mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken und vorzüglich in dem Prinzipium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet, alles schließt sich darin aneinander an, eines wird durch alles und alles durch eins gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen isoliert, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigne lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses Nationalinteresse, diesen Gemeingeist gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieses bewirkt? — Dadurch, daß er die Tätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte und ihnen alle andern Wege zuschloß, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, alles, außer dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichtum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemütern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armut fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht

entzündet; der Wunſch nach Beſitztümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, ſie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwiſſenheit in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinſterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geiſt in die Verfaſſung getan haben würde; eben dieſe Unwiſſenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigentümlich war, ſtand ihrer Vermiſchung mit andern griechiſchen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege ſchon waren ſie zu Spartanern geſtempelt, und je mehr ſie andern Nationen entgegenſtießen, deſto feſter mußten ſie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erſte Schauſpiel, das ſich dem ſpartaniſchen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats, alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erſte Eindruck in ſeinem Gehirne, und ſein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieſes Eindrucks.

Zu Hauſe fand der Spartaner nichts, das ihn hätte feſſeln können; alle Reize hatte der Geſetzgeber ſeinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beſchäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle ſeine Triebe und Leidenſchaften waren nach dieſem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte alſo die ganze Energie, die Kraft aller ſeiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiſte, der alle zuſammen entflammte, mußte ſich der Nationalgeiſt jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher iſt es kein Wunder, daß die ſpartaniſche Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich ſcheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieſer Republik gar kein Zweifel ſtattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher iſt es begreiflich, wie ſich der ſpartaniſche König Leonidas mit ſeinen dreihundert Helden die Grabſchrift verdienen konnte, die ſchönſte ihrer Art und das erhabenſte Denkmal politiſcher Tugend. „Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommſt, daß wir, ſeinen Geſetzen gehorſam, hier gefallen ſind.“

Man muß also eingestehen, daß nichts Zweckmäßigers, nichts durchdachter sein kann als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt, und in ihrer ganzen Strenge befolgt, notwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr großen Irrtums schuldig gemacht haben. Diese bewundrungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigers könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eignen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er soweit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein andrer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Überhaupt können wir bei Beurteilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig ſind, inſofern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, inſofern ſie Fortſchreitung der Kultur befördern oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions- wie von politiſchen Geſetzen; beide ſind verwerflich, wenn ſie eine Kraft des menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgendetwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz zum Beiſpiel, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet.

Mit dieſem allgemeinen Maßſtab verſehen, können wir nicht lange zweifelhaft ſein, wie wir den Lykurgiſchen Staat beurteilen ſollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintanſetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Dieſem künſtlichen Triebe wurden die natürlichſten ſchönſten Gefühle der Menſchheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkoſten aller ſittlichen Gefühle wurde das politiſche Verdienſt errungen und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundſchaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene ſpartaniſche Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den gefallenen zu danken. Zu einer ſolchen unnatürlichen Stärke des Geiſtes hätte man der Menſchheit nicht Glück wünſchen ſollen. Eine zärtliche Mutter iſt eine weit ſchönere Erſcheinung in der moraliſchen Welt als ein heroiſches Zwittergeſchöpf, das die natürliche Empfindung verleugnet, um eine künſtliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Cajus Marius in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Tränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es schon in dem zärtesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohltaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertötet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht, in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfeste des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Wert haben kann.

Kann etwas widersprechender sein, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als diese? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andre Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschreitung hemmte.

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufließen konnten, in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geſchäft aller ſeiner vereinigten Bürger war, ſich zu erhalten, was ſie beſaßen, und zu bleiben, was ſie waren, nicht Neues zu bewerben, nicht auf eine höhere Stufe zu ſteigen. Unerbittliche Geſetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß ſelbſt der Fortſchritt der Zeit an der Form der Geſetze nichts veränderte. Um dieſe lokale, dieſe temporäre Verfaſſung dauerhaft zu machen, mußte man den Geiſt des Volks auf derjenigen Stelle feſthalten, worauf er bei ihrer Gründung geſtanden.

Wir haben aber geſehen, daß Fortſchreitung des Geiſtes das Ziel des Staats ſein ſoll. —

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geiſt des Volks ſtille ſtünde, er konnte ſich alſo nur dadurch erhalten, daß er den höchſten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man alſo zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur ſo lange blühen würde, als es dem Buchſtaben ſeines Geſetzes folgte, iſt das Schlimmſte, was von ihm geſagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlaſſen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne ſich dem gänzlichen Untergang auszuſetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es ſtehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geſchenk hätte ihm ſein Geſetzgeber machen können als dieſe gerühmte ewige Dauer einer Verfaſſung, die ſeiner wahren Größe und Glückſeligkeit ſo ſehr im Wege ſtand.

Nehmen wir dies zuſammen, ſo verſchwindet der falſche Glanz, wodurch die einzige hervorſtechende Seite des ſpartaniſchen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir ſehen nichts mehr als einen ſchülerhaften unvollkommnen Verſuch — das erſte Exerzitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und

muß er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte notwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste sein, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermessäulen an, ehe sie sich zu der vollkommnen Form eines Antinous, eines vatikanischen Apolls erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbsttätigen, widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat, aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes wert, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Gesetzgebung Solons in Athen fast durchaus das Widerspiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen nebeneinander zu stellen und ihre Gebrechen und Vorzüge gegeneinander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchste Gewalt auf lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrschten dreizehn

ſolcher Archonten in Athen, und aus dieſem Zeitraum hat uns die Geſchichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geiſt der Demokratie, der den Athenienſern ſchon zu Homers Zeiten eigentümlich war, regte ſich am Schluß dieſer Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzu lebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man ſetzte alſo die Dauer der Archonten auf zehen Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit, denn dadurch, daß es alle zehen Jahre einen neuen Beherrſcher wählte, erneuerte das Volk den Aktus ſeiner Souveränität, es nahm alle zehen Jahre ſeine weggegebene Gewalt zurück, um ſie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in friſchem Gedächtnis, was die Untertanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergeſſen, daß es ſelbſt die Quelle der höchſten Gewalt, daß der Fürſt nur das Geſchöpf der Nation iſt.

Dreihundert Jahre hatte das athenienſiſche Volk einen lebenslänglichen Archon über ſich geduldet, aber die zehenjährigen Archonten wurde es ſchon im ſiebzigſten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieſer Zeit hatte es ſiebenmal die Archontenwahl erneuert, es war alſo ſiebenmal an ſeine Souveränität erinnert worden. Der Geiſt der Freiheit hatte ſich alſo in der zweiten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit ſchneller entwickeln müſſen als in der erſten.

Der ſiebente der zehenjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß ſeiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehen Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig alſo war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeſchränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es tat noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch ſo kurzdauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie ſchon ſehr nahe kommt, ſo

schwächte es diese Gewalt, indem es dieselbe unter neun Archonten verteilte, die zugleich regierten.

Drei dieser neun Archonten hatten Vorzüge vor den sechs übrigen. Der erste, Archon Eponymos genannt, führte den Vorsitz bei der Versammlung, sein Name stand unter den öffentlichen Akten, nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Basileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen und den Gottesdienst zu besorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufsicht über den Gottesdienst ein wesentliches Stück der Königswürde gewesen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die sechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil sie die Konstitution zu bewahren und die Gesetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde. Die Verfassung war daher einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite: nämlich Mißbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war: daß sie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechselung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur einer diese Würde bekleidete, und nicht so bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht

gekannt hatte. Dieſe Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und dieſe Ungeduld führte ſie zu gefährlichen Anſchlägen. Beide alſo, ſowohl die, welche ſchon Archonten geweſen, als die, welche ſich ſehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmſte dabei war, daß die obrigkeitliche Macht durch Verteilung unter mehrere und durch ihre kurze Dauer mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer ſtarken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrühreriſchen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden, übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchengefühl, der der menſchlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finſtern Spiegel ſeiner eignen trüben Seele ſah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menſchheit; ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf und unbiegſam in ſeinen Vorurteilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen, aber ſie zu geben konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes wenige ſchildert uns den Mann und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schafs, wie den Hochverrat und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen ebenſo ſtreng beſtrafe als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die größeren weiß ich keine andre Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drakos Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. Schrecken ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Übel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt ebensoviel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind doppelt zu tadeln, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menschheit wider sich haben, sondern auch weil sie auf das Volk, dem er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeschickt, durch solche Gesetze zu gedeihen, so war es das athenienſische. Die Sklaven der Pharaonen oder des Königs der Könige würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienser unter ein solches Joch sich beugen!

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbescheidnen Titel unwandelbarer Gesetze gab.

Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu nützen, schadeten seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht befolgt werden konnten und doch keine andere sogleich da waren, ihre Stelle zu ersetzen, so war es ebensoviel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie riß ein.

Damals war der Zustand des athenienſischen Volks äußerst zu beklagen. Eine Klasse des Volks besaß alles, die andere hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unermeßliche Scheidewand zwischen beiden. Die Not zwang die ärmern Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die sie ausgesogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hilfe bei diesen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mußten sie ungeheure Zinsen bezahlen und, wenn sie nicht Termin hielten, ihre

Ländereien ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten und doch leben mußten, waren ſie dahin gebracht, ihre eigene Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zugrunde gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entſtanden. Die eine, welcher die armen Bürger beſonders beitraten, foderte eine Demokratie, eine gleiche Verteilung der Äcker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andre, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie.

Die dritte wollte beide Staatsformen miteinander verbunden wiſſen und ſetzte ſich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, dieſen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drei Parteien auf gleiche Weiſe unterwarfen und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicherweiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Charakter und der Ruf ſeiner Weisheit hatte längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann war Solon, von königlicher Abkunft wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeinen Ahnherrn. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohltun hatte er ſein Vermögen geſchwächt, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart notwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt,

und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremdem Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zustatten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit und gaben seinen Gesetzen das Gepräge von Sanftmut und Milde, das sie von den Satzungen des Drako und Lykurgus so schön unterscheidet. Er war ferner noch ein tapfrer Heerführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben und noch andere wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegrischer Wirksamkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat, seine Weisheit floß in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeine Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen sehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtschaffner Mann war. Der verständige Teil der Athenienser wünschte sich ihn zum Herrscher, weil die Monarchie das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten dieses gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu teilen. Solon verschmähte diesen Rat: die Monarchie, sagte er, sei ein schöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses große Amt ungern und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, Seisachtheia oder Erledigung genannt, wodurch alle

Schulden aufgehoben und zugleich verboten wurde, daß künftig keiner dem andern auf ſeinen Leib etwas leihen durfte. Dieſes Edikt war allerdings ein gewaltſamer Angriff auf das Eigentum, aber die höchſte Not des Staats machte einen gewaltſamen Schritt notwendig. Er war unter zwei Übeln das kleinere, denn die Klaſſe des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieſes wohltätige Edikt wälzte er auf einmal die ſchweren Laſten ab, welche die arme Bürgerklaſſe ſeit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen aber machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was ſie hatten, er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu ſein. Nichtsdeſtoweniger erntete er von den Armen ſo wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Länderteilung gerechnet, davon in Sparta das Beiſpiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartung hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Geſetzgeber den Reichen ebenſogut als den Armen Gerechtigkeit ſchuldig ſei, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig ſei, weil ſie ſich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden geweſen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Geſetzgeber eine beſcheidene Klage aus. „Ehmals", ſagte er, „rauſchte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt ſchielt alles mit feindlichen Blicken auf mich." Bald aber zeigten ſich in Attika die wohltätigen Folgen ſeiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienſte tat, war jetzt frei, der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als ſein Eigentum, den er vorher als Tagelöhner für ſeinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die ſchon angefangen hatten, ihre Mutterſprache zu verlernen, ſahen als freie Menſchen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Geſetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die ganze Reformation des Staats und unumſchränkte Gewalt, über das Eigentum und die Rechte der Bürger zu ver-

fügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drako abschaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle athenienſiſchen Bürger mußten ſich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieſer Schätzung wurden ſie in vier Klaſſen oder Zünfte geteilt.

Die erſte begriff diejenige in ſich, welche jährlich fünfhundert Maß von trocknen und flüſſigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche dreihundert Maß Einkommen hatten und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenige, welche nur die Hälfte davon hatten und wo alſo immer zwei zuſammentreten mußten, um dieſe Summe herauszubringen. Man nannte ſie deswegen die Zweigeſpannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe beſaßen und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künſtler.

Die drei erſten Klaſſen konnten öffentliche Ämter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeſchloſſen, doch hatten ſie bei der Nationalverſammlung eine Stimme wie die übrigen, und dadurch allein genoſſen ſie einen großen Anteil an der Regierung. Vor die Nationalverſammlung, Ekkleſia genannt, wurden alle große Angelegenheiten gebracht und durch dieſelbe entſchieden; die Wahl der Obrigkeiten, die Beſetzung der Ämter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Soloniſchen Geſetze mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet waren, ſo mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Geſetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Ekkleſia appelliert werden, welche dann in letzter Inſtanz entſchied, wie das Geſetz zu verſtehen ſei. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appellieren. Vor dem dreißigſten Jahr hatte niemand Zutritt zur Nationalverſammlung; aber ſobald einer das erforderliche Alter

hatte, ſo konnte er ungeſtraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts ſo ſehr als Lauigkeit gegen das gemeine Weſen.

Athens Verfaſſung war auf dieſe Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im ſtrengſten Verſtande war das Volk ſouverän, und nicht bloß durch Repräſentanten herrſchte es, ſondern in eigner Perſon und durch ſich ſelbſt.

Bald aber zeigten ſich nachteilige Folgen dieſer Einrichtung. Das Volk war zu ſchnell mächtig geworden, um ſich dieſes Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen, Leidenſchaft miſchte ſich in die öffentliche Verſammlung, und der Tumult, den eine ſo große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weiſe zu entſcheiden. Dieſem Übel zu begegnen, ſchuf Solon einen Senat, zu welchem aus jeder der vier Zünfte hundert Mitglieder genommen wurden. Dieſer Senat mußte ſich vorher über die Punkte beratſchlagen, welche der Ekkleſia vorgelegt werden ſollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Überlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entſcheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, ſo traten die Redner auf, die Wahl desſelben zu lenken. Dieſe Menſchenklaſſe hat ſich in Athen ſehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den ſie von ihrer Kunſt und dem leichtbeweglichen Sinn der Athenienſer machte, der Republik ebenſoviel geſchadet, als ſie ihr hätte nützen können, wenn ſie, von Privatabſichten rein, das wahre Intereſſe des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunſtgriffe der Beredſamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gerne bringen wollte; und verſtand er ſeine Kunſt, ſo waren alle Herzen in ſeinen Händen. Durch dieſe Redner wurde dem Volk eine ſanfte und erlaubte Feſſel angelegt. Sie herrſchten durch Überredung, und ihre Herrſchaft war darum nicht weniger groß, weil ſie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen

und zu verwerfen, aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darein setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen. Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz, von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verschwender, keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnet, keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte und anstatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Anzahl der Prytanen von vierhundert bis tausend gesetzt. Aber von diesen tausend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Funktion, und auch diese fünfhundert nie auf einmal. Funfzig derselben regierten immer fünf Wochen lang und zwar so, daß in jeder Woche nur zehn im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn jeder hatte ebensoviele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mit gerechnet, eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentschieden blieb und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er neu erschuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Ansehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze und befestigte,

wie Plutarch ſagt, an dieſen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Dieſe zwei Gerichtshöfe waren eingeſetzt, über die Erhaltung des Staats und ſeiner Geſetze zu wachen. Zehen andere Tribunale beſchäftigten ſich mit Anwendung der Geſetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Über Mordtaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erſtern beſtätigte Solon nur, ſie waren ſchon unter den Königen geſtiftet. Unvorſätzliche Mordtaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium ſtellten ſich die, welche ſich zu einem für erlaubt gehaltenen Totſchlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingeſetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorſätzlichen Totſchlags wegen angeklagt wurden, nachdem ſie bereits eines unvorſätzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erſchien auf einem Schiffe, und am Ufer ſtanden ſeine Richter. War er unſchuldig, ſo kehrte er ruhig an ſeinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einſt wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er ſchuldig befunden, ſo kehrte er zwar auch unverſehrt zurück, aber ſein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil ſie ſich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne beſtrahlt, zu verſammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Kommiſſion der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magiſtrate. Sie hatten nicht bloß Geſetze anzuwenden und zu vollziehen, ſondern auch zu verbeſſern und ihren Sinn zu beſtimmen. Ihre Verſammlung war feierlich, und ein furchtbarer Eid verband ſie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurteil gefällt war und der Beklagte hatte ſich nicht durch eine freiwillige Verbannung demſelben entzogen, ſo überlieferte man ihn den Eilf Männern; dieſen Namen führte die Kommiſſion, wozu jede der zehen Zünfte einen Mann hergab, die

mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Diese eilf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurteile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist, verwiesen zu werden. Daß es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe und, wenn sie ewig war, dieser letztern gleichsetzte, ist ein schönes Selbstgefühl des athenienſischen Volks. Der Athenienser, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation aller Güter verbunden, den Ostrazismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienste oder Glück zu einem größern Einfluß und Ansehen gelangt waren, als sich mit der republikaniſchen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben, aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Ostrazismus, weil die Vota auf Scherben geschrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nötig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Ostrazismus mußte seiner Natur nach meistens den verdientesten Bürger treffen, er ehrte also mehr, als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigsten, was ihm das Teuerste war, die Heimat. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geschrieben, und dies machte ihn ehrlos mit seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren ſechs Tribunale eingeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurteilten von allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Ekkleſia offen ſtand. Jeder führte ſeine Sache ſelbſt (Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen). Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von ſeiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in vierundzwanzig Stunden entſchieden ſein.

Soviel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons, aber darauf allein ſchränkte ſich dieſer Geſetzgeber nicht ein. Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen erteilen, daß ſie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen und den Bürger nie von dem Menſchen trennen wie wir. Bei uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in direktem Widerſpruch mit den Sitten. Bei den Alten ſtanden Geſetze und Sitten in einer viel ſchöneren Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indeſſen muß man auch hier in Anpreiſung des Altertums ſehr behutſam ſein. Faſt durchgängig kann man behaupten, daß die Abſichten der alten Geſetzgeber weiſe und lobenswürdig waren, daß ſie aber in den Mitteln fehlten. Dieſe Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einſeitigen Vorſtellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten ſie zu weit vor. Wenn unſre Geſetzgeber unrecht getan haben, daß ſie moraliſche Pflichten und Sitten ganz vernachläſſigten, ſo hatten die Geſetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß ſie moraliſche Pflichten mit dem Zwang der Geſetze einſchärften. Zur moraliſchen Schönheit der Handlungen iſt Freiheit des Willens die erſte Bedingung, und dieſe Freiheit iſt dahin, ſobald man moraliſche Tugend durch geſetzliche Strafen erzwingen will. Das edelſte Vorrecht der menſchlichen Natur iſt,

sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen tun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Großmut gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten, denn sobald es dieses tut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern Solon zurückzukommen.

Ein Solonisches Gesetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angetan betrachten und nicht ruhen solle, bis sie an dem Beleidiger gerochen sei. Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Anteil an allen übrigen einzuflößen und alle miteinander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme. Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, daß er so schön habe handeln müssen.

Ein andres Gesetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu tun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte sein; aber er vergaß, daß oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beide Parteien unrecht haben und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein andres Gesetz des Solon verbietet, von den Toten übel zu reden; ein andres, an öffentlichen Ortern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Bastard spricht er von kindlichen Pflichten los, denn der

Vater, ſagt er, habe ſich ſchon durch die genoſſene ſinnliche Luſt bezahlt gemacht; ebenſo ſprach er den Sohn von der Pflicht frei, ſeinen Vater zu ernähren, wenn dieſer ihn keine Kunſt hätte lernen laſſen. Er erlaubte, Teſtamente zu machen und ſein Vermögen nach Willkür zu verſchenken, denn Freunde, die man ſich wählt, ſagte er, ſind mehr wert als bloße Verwandte. Die Ausſteuer ſchaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe und nicht der Eigennutz Ehen ſtiftete. Noch ein ſchöner Zug von Sanftmut in ſeinem Charakter iſt, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge, Beſatzungen Wächter der Stadt, Gefängniſſe Gemächer und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſiſche Geiſt ſich ſo ſehr neigte, mäßigte er durch weiſe Verordnungen; ſtrenge Geſetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geſchlechter und die Heiligkeit der Ehen.

Dieſe Geſetze, verordnete er, ſollten nur auf hundert Jahre gültig ſein — wieviel weiter ſah er als Lykurgus! Er begriff, daß Geſetze nur Dienerinnen der Bildung ſind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nötig haben als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geiſteskindheit der Spartaner, um dadurch ſeine Geſetze bei ihnen zu verewigen, aber ſein Staat iſt verſchwunden mit ſeinen Geſetzen. Solon hingegen verſprach den Seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages ſind viele derſelben im römiſchen Geſetzbuche in Kraft. Die Zeit iſt eine gerechte Richterin aller Verdienſte.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieſer Vorwurf iſt nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu ſehr vermied, iſt er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren ſtarke Zügel der demokratiſchen Gewalt. Die Übel, welche von einer Demokratie unzertrennlich ſind, tumultuariſche und leidenſchaftliche Entſcheidungen und der

Geist der Faktion, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber diese Übel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Er fehlte darin sehr, daß er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden ließ, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Bestechung abgehen konnte. Der Ostrazismus, wobei sechstausend Stimmen zum wenigsten erfordert wurden, läßt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlung mag zugegangen sein. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstand des athenienſischen Pöbels bekommen und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu schließen. Alle große Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinern aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewunderswert bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und echten Staatskunst, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem

Menſchen dienen ließ. Seine Geſetze waren laxe Bänder, an denen ſich der Geiſt der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte und nie empfand, daß ſie ihn lenkten; die Geſetze des Lykurgus waren eiſerne Feſſeln, an denen der kühne Mut ſich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geiſt niederzogen. Alle mögliche Bahnen ſchloß der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf, der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den Seinigen alle bis auf eine einzige: das politiſche Verdienſt. Lykurg befahl den Müßiggang durch Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtrenge. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes, darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thukydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtſchaffne Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Prinzipien ausgingen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Überfluß — ſtehen alle Künſte und Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus ſieht man nichts als Tyrannei und ihr ſchreckliches Gegenteil, die Knechtſchaft, die ihre Ketten ſchüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werts oder Unwerts. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundsgenoſſen, hart gegen ſeine Überwundenen, unmenſchlich gegen ſeine Sklaven und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen deſpotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es an der

gefälligen Anmut, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienser hingegen war weichmütig und sanft im Umgang, höflich aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gesalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen. Delikatesse und Wohlanständigkeit wurden bei keinem Volke des Altertums so getrieben als bei diesem; in einem Kriege mit dem mazedonischen Philipp hatten die Athenienser einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlin war; die übrigen alle wurden geöffnet, diesen einzigen schickten sie unerbrochen zurück. Der Athenienser war großmütig im Glücke und im Unglücke standhaft — dann kostete es ihn nichts, für das Vaterland alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der mißhandelte Knecht durfte seinen Tyrannen verklagen. Selbst die Tiere erfuhren die Großmut dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Lasttiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eins dieser Tiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienser so sehr, daß sie verordneten, dieses Tier auf Unkosten des Staats inskünftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienser nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerin sein. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmut, seiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine größten

Männer, mit Grauſamkeit gegen ſeine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien ſeiner Redner verdorben, trotzig auf ſeine Freiheit und auf ſo viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es ſeine Bundesgenoſſen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze und ließ ſich bei öffentlichen Beratſchlagungen von einem leichtſinnigen Schwindelgeiſt leiten, der oft die Bemühungen ſeiner weiſeſten Staatsmänner zunichte machte und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenkſam und weichmütig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute als vernünftige Greiſe zu Hauſe und als Narren in Verſammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durſt nach Neuheit beherrſchte ſie bis zur Ausſchweifung, an den Ruhm ſetzte der Athenienſer oft ſeine Glücksgüter, ſein Leben und nicht ſelten — ſeine Tugend. Eine Krone von Ölzweigen, eine Inſchrift auf einer Säule, die ſein Verdienſt verkündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Taten als dem Perſer alle Schätze des großen Königs. So ſehr das athenienſiſche Volk ſeinen Undank übertrieb, ſo ausſchweifend war es wieder in ſeiner Dankbarkeit. Von einem ſolchen Volke im Triumph aus der Verſammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur einen Tag zu beſchäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmſucht des Athenienſers und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch ſeinen geliebteſten Sklaven gewähren kann, denn es iſt ganz etwas anders, ein ganzes ſtolzes, zart empfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menſchen zu gefallen. Der Athenienſer mußte in immerwährender Bewegung ſein; unaufhörlich haſchte ſein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüſſen. Dieſer Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn ſie ſich nicht gegen den Staat ſelbſt kehren ſollte. Darum rettete ein Schauſpiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Uſurpator gewonnenes Spiel, wenn er nur dieſem Hange des Volks durch eine Reihe von Luſtbarkeiten opferte.

Aber eben darum wehe dem verdientesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich neu zu sein und sein Verdienst zu verjüngen.

Der Abend von Solons Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Ägypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Krösus in Lydien und den zu Sais in Ägypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit Thales von Milet und mit Krösus erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Pisistratus, zu Anführern hatten; Megakles machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichtum, Pisistratus durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser Pisistratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäsar von Athen, erschien einsmals bleich auf seinem Wagen ausgestreckt vor der Volksversammlung und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. So, sagte er, haben mich meine Feinde um eurentwillen mißhandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schützen. Alsbald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten würde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. Solon erriet den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch, Pisistratus erhielt eine Leibwache, und nicht so bald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Zitadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und seine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen sie dem Usurpator. Solon, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt

auch der einzige, der den Mut nicht verlor; ſoviel er angewandt hatte, ſeine Mitbürger von ihrer Übereilung zurückzuhalten, als es noch Zeit war, ſoviel wandte er jetzt an, ihren ſinkenden Mut zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hauſe, legte ſeine Waffen vor ſeine Haustüre und rief: Nun hab ich getan, was ich konnte zum Beſten des Vaterlands. Er dachte auf keine Flucht, ſondern fuhr fort, die Torheit der Athenienſer und die Gewiſſenloſigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn ſeine Freunde fragten, was ihn ſo mutig mache, dem Mächtigen zu trotzen, ſo antwortete er: Mein Alter gibt mir dieſen Mut. Er ſtarb, und ſeine letzten Blicke ſahen ſein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen, Piſiſtratus war ein edler Menſch und ehrte die Soloniſchen Geſetze. Als er in der Folge zweimal von ſeinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meiſter von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft blieb, machte er ſeine Uſurpation durch wahre Verdienſte um den Staat und glänzende Tugenden vergeſſen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, ſo gelind und ſtill floß ſeine Regierung, und nicht er, ſondern Solons Geſetze herrſchten, Piſiſtratus eröffnete das goldne Alter von Athen; unter ihm dämmerte der ſchöne Morgen der griechiſchen Künſte auf. Er ſtarb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von ſeinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeſetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelte beide. Unter ihnen blühten ſchon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde geſtiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Aus der allgemeinen Sammlung historischer Memoires

1789 1790

Vorbericht.

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, schon seit mehrern Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet und, wo die Memoireschriftsteller ihn verlassen, die leere Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Teile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet und das zahllose Heer von Romanen und romanisierten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu

beſchäftigen, allgemach zu verdrängen ſcheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke, welches zwiſchen beiden gemeinſam in der Mitte ſteht und die gefälligen Eigenſchaften der einen mit den gründlichen Vorteilen der andern verbindet, eine nicht ungünſtige Aufnahme verſprechen zu können. Es iſt vorzugsweiſe denen beſtimmt, welchen ihre Beſtimmung nicht erlaubt, aus der Geſchichte ein eigenes Studium zu machen, und die alſo der hiſtoriſchen Lektüre nur ihre Erholungsſtunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieſes Fach nicht als Gelehrte behandeln; aber auch den letztern dürfte dieſes Unternehmen willkommen ſein, weil es ihnen den Gebrauch einer ſehr ſchätzbaren Klaſſe hiſtoriſcher Denkmäler, die nicht überall und nicht immer ſo leicht aufzubringen ſind, erleichtern und in einer treuen Verdeutſchung und chronologiſchen Ordnung vorlegen wird.

Dieſe Gattung hiſtoriſcher Schriften, denen ihr Name ſchon bei vielen Leſern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß ſie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Wert ihres Inhalts, dieſen durch die Nachläſſigkeit ihrer Form. Meiſtens von Weltleuten oder Geſchäftsmännern verfaßt, haben ſie bei dieſen auch immer die beſte Aufnahme gefunden. Der Geſchichtsforſcher ſchätzt ſie als unentbehrliche Führer, denen er ſich — in mancher Geſchichtsperiode — beinahe ausſchließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenoſſe wenigſtens — iſt, welcher ſie niederſchrieb, daß ſie ſich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf einzige Hauptperſon einſchränken und nie den Lebensraum eines Menſchen überſchreiten, daß ſie ihrem Gegenſtand durch die kleinſten Nuancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigſten Umſtänden und Charaktere in ihren verborgenſten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Überzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geſchichtſchreiber, der Revolutionen im großen malt und entfernte Zeiträume aneinanderkettet, ſeinem Werke mitteilen kann. Über die wichtigſten

Weltbegebenheiten, die auf dem großen politiſchen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuſpringen ſcheinen, wird uns in Memoires oft ein überraſchender Aufſchluß gegeben, weil ſie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernſt der Geſchichte verſchmäht. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umriſſen des Geſchichtſchreibers und machen ſeinen Helden wieder zum Menſchen, indem ſie ihn durch ſein Privatleben begleiten und in ſeinen Schwachheiten überraſchen. Von manchem Rechtshandel in der Geſchichte der Staaten und der Menſchen legen ſie uns gleichſam die Aktenſtücke vor, und die Menge der Zeugen ſetzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrognen Geſchichtſchreiber vorenthalten.

Da ein großer Teil dieſer Schriften entweder noch gar nicht oder nicht ſorgfältig genug überſetzt iſt und ihr ungleiches Alter ſowohl als ihre Menge es ſchwer machen dürfte, ſie immer vollſtändig zuſammenzubringen, ſo würde ſchon darum eine allgemeine Sammlung und neue Überſetzung derſelben nicht überflüſſig ſein, aber eine Hauptabſicht bei gegenwärtigem Unternehmen iſt, den Nutzen derſelben zu erhöhen. Die Aufſätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen iſt, vorausgeſchickt werden, ſollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhalts, ſondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leſer von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweiſen, dem dieſe Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer iſolierten, wenn auch noch ſo anziehenden, noch ſo wichtigen Geſchichtserzählung ſchöpfte, würde immer ſehr geringe ſein, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werkes ſchien es nötig zu ſein, eine allgemeine Überſicht über die große Veränderung in dem politiſchen und ſittlichen Zuſtand von Europa, welche durch das Lehenſyſtem und die Hierarchie bewirkt worden iſt, kürzlich vorauszuſchicken,

weil ein großer Teil der nachfolgenden Memoires dieſe Kenntniſſe vorausſetzen wird, und auch ſchon darum, weil ſie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entſtehung ſowohl als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Dieſe erſte Abhandlung iſt alſo nicht bloß als die Einleitung zu der Alexias, ſondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünſcht, das Werk mit einem allgemein intereſſanteren Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzeſſin Anna ſein dürfte, aber dies erlaubte ſein Plan nicht; der übrige große Wert dieſes Denkmals muß ſeinen Mangel an Hauptintereſſe, die Fehler der Schreibart und die noch größern Fehler des Geiſtes, den die Verfaſſerin dieſem Werke aufdrückte und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leſer durchbringen helfen.

Ich habe das franzöſiſche Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutſches zu erſetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollſtändig aus; beinahe noch lieber möchte man ſie — weil ſie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeſchrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Grenzen des Werks zu beſtimmen, wird es nötig ſein, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutſchen Memoires beſitzen, ſo beſitzen wir ſie doch nicht unter dieſem Namen, und auch einige franzöſiſche Schriften, die dieſen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires ſcheinen alle hiſtoriſche Schriften begriffen zu ſein, welche

1. nur eine Begebenheit oder nur eine Perſon zum Gegenſtande haben. Dies ſchließt jede Chronik aus und jede vollſtändige Geſchichte;

2. deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebenen Begebenheit teilgenommen hat oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können. Die

Memoires über die Geſchichte Brandenburgs ſind keine, weil der Verfaſſer nicht als Zeitgenoſſe ſchrieb und ſich weder auf eine Begebenheit noch auf eine Hauptperſon einſchränkt. Memoires ſchrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte ſie ſchreiben;

3. welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Hiſtoriſche Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen ſich die angegebenen Eigenſchaften vereinigen, gehören in dieſe Klaſſe, auch wenn ſie unter einem andern Namen erſchienen ſind, und werden einen Platz in dieſer Sammlung erhalten. Friedrich Rotbarts Geſchichte durch den Biſchof von Freiſingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verſpricht man wenigſtens ſechs ſolche Bände zu liefern, und um die intereſſante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erſt mit Heinrich dem Vierten von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuſchieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweiten Abteilung oder den Memoires neuerer Zeiten angefangen und in gleichem Verhältnis mit den frühern darin fortgefahren werden.

Jena, am 25. Oktober 1789.

Schiller.

Univerſalhiſtoriſche Überſicht der vornehmſten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfaſſung, Religionsbegriffe, Sitten, Beſchäftigungen, Meinungen und Gebräuche.

Drei Hauptklaſſen von Nationen ſind es — wenn man die Form der Verfaſſung, den herrſchenden Charakter und den Religionszuſtand zum Unterſcheidungszeichen annimmt — welche in dieſem Zeitraum merkwürdig hervortreten und ſich, näher oder

entfernter, in die Geſchichte der Kreuzzüge verflechten: die Chriſten im Okzident, welche das Band der Religion unter dem römiſchen Papſt vereinigt; die Sarazenen oder Mahommedaner, welche ihren ſiegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus und vom Schwarzen Meer und dem Taurus bis an den Indiſchen Ozean ausgebreitet haben; zwiſchen dieſen beiden die Griechen oder die Morgenländiſchen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder ſie ſind zu unſicher und zu mangelhaft, um einen hiſtoriſchen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen tätigen Anteil an den Weltbegebenheiten zu nehmen und die Aufmerkſamkeit des Univerſalgeſchichtſchreibers zu verdienen.

Wir machen den Anfang mit den erſten, die uns am nächſten angehen, die bei weitem die wichtigſten für uns ſind und in der Geſchichte der Kreuzzüge die Hauptrolle ſpielen.

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſertums eingeführt wurde, hatte nun beinahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechſlungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Goten, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andre Anläſſe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Weltteils empfangen und

erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke, denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Torheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewalttätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohltätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem Heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so notwendiges Erzeugnis ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Übel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die tätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Äußersten auszuruhen und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit

Tätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Übereinſtimmung wohltätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſein, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſei, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt außer Griechenland, und man weiß, daß er dieſes bei ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte.

Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszuteilen, dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was ſie einem gab, und was ſie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menſchenfreiheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werte zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns teilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſcheinung abhängig, auf dem feſten Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn iſt alſo offenbar, und die Frage iſt bloß dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und mußte das Menſchengeſchlecht notwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Übereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu verteidigen als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine notwendige Bedingung unſerer beſſern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechiſche Freiſtaaten auf? Warum ſehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menſchlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schar ſeiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verſchwand, weil ſich die Horden der Mandſchu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht, die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für deſpotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung als in der Verwüſtung. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den ſiechen Körper und können nichts, als ſeine Krankheit verewigen. Sollte das verpeſtete Land nicht den geſunden Sieger vergiften, ſollte ſich der Deutſche in Gallien nicht zum Römer verſchlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perſer ausartete, ſo mußte die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der Stärkere bleiben.

Die ſzythiſche Wüſte öffnet ſich und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Okzident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet, Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wut zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers, Peſt und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein beſſerer Stamm

von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Üppigkeit und Verfeinerung gehen unter, koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſternis breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Überreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten, ſtill und ihm ſelbſt unbewußt, in den nordiſchen Wäldern zu einer erfriſchenden Kolonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär er noch auf ſaliſcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtentum, will es anders den Wilden feſſeln, muß das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmaſtet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern, von Bergen und wilden Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Weltteil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beiſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrſcherbühne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſzythiſche Wildnis ins Gedächtnis zu rufen. Hart ſtößt die Herrſchſucht mit der Freiheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinſtert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaßne Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Not, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtentums und vergönnt dem mittlern Geſchlechte, ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den herzumſtrickenden Deſpotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte, der Quell der Freiheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das ſpätere Geſchlecht bei dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und des Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldentum gatten ſoll. Da Rom noch Szipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die

ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Deſpotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohltat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beßrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechzehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſetzt und die Wahrheit* den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo ſonſt als hier erlebte man die Wundererſcheinung, daß Vernunftſchlüſſe des ruhigen Forſchers das Feldgeſchrei wurden in mörderiſchen Schlachten, daß die Stimme der Selbſtliebe gegen den ſtärkeren Zwang der Überzeugung ſchwieg, daß der Menſch endlich das Teuerſte an das Edelſte ſetzte? Die erhabenſte Anſtrengung griechiſcher und römiſcher Tugend hat ſich nie über bürgerliche Pflichten geſchwungen, nie oder nur in einem einzigen Weiſen, deſſen Name ſchon der größte Vorwurf ſeines Zeitalters iſt; das höchſte Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Bei Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammentraf, hier

* Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß es hier nicht auf den Wert der Materie ankommt, die gewonnen wurde, ſondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugnis. Was es auch ſein mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft, denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieſes Recht wurde eigentlich ja nur geſtritten.

allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulnis hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhilfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die ſpäte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löſte. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen.*

* Freiheit und Kultur, ſo unzertrennlich beide in ihrer höchſten Fülle miteinander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Altertums haben die Blüte ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil ſie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil ſie aus dem Verderblichen entſtanden war. Sollte dem neuen Menſchengeſchlecht dieſes Opfer erſpart werden, d. i. ſollten Freiheit und Kultur bei ihm ſich vereinigen, ſo mußte es ſeine Ruhe auf einem ganz anderen Weg als dem Deſpotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Geſetze, und dieſe kann der noch freie Menſch nur ſich ſelber geben. Dazu aber wird er ſich nur aus Einſicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens oder der ſchlimmen Folgen ihres Gegenteils entſchließen. Jenes ſetzte ſchon voraus, was erſt geſchehen und erhalten werden

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, geſittet und ununterworfen ſind; ſonſt überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit und die Knechtſchaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechſten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbeiführen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unſre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei geborenen Brüder, die Turkomanen und Mandſchu, haben ihre Nacken unter den Deſpotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Briten, Hetrurier und Luſitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Okzident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der Ordnung in den zwei ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube, dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau miteinander, als daß die eine ohne die andre erklärt werden könnte, und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Rätſels, das dem Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſternis geſponnen, die Decke hinwegzieht,

---

ſoll; er kann alſo nur durch die ſchlimmen Folgen der Geſetzloſigkeit dazu gezwungen werden. Geſetzloſigkeit aber iſt nur von ſehr kurzer Dauer und führt mit raſchem Übergange zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Geſetze gefunden hätte, würde die Anarchie ſich längſt in Deſpotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft alſo Zeit finden, die Geſetze ſich zu geben, ſo mußte die Geſetzloſigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geſchehen iſt.

um einen Teil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschloßnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thracischen Bosporus seiner Freiheit und seines Muts, errötet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armut. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegrischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimat — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das

angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf und vergönnt ſeinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulöſen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land: Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war, und die ganze Chriſtenheit für ſeine Größe hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarche, ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Okzident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdikt, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten löſt die heilſamen Bande wieder auf, die den Untertan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daß ſein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben ward dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und großgezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — ſeinesgleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hilfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beßrer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, ſchwindet er weg in dem Lichte.

Verſchwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hilfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinanderbrachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch, und wie anders läßt das Schickſal ihn ernten! Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der Heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füßen ſeiner Beherrſcher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am Heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheißen ward. Seine Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Weltteile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüſſel Jeruſalems oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

Um richtig einſehen zu können, aus welchen Quellen dieſe Unternehmung entſprang und wodurch ſie ſo wohltätig ausſchlug, ſo iſt es nötig, den damaligen Zuſtand der europäiſchen Welt in einer kurzen Überſicht zu durchlaufen und die Stufe kennen zu lernen, auf der der menſchliche Geiſt ſtand, als er ſich dieſe ſeltſame Ausſchweifung erlaubte.

Der europäiſche Okzident, in ſo viele Staaten er auch zerteilt iſt, gibt im eilften Jahrhundert einen ſehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit

ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerlei Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im ganzen denſelben Stammscharakter trugen und bei Beſitznehmung des Landes in einerlei Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merklich verſchiedenes Lokale anbieten müſſen, wenn ſich in der Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen. Aber die gleiche Wut der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch ſo verſchieden bewohnte, noch ſo verſchieden bebaute Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und vertilgte und ihren neuen Zuſtand mit demjenigen, worin ſie ſich vorher befunden, faſt außer aller Verbindung ſetzte. Wenn auch ſchon Klima, Beſchaffenheit des Bodens, Nachbarſchaft, geographiſche Lage einen merklichen Unterſchied unterhielten, wenn gleich die übriggebliebenen Spuren römiſcher Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildeteren Araber in den ſüdweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben dieſem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derſelben ſein konnten, ſo waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langſam und zu ſchwach, um das feſte generiſche Gepräge, das alle dieſe Nationen in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, auszulöſchen oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geſchichtsforſcher an den entlegenſten Enden von Europa, in Sizilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe im ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfaſſung und der Sitten wahr, die ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzt, da ſie ſich mit der größten Unabhängigkeit und einem faſt gänzlichen Mangel an wechſelſeitiger Verbindung zuſammenfindet. So viele Jahrhunderte auch über dieſen Völkern hinweggegangen ſind, ſo große Veränderungen auch durch ſo viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künſte, neue Gegenſtände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens im Innern ihres

Zuſtandes hätten bewirkt werden ſollen und auch wirklich bewirkt wurden, ſo beſteht doch im ganzen noch dasſelbe Staatsgerüſte, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt ſtehen ſie, wie in ihrem ſzythiſchen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüſtet zum Angriff und zur Verteidigung, in Europas Diſtrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet, auch auf dieſen weitern politiſchen Schauplatz haben ſie ihr barbariſches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Chriſtentums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter und Freiſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Übereinſtimmung von innen, von außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt und noch ſchlechter untereinander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Prieſter; eine Miliz des Staates, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geiſtlichkeit, Halbfreie und Knechte. Munizipalſtädte und freie Bürger ſollen erſt werden.

Um dieſe veränderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen und ihrem Urſprung nachſpüren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das römiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freien Menſchen, die aus freiwilligem Entſchluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Anteil an den

Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürſten, der das Heer anführte. Es gab alſo bei gleicher Freiheit drei verſchiedene Ordnungen oder Stände; und nach dieſem Ständeunterſchied, vielleicht auch nach der bewieſenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menſchen-, Beute- und Länderteilung aus. Jeder freie Mann erhielt ſeinen Anteil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Perſonen ihrer Beſitzer, waren auch die Güter, und was einem zugeſprochen wurde, blieb ſein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt, der ihm ein Recht darauf gab, ſchon geleiſtet.

Das Schwert mußte verteidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beſchützen, war der einzelne Mann ebenſowenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegeriſche Bund durfte alſo auch im Frieden nicht auseinanderfallen, Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur anſäſſigen Nation, die bei eintretendem Notfall ſogleich, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls, kampffertig wieder daſtand. Von jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Ausrüſtung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze verteidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll als drückend war, weil ſie zu den kriegriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer

barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewütet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Länderteilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigne Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigentümer beſeſſen hatten. Dasſelbe Los traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte und nun als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigentümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigentum und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigentum zeugte.

Die Länderteilung war ungleich ausgefallen, weil das Los ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davongetragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle übrigen. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Überfluß; folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegriſche Art äußern. Sich von auserleſenen Scharen begleitet und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte, ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prächtigſte Ausſtellung des Reichtums und der Gewalt und zugleich das unfehlbarſte Mittel, beides zu vergrößern. Jener Überfluß an Grundſtücken konnte daher auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man ſich kriegeriſche Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige verteidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke Landes und traten den Genuß derſelben an andere minder vermögende Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafür zu

gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Verteidigung des Staats nichts zu tun hatten und bloß die Perſon des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte letzterer dieſer Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſo hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren weſentliche Bedingung ſie waren. Dieſe Länderverleihung war alſo bedingt und veränderlich; ein wechſelſeitiger Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre oder auf zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes, auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohltat (Beneficium), zum Unterſchied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, ſondern von Rechts wegen, ohne alle andere Beſchwerde, als die Verpflichtung zur Heerfolge und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leiſten mußte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte jeder, der Eigentum beſaß, das Verhältnis von Lehensherrn und Vaſallen wurde durch kein andres Verhältnis aufgehoben. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bei ihren Untertanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen und der Vaſall des einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von Vaſallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freigelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Chriſtentum auch die chriſtliche Kirchenverfaſſung unter den neuen europäiſchen Völkern eingeführt worden, fanden die Biſchöfe, die Domſtifter und Klöſter ſehr bald Mittel, den Aberglauben des Volkes und die Großmut der Könige in Anſpruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geſchahen an die Kirchen, und die anſehnlichſten Güter wurden oft zerriſſen, um

den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte, aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; ebenso gut wie jeder andere, mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze sein sollten. Weil alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite den Lehen wieder, weil sie sich nicht wie Allodien vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung und genoß sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegerische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig sein konnte, so mußte er sich verviel-

fältigen, d. i. er mußte ſich in den verſchiednen Diſtrikten durch Bevollmächtigte repräſentieren, welche die oberrichterliche Gewalt in ſeinem Namen darin ausübten. So ſetzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Zentgrafen über kleinere Diſtrikte u. a. m., und dieſe Würden wurden gleich den Grundſtücken belehnungsweiſe erteilt. Sie waren ebenſo wenig erblich als die Lehengüter, und wie dieſe konnte ſie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewiſſe Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dgl. m. auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das tat die hohe Geiſtlichkeit in ihren Beſitzungen. Der Beſitz von Ländern verband ſie zu kriegeriſchen und richterlichen Dienſten, die ſich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen ſchienen. Sie war alſo gezwungen, dieſe Geſchäfte an andre abzugeben, denen ſie dafür die Nutznießung gewiſſer Grundſtücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, ſie mußte ihnen ſolche zu Lehen auftragen. Ein Erzbiſchof, Biſchof oder Abt war daher in ſeinem Diſtrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus. Könige ſelbſt hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Biſchöfe und Prälaten zu werden, welches dieſe nicht unterlaſſen haben als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpſte ſich nachher einfallen ließen, den, welchen ſie zum Kaiſer gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältnis der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, ſo werden ſich dieſe ſcheinbaren Widerſprüche löſen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsoberſten und Richter über die Provinzen ſetzte, hatten eine gewiſſe Macht nötig, um der äußern Verteidigung ihrer Provinzen

gewachsen zu sein, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen; diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eignen Kräften zu behaupten. Es wurde nötiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen und Strafloſigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte.

Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigentumsherrn und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone und Lehensherren ihrer Untersassen; das erste gab ihnen Abhängigkeit, indem letzteres den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehnsherrn zurücke. Ein so widersprechendes Verhältnis konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort wie hier unumschränkt zu seinund jenes wie dieses seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogtum oder in der Grafschaft zu repräsentieren, wollte er sich selbst repräsentieren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hilfsquellen, die er aus seinen vielen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte und wodurch er in den Stand gesetzt war, der

Krone in dieſem Poſten zu nützen, machte ihn zu einem ebenſo gefährlichen als unſichern Werkzeug derſelben. Beſaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus dieſem Grunde war es ihm vorzugsweiſe anvertraut worden), ſo ſtand gewöhnlich der größte Teil der Freien, welche in dieſer Provinz anſäſſig waren, in ſeiner Abhängigkeit. Entweder trugen ſie Güter von ihm zu Lehen, oder ſie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm ſchonen, der ihnen ſchädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er ſie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, ſich durch öftere Bereiſung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde u. dergl. dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbeſitzer verſtehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden ſie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, ſo mußten die hohen Freiherrn den niedrigen Freien endlich die letzte Hand ſcheinen, aus welcher ihnen ſowohl Bedrückungen kamen als Wohltaten zufloſſen, und da überhaupt in jedem Syſteme von Subordination der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo mußte der hohe Adel ſehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desſelben in die Hände ſpielte. Kam es alſo zwiſchen dem König und ſeinen Vaſallen zum Streit, ſo konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beiſtand ſeiner Unterſaſſen rechnen, und dieſes ſetzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu ſpät und auch zu gefährlich, ihm oder ſeinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Not mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und ſo mußte der Monarch ſich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vaſall noch den Schatten der Oberlehnsherrſchaft gönnte und ſich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an ſich geriſſen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvaſallen geſagt iſt, gilt auch von den Beamten

und Lehenträgern der hohen Geiſtlichkeit, die mit den Königen inſofern in einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweiſe übertragenen Gütern erbliche Beſitzungen, und wahre Eigentumsherrn aus Vaſallen, von denen ſie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Urſache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei ſeinem Sohn und Enkel noch ſtattfand. Belehnte z. B. der deutſche König einen ſächſiſchen Großen mit dem Herzogtum Sachſen, weil derſelbe in dieſem Lande ſchon an Allodien reich und alſo vorzüglich im ſtande war, es zu beſchützen, ſo galt dieſes auch von dem Sohn dieſes Großen, der dieſe Allodien erbte; und war dieſes mehrmals beobachtet worden, ſo wurde es zur Obſervanz, welche ſich ohne eine außerordentliche Veranlaſſung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umſtoßen ließ. Es fehlt zwar auch in ſpätern Zeiten nicht ganz an Beiſpielen ſolcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geſchichtſchreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel geweſen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß dieſe Veränderung in verſchiedenen Ländern mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder ſpäter erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Beſitzungen ausgeartet, ſo mußte ſich in dem Verhältnis des Souverän gegen ſeinen Adel bald eine große Veränderung äußern. Solange der Souverän das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von neuem nach Willkür zu vergeben, ſo wurde der niedre Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an ſeinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder feſt geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, ſo wußte der Vaſall, daß er für ſeine Nach-

kommenſchaft arbeitete, indem er ſich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. So wie alſo durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwiſchen den mächtigen Vaſallen und der Krone erſchlaffte, wurde es zwiſchen jenen und ihren Unterſaſſen feſter zuſammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

Univerſalhiſtoriſche Überſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs des Erſten.

Der heftige Streit des Kaiſertums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs des Vierten und Fünften ſo ſtürmiſch machte, hatte ſich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen letzterer mit Papſt Calixtus dem Zweiten einging, ſchien der Zunder erſtickt zu ſein, der ihn wieder herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte ſich — Dank ſei der zuſammenhängenden Politik Gregors des Siebenten und ſeiner Nachfolger — gewaltſam von dem Weltlichen geſchieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgeſondertes, wo nicht gar feindſeliges Syſtem. Das koſtbare Recht des Throns, durch Ernennung der Biſchöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde ſich zu verpflichten, war ſelbſt bis auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiſer verloren. Nichts blieb ihnen übrig von dieſem unſchätzbaren Regal, als den erwählten Biſchof, vor ſeiner Einweihung, vermittelſt des Zepters, wie einen weltlichen Vaſallen mit dem weltlichen Teil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des biſchöflichen Amtes, durfte die unkeuſche blutbeſudelte Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für ſtreitige Fälle, wenn ſich das Domkapitel in der Wahl eines Biſchofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiſer noch einen

Teil des vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Überresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz ihres kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er die Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplänen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten, in Italien konnte der Papst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung wert, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen wert war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht und die nichtigen

Kronen der Lombardei und des Kaiſertums in jedem Betracht ſo teuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt dieſe Einſtimmigkeit ihres Betragens nicht; es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimiſche Autorität der Kaiſer in Deutſchland einen merklichen Einfluß hatte, und daß ſie alsdann vorzüglich dieſer Hilfe bedurften, wenn ſie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechts, auf den Thron geſtiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabei gewinnen mochte, ſo konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Goldquelle vertrocknete, ſobald ſie das Schwert in die Scheide ſteckten.

Zehen Wahlfürſten, welche jetzt zum erſtenmal einen engern Ausſchuß unter den Reichsſtänden bilden und vorzugsweiſe dieſes Recht ausüben, verſammeln ſich nach dem Hinſcheiden Heinrichs des Fünften zu Mainz, dem Reich einen Kaiſer zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigſten Deutſchlands, kommen zu dieſer Würde in Vorſchlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Schweſterſohn, Markgraf Leopold von Öſterreich und Lothar, Herzog zu Sachſen. Aber die Schickſale der zwei vorhergehenden Kaiſer hatten den Kaiſernamen mit ſo vielen Schreckniſſen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen die Fürſten baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtſame Äußerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Verſtorbenen ein Recht an den Kaiſerthron gründe. Dreimal nacheinander war das Zepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutſchen Fürſten getan; ein befeſtigter Erbthron widerſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeiſt ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige

Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Teil des Staatsrechts gezogen und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neu aufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs neue in Gefahr bringen und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte. Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Beifallgeschrei, in die Versammlung getragen. Die mehresten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von seinen Bischöfen gutgeheißen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben so wohldenkender als tapfrer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich den Vierten verfochten, so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Lothar hatte sich das Kaisertum aufdringen lassen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiſerlichen Anſehens gearbeitet hatte, ſo änderte doch der Purpur ſeine Geſinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin ſeiner beträchtlichen Güter in Sachſen; durch ihre Hand konnte er ſeinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürſten machen. Da er als Kaiſer nicht fortfahren durfte, das Herzogtum Sachſen zu verwalten, ſo konnte er den Brautſchatz ſeiner Tochter noch mit dieſem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er ſich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an ſich ſchon ſehr mächtigen Fürſten, zum Eidam, der alſo die beiden Herzogtümer Bayern und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verriet er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der ſtändiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der es zu Grund zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs des Vierten und die natürlichen Erben ſeines Sohns, hatten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zuſprach. Da die hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie zu Störern des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen

sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbei eilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere Tat. Er ließ sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand eröffnete ihm bereitwillig ihre Tore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toskana erkannte ihn der ganze dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst Honorius der Zweite auf die Seite seines Gegners trat und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde ebenso schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte Lothar die Stadt Speier belagert und, so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad zu Mühlhausen; beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den erſten Kriegszug hatte Lothar ſchon einige Jahre vorher in dieſes Land getan, wo eine bedenkliche Trennung in der römiſchen Kirche ſeine Gegenwart notwendig machte. Nachdem Honorius der Zweite im Jahr 1130 verſtorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der geteilte Zuſtand der Gemüter befürchten ließ, die Übereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius der Zweite beilegte. Die drei übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet der Zweite annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beide Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf ſeiten des letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Norrmänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildtätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bei der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig, Volk

und Adel gefaßt, sich aufs hartnäckigste zu verteitigen. Jeder Palast, jede Kirche war Festung, jede Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermeßlichen Ozean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Notwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, daß es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender, foderte er eine Zeremonie, welche dieser Papst ohne seinen starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts destoweniger behauptete Innocentius den ganzen Papstsinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wut seiner Gegner verteidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Papst Kalixtus der Zweite, um nicht aufs neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßliche Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, ließ ihm dem

römiſchen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber ſchwören und ſorgte dafür, daß dieſe Vaſallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiſerlichen Namen in Italien nicht ſehr rühmlich war.

Es war nicht der römiſche Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrſchergröße Roms ins Gedächtnis bringen, wo etwa die Geiſter ſeiner Vorfahren zu ſeiner Erinnerung ſprechen konnten, nicht die zwangauflegende Gegenwart einer römiſchen Prälatenverſammlung, welche Zeuge und Richter ſeines Betragens war, was dem Papſt dieſen ſtandhaften Mut einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutſcher Erde hatte er dieſen römiſchen Geiſt nicht verleugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Geſtalt eines Flehenden vor dem Kaiſer ſtand, wo er ſich dieſem Kaiſer für eine noch friſche Wohltat verpflichtet fühlte und eine zweite noch größre von ihm erwartete, hatte er ihn genötigt, eine beſcheidene Bitte um Wiederherſtellung des Inveſtiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hilfloſe Zuſtand des Papſtes dem Kaiſer Mut gemacht hatte. Er hatte einem Erzbiſchof von Trier, ehe dieſer noch von dem Kaiſer mit dem zeitlichen Teil ſeines Amtes bekleidet war, die Einweihung erteilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutſchen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutſchland, wo er ohne Lothars Begünſtigung keinen Schatten von Hoheit beſaß, unterſtand er ſich, eines der wichtigſten Vorrechte dieſes Kaiſers zu kränken.

Aus ſolchen Zügen erkennt man den Geiſt, der den römiſchen Hof beſeelte, und die unerſchütterliche Feſtigkeit der Grundſätze, die jeder Papſt mit Hintanſetzung aller perſönlichen Verhältniſſe befolgen zu müſſen ſich gedrungen ſah. Man ſah Kaiſer und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugſame Krieger im Drang der Umſtände Rechte aufopfern, ihren Grundſätzen ungetreu werden und der Notwendigkeit weichen; ſo etwas begegnete ſelten oder nie einem Papſte. Auch wenn er im Elend umher-

irrte, in Italien keinen Fußbreit Landes, keine ihm holde Seele besaß und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andre politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen, ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie beseelte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs neue seinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sizilien, der Anaklets Sache mächtig unterstützte und durch seine reißenden Fortschritte im untern Italien den Mut dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siziliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs genaueste verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freisingen auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung

gemäß, auf den Urſprung dieſen neuen Macht in Italien zu gehen und die Fortſchritte derſelben kürzlich zu verfolgen.

Die mittaglichen und weſtlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltſamen Erſchütterungen auszuruhen, wodurch ſie ihre neue Geſtalt empfingen, als der europäiſche Norden im neunten Jahrhundert aufs neue den Süden ängſtigte. Aus den Inſeln und Küſtenländern, welche heutzutage dem däniſchen Szepter huldigen, ergoſſen ſich dieſe neuen Barbarenſchwärme; Männer des Nordens, Norrmänner nannte man ſie; ihre überraſchende ſchreckliche Ankunft beſchleunigte und verbarg der weſtliche Ozean. Solange zwar der Herrſchergeiſt Karls des Großen das fränkiſche Reich bewachte, ahndete man den Feind nicht, der die Sicherheit ſeiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leiſtete ſein ſtarker Arm den arabiſchen Korſaren im Süden und im Weſten den Norrmännern Widerſtand. Aber dieſes beſchützende Band, welches rings alle Küſten des fränkiſchen Reichs umſchloß, löſte ſich unter ſeinen kraftloſen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strom drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Anwohner der aquitaniſchen Küſte erfuhren die Raubſucht dieſer barbariſchen Fremdlinge; ſchnell, wie aus der Erde geſpieen, ſtanden ſie da, und ebenſo ſchnell entzog ſie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küſte keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erſchreckten die ahndungsloſen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menſchenheerden in eine hoffnungsloſe Knechtſchaft geſchleppt. Der Reichtum im innern Lande machte ſie immer lüſterner, der ſchwache Widerſtand immer kühner, und die kurzen Stillſtände, welche ſie den Einwohnern gönnten, brachten ſie nur deſto zahlreicher und deſto gieriger zurück.

Gegen dieſen immer ſich erneuernden Feind war keine Hilfe von

dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft Karls des Großen, entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie verteidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt und entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Not führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum Brautschatz das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Korsaren zusammen und überließ den Gewissensfall ihrer Beurteilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur die Tapferkeit nicht verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Zeremonie der Huldigung gemäß bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu sein; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimat ward ihnen teuer, sobald sie

angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmählich der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollos Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es sein, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vasallen widerstehen und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohltat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterland nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südostwärts, unterwarfen das untre Italien und die Insel Sizilien ihrer Herrschaft und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosporus zittern machte. Ein Normännischer Herzog wars, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sizilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Großgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in mutwilliger Freiheit sich brüsteten, hatte gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen

Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und sowie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohltätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkt des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittelitalien durch Langobarden und Franken vertrieben hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Langobarden verbreitet und arabische Korsaren mit dem Schwert in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeigte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Untertan nach dem langobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klosters ging, mußte des Abends die Mildtätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Teile Italiens geltend gemacht und einen großen Distrikt desselben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs neue unter griechische Hoheit zurück, aber aus den festen Schlössern, welche die Sarazenen in diesem Landstrich noch inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Scharen hervor, andre arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sizilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß jeder

an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vorteil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere Langobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich einer wahren Souveränität in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherrn, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshaß, Raubsucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehenten und eilften Jahrhundert, während daß Sizilien unter arabischem Zepter einer ruhigeren Knechtschaft genoß! Der Geist der Wallfahrt, welche beim Ablauf des zehenten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahre 983 auch einige normännische Pilger, funfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegsgeist ward bei dem kriegrischen Anblick lebendig. Tapfre Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu sein als ein Pilgerzug nach dem Heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man errät leicht, daß die unverhoffte Hilfe nicht verschmäht

ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Sarazenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von sechzig norrmännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit wert, und befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimat nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der Reichtum der Schwachen, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegrische Jugend. Das untre Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Norrmännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fochten. Der griechische Untertan erwehrte sich mit dem Arme der Norrmänner einer tyrannischen Satrapenregierung; mit Hilfe der Norrmännner trotzten die langobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Norrmänner stellten die Griechen selbst den Sarazenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Norrmänner gegen einen Fürsten von Capua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu

knüpfen, ihren hilfreichen Arm ſtets in der Nähe zu wiſſen, ſchenkte er ihnen Landeigentum zwiſchen Capua und Neapel, auf welchem Boden ſie im Jahre 1029 die Stadt Averſa erbauten — ihre erſte feſte Beſitzung auf italieniſcher Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt — vielleicht die einzig gerechte, deren ſie ſich zu rühmen hatten.

Die norrmänniſchen Ankömmlinge mehren ſich, ſobald eine landsmänniſche Stadt ihnen die gaſtfreien Tore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der Eiſerne Arm, Humfred und Drogon, beurlauben ſich von den neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu verſuchen. Nicht lange raſtet ihre kriegriſche Ungeduld. Der griechiſche Statthalter von Apulien beſchließt eine Landung auf Sizilien, und die Tapferkeit der Gäſte wird aufgefordert, die Gefahren dieſes Feldzugs zu teilen. Ein ſarazeniſches Heer wird geſchlagen, und ſein Anführer fällt unter dem Eiſernen Arm. Der kräftige Beiſtand der Norrmänner verſpricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Inſel; ihr Undank gegen dieſe ihre Beſchützer macht ſie auch noch das wenige verlieren, was auf dem feſten Lande Italiens noch ihre Herrſchaft erkennt. Von dem treuloſen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Norrmänner gegen ihn ſelbſt die Waffen, welche kurz zuvor ſiegreich für ihn geführt worden waren. Die griechiſchen Beſitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Norrmännern erobert. Mit barbariſcher Redlichkeit teilt man ſich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apoſtoliſchen Stuhl, ohne bei einem Kaiſer in Deutſchland oder Byzanz anzufragen, ruft die ſiegreiche Schar den Eiſernen Arm zum Grafen von Apulien aus, jedem norrmänniſchen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eiferſucht der daheim gebliebenen. Der jüngſte von dieſen, Robert Guiscard (der Verſchlagene) war herangewachſen,

und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahndenden Geist. Mit zween andern Brüdern machte er sich auf in das goldne Land, wo man mit dem Degen Fürstentümer angelt. Gerne erlaubten die deutschen Kaiser, Heinrich der Zweite und der Dritte, diesem Heldengeschlechte zu Vertreibung ihres verhaßtesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sahen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Norrmänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römischen Hof. Das Herzogtum Benevent, dem Papst Leo der Neunte erst kürzlich von Kaiser Heinrich dem Dritten zum Geschenke gegeben, wird von den Norrmännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hilfe, der zufrieden ist, diese kriegrischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo der Neunte bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie geprebigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigner Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Norrmänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als kniend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Überwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Kalabriens

und des Gebietes von Capua. Die Politik des römiſchen Hofes, welche nach mehrern mißlungenen Verſuchen dem Unternehmen entſagte, die Norrmänner aus ihren Beſitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiſeren Ausweg, von dieſem Übel ſelbſt für die römiſche Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guiscard zuſtande kam, beſtätigte Papſt Nicolaus der Zweite dieſem Eroberer den Beſitz von Kalabrien und Apulien als päpſtlicher Lehen, befreite ſein Haupt von dem Kirchenbanne und reichte ihm als oberſter Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Norrmänner mit dem Geſchenk dieſer Fürſtentümer belohnen konnte, ſo kam es doch keineswegs dem römiſchen Biſchof zu, dieſe Großmut zu beweiſen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem erſten Finder gehörte; von dem griechiſchen oder, wenn man will, von dem deutſchen Reich waren die Provinzen abgeriſſen, welche er ſich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Norrmänner mit dem römiſchen Hofe war für ſie ſelbſt und für dieſen das vorteilhafteſte Ereignis. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die ſchwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apoſtoliſchen Stuhl entzog ſie dem ungleich drückenderen Joche der deutſchen Kaiſer, und der Papſt hatte ſeine furchtbarſten Feinde in treue Stützen ſeines Stuhles verwandelt.

In Sizilien teilten ſich noch immer Sarazenen und Griechen, aber bald fing dieſe reiche Inſel an, die Vergrößerungsbegierde der norrmänniſchen Eroberer zu reizen. Auch mit dieſer beſchenkte der Papſt ſeine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts koſtete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchſchneiden und noch unentdeckte Welten auszuteilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweihet hatte, ſetzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sizilien über und unterwarfen ſich in kurzer Zeit die ganze Inſel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze huldigten Griechen und Araber der norrmänniſchen Herrſchaft, und die neue

Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siziliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guiscard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor der Siebente, der gewalttätigste aller Päpste, kann einige norrmännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls weder in Furcht setzen noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmütigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfodernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaisern und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze norrmännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hautevilles Söhnen.

Derselbe norrmännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sizilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Mazedonien angriff und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hilfe, die durch die reißendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des Adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalenia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechen-

land, lauter Erwerbungen ſeines Degens, erbte ſein Sohn Bohemund, Fürſt von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachſtand, und ihn an Ehrſucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erſchütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde liſtig dienen ließ, in Antiochien ſich ein anſehnliches Fürſtentum errang und allein von dem frommen Wahnſinne frei war, der die Fürſten des Kreuzheers erhitzte. Die griechiſche Prinzeſſin Anna Komnena ſchildert uns Vater und Sohn als gewiſſenloſe Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichſten Feinde ihres Hauſes, ihr Zeugnis reichte alſo nicht hin, dieſe Männer zu verdammen. Eben dieſe Prinzeſſin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermeſſenheit genug beſeſſen, ſeine Wünſche bis zu einer Verwandtſchaftsverbindung mit dem regierenden Kaiſerhauſe in Konſtantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern und, durch nichts als ihren Degen unterſtützt, ein Königreich zuſammenrauben, Kaiſern und Päpſten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verſtande widerſtehen und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erſchüttern.

Ein andrer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in ſeinen kalabriſchen und apuliſchen Beſitzungen gefolgt; aber ſchon vierzig Jahre nach Roberts Tode erloſch ſein Geſchlecht. Die normänniſchen Staaten auf dem feſten Lande wurden nunmehr von der Nachkommenſchaft ſeines Bruders in Beſitz genommen, welche in Sizilien blühte. Roger, Graf von Sizilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber ebenſo guttätig und milde, als dieſer grauſam und eigennützig war, hatte den Ruhm, ſeinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpſte alle weltliche Gewalt zu verſchlingen

drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sizilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sizilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandne Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß desselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sizilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sizilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborener Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der Sizilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des Vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten Apulien und Kalabrien seiner Grafschaft Sizilien einverleibte und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen. Dazu war weiter nichts nötig als sein eigener Entschluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemaßten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte Rogers Absichten. Er verpflichtete sich

den Papſt Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl anerkannte und mit ſeinem Degen zu behaupten bereit war. Für dieſe Gefälligkeit beſtätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde und erteilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechiſchen Lehen auf italieniſchem Boden, welche Roger Anſtalten machte, zu ſeinem Reich zu ſchlagen. Aber er konnte ſich den einen Papſt nicht verpflichten, ohne ſich in dem andern einen unverſöhnlichen Feind zu erwecken. Auf ſeinem Haupte verſammelt ſich alſo jetzt der Segen des einen Papſtes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen ſollte — beruhte wahrſcheinlich auf der Güte ſeines Degens.

Der neue König von Sizilien hatte auch ſeine ganze Klugheit und Tätigkeit nötig, um dem Sturm zu begegnen, der ſich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zuſammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten ſich zu ſeinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche ſchon ehmals wider Robert Guiscard Flotten in See geſchickt und geholfen hatte, die griechiſchen Staaten gegen dieſen Eroberer zu verteidigen, waffnete ſich aufs neue gegen ſeinen Neffen, deſſen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrſchaft auf dem Adriatiſchen Buſen ſtreitig zu machen drohte. Roger hatte dieſe kaufmänniſche Macht an ihrer empfindlichſten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldſumme an Waren wegnehmen ließ. Der griechiſche Kaiſer Kalojohannes hatte den Verluſt ſo vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konſtantinopel und Venedig ſchickten nach Merſeburg Abgeordnete an Kaiſer Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutſchen Reichs zu erwecken. Papſt Innocentius, an kriegriſcher Macht zwar der ſchwächſte unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarſten durch die Geſchäftigkeit ſeines Haſſes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote ſtanden. Man überredete

den Kaiser Lothar, daß das norrmännische Reich im untern Italien und die Anmaßung der sizilianischen Königswürde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seien und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegenzusetzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marsch über die Alpen zu tun, und gegen König Roger von Sizilien einen Feldzug zu unternehmen. Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüte des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Tore. Er hielt einen Reichstag in den ronkalischen Feldern und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf teilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toskanische drang, die andre unter dem persönlichen Kommando des Kaisers längs der adriatischen Seeküste geradenwegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republick Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die norrmännische Macht in Italien getan, und nicht ohne Teilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang Lothars. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Übergabe. Eine Säule der norrmännischen Macht stürzt nach der andern, und von dem festen

Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen König nichts übrig, als in ſeinem Erbreich Sizilien eine letzte Zuflucht zu ſuchen.

Aber es war das Schickſal von Tancreds Geſchlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für ſie arbeiten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nimmt Innocentius dieſe Stadt als ein päpſtliches Lehen in Anſpruch, und ein lebhafter Zank entſpinnt ſich darüber zwiſchen dieſem Papſt und dem Kaiſer. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war, einen Herzog zu ſetzen, deſſen Belehnung, als das Zeichen der oberſten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiſer Lothar ſtreitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man ſich endlich in der ſonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiſer und Papſt, bei dem Belehnungsakt dieſes Herzogs berechtigt ſein ſollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vaſallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieſes Zwieſpalts ruhte der Krieg gegen Roger oder ward wenigſtens ſehr läſſig geführt, und dieſer wachſame tätige Fürſt gewann Zeit, ſich zu erholen. Die Piſaner, unzufrieden mit dem Papſt und den Deutſchen, führten ihre Flotte zurück; die Dienſtzeit der Deutſchen war zu Ende, ihr Geld verſchwendet, und der feindſelige Einfluß des neapolitaniſchen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiſer aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als ſie gewonnen worden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederſchlagende Nachricht hören, daß Salerno ſich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel ſelbſt zu den Normännern übergetreten ſei. Nur Apulien wurde durch ſeinen neuen Herzog mit Hilfe eines zurückgebliebenen deutſchen Korps ſtandhaft behauptet, und der Verluſt dieſer Provinz war der Preis, um welchen Roger ſeine übrigen Länder gerettet ſah.

Nachdem der normännische Papst Anaklet gestorben und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte und seinen Beschützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beispiel des Leo, in Person gegen den sizilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er mußte wie sein Vorgänger diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. Roger aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nötiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Königreich Sizilien, seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mußten dem Papst den Vasalleneid leisten und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Über die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Roger bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benötigt war! Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen tun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt und war ihnen auf dem italienischen Feldzug

sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Konrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grund richten konnte.

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die welfische Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden; und das hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und bayrischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf dem Wahltag würde angezogen kommen, die Überlegenheit der Stimmen auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zustande (1137), Herzog Konrad ward erwählt und empfing auch sogleich zu Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Konrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte,

sich jetzt dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel getan hatte. Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rat gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Übermacht des welfischen Hauses und der Umstand, daß sich der Papst für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstand aus.

Konrad sah ein, daß er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des welfischen Haus war so hoch gestiegen, daß es ebenso gefährliche Folgen für die Ruhe des Reiches haben mußte, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder herunterseßen, und dieser Plan wurde von Konrad dem Dritten mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogtümer Sachsen und Bayern abgesprochen.

Diese raschen Urteile wurden von ebenso frischer Tat begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Österreich, Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer, ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzog-

tum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Öſterreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogtums durch eine Heiratsverbindung mit der Witwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohn des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogtum Sachſen zurückgegeben, wogegen er auf Bayern Verzicht tat. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten und noch gefährlicher zu ſtören drohten — um in einen törichten Zug nach Jeruſalem der herrſchenden Schwachheit ſeines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen. —

Vorerinnerung zu Bohadins Saladin.

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Biſchofs zu Freiſingen, folgt in dieſem dritten Bande ein arabiſcher Schriftſteller. Da dieſe drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle geſpielt haben, ſo foderte es die Gerechtigkeit der Geſchichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören, und — wenn auch nicht über dieſelben Begebenheiten und denſelben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verſchiedene Stimmen einzuſammeln. Alle tragen das ſichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlands, und mit beidem wird man ihre Mängel entſchuldigen. Aber die Verhältniſſe ihrer Verfaſſer geben dieſen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo ſie von Tatſachen handeln und jeder von ſeinem Volke ſpricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateiniſche Herausgeber Albert Schultens (Vita et res gestae Sultani Almalich Alnasir Saladini auctore Bohadino. F. Sjeddadi etc. etc. Lugduni Batavorum 1732. fol.) aufgeſtellt hat, keinen Zweifel übrig laſſen. Amadoddin von Iſpahan, Verfaſſer eines weitläuftigen Werks über Saladin, erzählt in demſelben, daß er ſelbſt nebſt dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehrern andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern ſei abgeſandt worden, um wegen Aladils projektierter Heirat mit der Prinzeſſin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben dieſe Geſandtſchaft wird auch von dem Verfaſſer der vorliegenden Memoires auf dieſelbe Art erzählt. Er meldet von ſich, daß ihm von Saladins Bruder dieſe Geſandtſchaft ſei aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung tut, indem er von ſich ſelbſt in der erſten Perſon ſpricht. Amadoddin nennt dieſen Bohadin einen Kadi; der Verfaſſer dieſer Memoires ſagt gleichfalls von ſich, daß er dieſes Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in ſeiner Univerſalgeſchichte an, Saladin habe die Kirche der H. Anna zu Jeruſalem in ein Gymnaſium verwandelt und dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufſicht darüber anvertraut. Der Verfaſſer dieſer Lebensgeſchichte Saladins ſpricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, ſich in Jeruſalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauſes und Gymnaſium zu vollenden.

Aus dieſen Denkwürdigkeiten ſelbſt erhellet, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genoſſen und ein ſehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten laſſen und iſt mehr geneigt, ſeinen Geburtsort nach Moſul oder Aſſyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin ſelbſt erzählt, ſtand er in Dienſten des Sultans

von Moſul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifen zu Bagdad abſchickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntſchaft, den er gleich auf den erſten Anblick ſo lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm ſeine Dienſte zu widmen.

In den Geſchichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Kadi (Richter) genannt, welchen Namen er ſich auch ſelbſt gibt. Dieſe Würde hat aber mehrere Klaſſen, und ſelbſt der oberſte Prieſter pflegt vorzugsweiſe den Namen Alkadi zu führen. Welch ein Mann dieſer Alkadi ſei, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt iſt: „Der tiefſinnigſten Doktoren allertiefſinnigſter, der Andächtigen Allerandächtigſter, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetiſchen Lehren, der Enträtſler ſchwieriger Religionsfragen, der unwiderſprechlichſte Entſcheider, der Schlüſſel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelſten Spitzfindigkeiten.“ Und eben dieſe hohe Perſon ſoll, nach Schultens Meinung, auch Bohadin vorgeſtellt haben, deſſen Name ſchon (das arabiſche Wort für Preis der Religion) auf eine geiſtliche Würde hinzuweiſen ſcheint. Der Geiſt, in welchem das ganze erſte Buch abgefaßt iſt, verrät vielmehr den Mufti als den politiſchen Geſchäftsmann; Frömmigkeit iſt die Tugend, welche er an ſeinem Helden in das helleſte Licht ſtellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinweggeilt, welche die Wißbegierde am meiſten intereſſieren, ſo verbreitet er ſich über die Andachtsübungen ſeines Helden mit einer ermüdenden Umſtändlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, ſo geſchieht es nie ohne hinzuzuſetzen: „Gott erbarme ſich ſeiner!“ — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!“ Iſt von einer muſelmänniſchen Stadt oder Feſtung die Rede, ſo wird immer dabei ausgerufen: „Gott beſchütze ſie!“ und handelt er von den Chriſten, ſo unterläßt er nie, ſie mit einem unfreundlichen „Gott verfluche ſie“ abzufertigen; —

Unterbrechungen, welche man dem Leſer in der Überſetzung erſpart hat. Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde als dem eines Mufti abgeſchmackt ſein. Auch nur einem über gottesdienſtlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen ſein, dem Sultan ſo zur Unzeit und ſo ungeſtüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in dieſen Denkwürdigkeiten erzählt wird. Daß dieſer Bohadin überhaupt aus Saladins tatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg desſelben gegen die Chriſten heraushebt und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieſer Sultan ſeine Herrſchaft gründete, entweder nur flüchtig berührt oder höchſtens in einem dürren chronikähnlichen Auszuge liefert, ließe ſich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher ſich der Biograph befand, in einer getreuen Darſtellung dieſer Kriege den Tugendruhm ſeines Helden zu behaupten und das Andenken desſelben von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, ja der abſcheulichſten Treuloſigkeit zu befreien. Dieſe Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geſchichte, und es war wohl getan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das chriſtliche Reich in Jeruſalem zerſtörte und überhaupt die Ausbreitung der Chriſten im Morgenland hemmte, erſcheint dieſer Fürſt in dem vollen Glanz eines muſelmänniſchen Heiligen, und der Beſchützer des Islamismus war unſtreitig für die Feder eines Mufti der würdigſte Gegenſtand.

Übrigens glaubte der Herausgeber, dem Publikum durch Mitteilung einer Schrift, welche zu dem verſchönerten Bilde des ägyptiſchen Sultans in Leſſings Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienſt zu erzeigen. Da unvorhergeſehene gehäufte Geſchäfte ihn verhindert haben, die univerſalhiſtoriſche Überſicht in der Ordnung, wie ſie im erſten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzuſetzen, und es dem größern Teile der Leſer wahrſcheinlich lieber ſein dürfte, dieſe Materie auf ein-

mal als ein Ganzes zu überschauen, so ist der vierte Band dieser ersten Abteilung der historischen Memoires als ein Supplementband zu Fortsetzung dieser Übersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt und einstweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige Geschichte in der allgemeinen Übersicht vorausgeschickt worden. Jena den 26. September 1790.

Schiller.

Schöne Künste. — Göttingen, bei Dieterich: Gedichte von G. A. Bürger. Mit Kupfern. 1789. Erster Teil. 272 Seiten. Zweiter Teil. 296 Seiten. 8. (1 Reichstaler 16 Groschen).

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unserer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüten des Geists in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht dartun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto notwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten

Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmoniſchem Bunde beſchäftigt, welche gleichſam den ganzen Menſchen in uns wieder herſtellt. Sie allein kann das Schickſal abwenden, das traurigſte, das dem philoſophierenden Verſtande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forſchens den Preis ſeiner Anſtrengungen zu verlieren und in einer abgezognen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu erſterben. Aus noch ſo divergierenden Bahnen würde ſich der Geiſt bei der Dichtkunſt wieder zurechtfinden und in ihrem verjüngenden Licht der Erſtarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unſterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfodert, daß ſie ſelbſt mit dem Zeitalter fortſchritte, dem ſie dieſen wichtigen Dienſt leiſten ſoll; daß ſie ſich alle Vorzüge und Erwerbungen desſelben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menſchheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmut ſich kleiden in ihrer ſchöpferiſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel ſammeln und mit idealiſierender Kunſt aus dem Jahrhundert ſelbſt ein Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. Dies aber ſetzte voraus, daß ſie ſelbſt in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. Solange dies nicht iſt, ſolange zwiſchen dem ſittlich ausgebildeten, vorurteilfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterſchied ſtattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erſtern das Talent der Dichtung noch als Zugabe beſitzt, ſo lange dürfte die Dichtkunſt ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geiſtes-

leerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fodert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein andrer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Äußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen sein, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen deutschen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, deucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Teil unsrer nicht ungepriesenen lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt;

auch trifft es ſich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Bekenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jetzt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf Herrn Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maßſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger" ankündigt und Popularität (ſiehe Vorrede zum erſten Teil Seite 15 und folgende) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Herrn Bürger mit dem ſchwankenden Wort „Volk" ſchikanieren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unſern Tagen vergeblich geſucht werden. Unſre Welt iſt die homeriſche nicht mehr, wo alle Glieder der Geſellſchaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieſelbe Stufe einnahmen, ſich alſo leicht in derſelben Schilderung erkennen, in denſelben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt iſt zwiſchen der Auswahl einer Nation und der Maſſe derſelben ein ſehr großer Abſtand ſichtbar, wovon die Urſache zum Teil ſchon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und ſittliche Veredelung ein zuſammenhängendes Ganze ausmachen, mit deſſen Bruchſtücken nichts gewonnen wird. Außer dieſem Kulturunterſchied iſt es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander ſo äußerſt unähnlich macht. Es würde daher umſonſt ſein, willkürlich in einen Begriff zuſammenzuwerfen, was längſt ſchon keine Einheit mehr iſt. Ein Volksdichter für unſre Zeiten hätte alſo bloß zwiſchen dem Allerleichteſten und dem Allerſchwereſten die Wahl; entweder ſich ausſchließend der Faſſungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klaſſe Verzicht zu tun — oder den ungeheuern Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die Größe ſeiner Kunſt aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen.

Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Herrn Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimnis, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung und anderen mehr einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser

Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigentum der Überzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfodern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichtum zu verbergen. Herr Bürger sagt also keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit" erklärt. Aber indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerlaßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten innern Wert zu besitzen. „Wenn ein Gedicht," scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des echten Geschmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des

Volks zu leben; dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Dieser Satz ist durchaus eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Foderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werts (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht) wesentlich und nötig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Teil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautsten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Herr Bürger vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Lenore, sein Lied an die Hoffnung, Die Elemente, Die göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit und anderes mehr und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, An die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genugzutun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu verbessern als zu entschuldigen sein. Rezensent muß gestehen, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten ausstreuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urteil abnötigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei; daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Man begreift, daß hier nicht der Ort sein kann, den Beweis für eine so allgemeine Behauptung im einzelnen zu führen; um jedoch im kleinen anschaulich zu machen, was die Bürgerische Muse sich zu erlauben fähig ist, wollen wir ein einzelnes Lied, und zwar bloß in dieser einzigen Hinsicht, durchlaufen. Erster Teil. Seite 163 und folgende. Elegie, als Molly sich losreißen wollte:

Auszuschreien seinen Schmerz —
Schreien! Ich muß aus ihn schreien.

— — — — — — —

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,

Zeitlich hier und ewig dort,
Der Verzweiflung ganz zum Raube
Will ich ſein, wofern ich nicht
An das kleinſte Wörtchen glaube uſſ.

— — — — — — —

O ich weiß wohl, was ich ſage,
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch am Mittag liegt zu Tage,
So wird das von mir erkannt.

— — — — — — —

Rümpften tauſend auch die Naſen —
— — o ihr tauſend ſeid nicht ich.
Ich, ich weiß es, was ich ſage,
Denn ich weiß es, was ſie iſt,
Was ſie wiegt auf rechter Wage.
Was nach rechtem Maß ſie mißt.

— — — — — — —

Doch lebendig darzuſtellen
Das, was ſie und ich gefühlt,
Fühl ich jetzt mich, wie zum ſchnellen
Reigen ſich der Lahme fühlt.

Es iſt Geiſt, ſo raſch beflügelt,
Wie der Spezereien Geiſt,
Der, hermetiſch auch verſiegelt,
Sich aus ſeinem Kerker reißt.

— — — — — — —

Ach ich weiß dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt —

— — — — — — —

Wie wird mir ſo herzlich bange,
Wie ſo heiß und wieder kalt! —

— — — — — — —

Herr mein Gott! Wie ſoll es werden?
Herr mein Gott! Erleuchte mich!
— — — — — — — —
Freilich freilich fühlt, was billig
Und gerecht iſt, noch mein Sinn —
— — — — — — — —
Dient denn Gott ein Menſch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?
— — — — — — — —
O es keimt, wie lang es währe,
Doch vielleicht uns noch Gewinſt
— — — — — — — —
Sinnig ſitz ich oft und frage
Und erwäg es herzlich treu
Auf des beſten Wiſſens Wage,
Ob „uns lieben" Sünde ſei?
— — — — — — — —
Freier Strom ſei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin.

Zur Entſchuldigung Herrn Bürgers ſei es übrigens geſagt, daß das gewählte Lied, deſſen vier letzte Strophen jedoch von ungemeiner Schönheit ſind, zu ſeinen matteſten Produkten gehört; doch müſſen wir zugleich hinzuſetzen, daß wir nur die Hälfte deſſen bezeichnet haben, was uns darin mißfallen hat. Sollen wir nun noch aus Fortunens Pranger Seite 186 die faulen Äpfel und Eier — Mir nichts, dir nichts — Lumpenkupfer — Schinderknochen — Schurken — Fuſelbrenner — Galgenſchwengel — Mit Treue umſpringen, wie die Katze mit der Maus — Hui und Pfui — und dergleichen mehr als Beweiſe unſrer Behauptung anführen, oder weiß der Leſer es ſchon genug, um darin uns beizuſtimmen, daß ein Geſchmack, der ſolche Cruditäten ſich erlaubte und bei wiederholter Durchſicht begnadigte, Herrn Bürger auch

bei seinen gelungensten Produkten unmöglich ein treuer und sicherer Führer gewesen sein konnte?

Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines inneren Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisierkunst vermissen wir bei Herrn Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm Liebe selten etwas anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondierendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe 1. Teil, Seite 124: Das Mädel (?), das ich meine, Das hohe Lied und mehrere andere. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schar Göttinnen zusammengeborgt. Seite 86, Die beiden Liebenden:

Im Denken iſt ſie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn ſie lacht,
Melpomene bei ſanfter Klage,
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bei Tage. (?)

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als glaubten wir, daß ſie das Gedicht, worin ſie vorkommt, eben verunſtalte, ſondern weil ſie uns das paſſendſte Beiſpiel zu ſein ſcheint, wie ungefähr Herr Bürger idealiſiert. Es kann nicht fehlen, daß dieſer üppige Farbenwechſel auf den erſten Anblick hinreißt und blendet, Leſer beſonders, die nur für das Sinnliche empfänglich ſind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig ſagen Gemälde dieſer Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie der Reichtum, ſondern die weiſe Ökonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung befriedigt! Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel oder wenig Kunſt erfodert wird, in dieſer Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieſer Gelegenheit an uns ſelbſt, wie wenig dergleichen Matadorſtücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geſchmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht ſehr angenehm überraſchen, als wir in dieſer Gedichtſammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, ſowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp hopp hopp, Huhu, Saſa, Trallyrum larum und dergleichen mehr nicht zu vergeſſen), welche nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen und der zweideutige Beifall des großen Haufens ſo lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Herr Bürger, dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft ſeines Pinſels, durch das Gewicht ſeines Beiſpiels in Schutz nimmt: wie ſoll ſich der unmännliche, kindiſche Ton verlieren, den ein

Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rezensent das sonst so lieblich gesungene Gedicht Blümchen Wunderhold nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Herr Bürger in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du teilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt,

so geschieht der Bescheidenheit zuviel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Äther, und ein unechter Reim: blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisierkunst bei Herrn Bürger, wenn er Empfindung schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neueren Gedichte, großenteils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemütsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigentümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neueren Bürgerschen Gedichte sind großenteils Produkte einer solchen ganz eigentümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden,

daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht bloß Gemälde dieser eigentümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermut des Dichters sind nicht bloß der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein anderes Feuer als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Teil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanfteren und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affektes, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft usw. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbsttätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neueren Gedichte Herrn Bürgers charakterisiert eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermut. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: Das hohe Lied von der Einzigen,

verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werte. Andere Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der Bürgerschen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Teil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichtum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemütsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohltätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Herr Bürger, hingerissen von dem Affekt, der dieses Lied ihm diktierte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Liedes auf seine eigene Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligtum, niederlegte, am Schlusse dieses Liedes sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen — ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Anteil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen anderen Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rezensent kennt unter den neueren Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte als Herr Bürger. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten

das Blümchen Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſei; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz ſoviel Selbſtlob an ſich verſchwenden kann. Aber angenommen, daß an ſolchen ſcherzhaften Äußerungen nur der zehnte Teil ſein Ernſt ſei, ſo macht ja ein zehnter Teil, der zehnmal wiederkommt, einen ganzen und bitteren Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſſene Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns alles zu ſein, was über eine Sammlung von mehr als 100 Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung wert ſind, in einer Zeitung geſagt werden konnte. Das längſt entſchiedene einſtimmige Urteil des Publikums überhebt uns, von ſeinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutſcher Dichter Herrn Bürger zuvortun wird. Bei ſeinen Sonetten, Muſtern ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Deklamateurs in Geſang verwandeln, wünſchen wir mit ihm, daß ſie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und ſeinem vortrefflichen Freund Schlegel die Leier des pythiſchen Gottes ſpielen kann. Gerne hätten wir alle bloß witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieſer Sammlung entbehrt, ſo wie wir überhaupt Herrn Bürger die leichte ſcherzende Gattung möchten verlaſſen ſehen, die ſeiner ſtarken nervichten Manier nicht zuſagt. Man vergleiche z. B., um ſich davon zu überzeugen, das Zechlied 1. Teil, Seite 142 mit einem anakreontiſchen oder horaziſchen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auf Gewiſſen fragte, welchen von Herrn Bürgers Gedichten, den ernſthaften oder den ſatiriſchen, den ganz lyriſchen oder lyriſcherzählenden, den früheren oder ſpäteren wir den Vorzug geben, ſo würde unſer Ausſpruch für die ernſthaften, für die erzählenden und für die früheren ausfallen. Es iſt nicht zu verkennen, daß Herr Bürger an Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verſes gewonnen hat;

aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Herrn Bürgers Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist imstande, den Freund des Schönen an die höchsten Foderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unseren jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn Bürger um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er unserer Meinung nach selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswert fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußeren Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.

Wenn indessen irgendeiner von unseren Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Herr Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus

jeder Zeile spricht, ist es wert, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Herr Bürger besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muße widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete sein soll.

Vorläufige Antikritik und Anzeige.

Von G. A. Bürger.

Das Urteil über mich und meine Gedichte in der A. L. Z. Nr. 13 und 14 v. d. J. muß meine und meines Publikums Aufmerksamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des gründlichsten Tiefsinns, der geübtesten Urteilskraft, des raffiniertesten Geschmacks, kurz, mit der ganzen Herren- und Meistergeberde, vor welcher selbst der kühnste Geist des Widerspruchs andachtsvoll verstummen möchte, strebt sein Verfasser darzutun, daß wir uns seit zwanzig Jahren sehr übel geirret haben.

Ich meinesteils wußte nun zwar längst und werde es in keinem Moment meines Lebens vergessen, daß weder ich selbst ein gereifter und vollendeter Geist bin, noch daß ich einen solchen in meinen Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wohl die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geist jemals zur Vollendung ausreife? Dennoch glaubte ich, mein Geist und wenigstens einige seiner Früchte, wären wohl soweit empor gediehen, um von dem reifern Ausschusse absolut unreifer und unvollendeter Geister, wie unterm Monde wir alle sind, ohne Mundverziehung genossen werden zu können. Das aber war grober Irrtum. Man muß, möglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geist sein, und nur reife, vollendete Produkte liefern. Ich aber — ach! selbst für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch als ich, war mein großgünstiges Publikum vom Irrtum befangen. Denn dieses hielt fast durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Wesen, als ich selbst, sogar in den Stunden des jugendlichsten Dünkelrausches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehrern seiner Produkte, als mir lieb war, hatte es sein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieser Glaube, dieser Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Besorgnis dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wohl aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen, strengern Musterung wenigstens seine unwürdigsten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt täte es not, ich entzöge ihm sogar die wohlgeratensten Gestalten.

Denn siehe, aus einer höhern Sphäre ist ein reifer und vollkommener Kunstgeist auf die Allgemeine Literatur-Zeitung herunter gestiegen; aus einer Sphäre, wo die Poesieströme lieblich flöten; aus einer Sphäre, wo die jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchtzeit nicht absterben; das ist, wo das Vorhergehende und Nachfolgende als eins und in einem Zeitmoment gedacht und im Bilde angeschaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht so genau und bestimmt als hienieden sich auszudrücken braucht und die Redensarten, etwas mit einem einzigen Schönheitsgenuß — oder Schönheitsverlust erkaufen, als Synonyme verwechseln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes Licht ebensogut als eine verjüngende Wärme der Erstarrung eines frühzeitigen Alters wehret; aus einer Sphäre, wo die menschlichen Geisteskräfte vereinzelt und getrennt wirken, wo die Poesie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, in ihren Spiegel sammelt; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz andern Gesetzen denkt, anschaut, empfindet, kombiniert, tropisiert, bildert, bezeichnet, als wir unreifen unvollendeten Geister hierunten zu tun uns für schuldig erachten. Diesem Herabgestiegenen geziemt es, kraft obiger statistischen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten, selbst den am reichlichsten ausgesteuerten, keines zu nennen wisse, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe. Ein langes Register von Ursachen ist unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dies doch mit der obigen Statistik. —

Zu unserer nicht geringen Verwunderung erfahren wir samt und

ſonders, was bisher weder ich ſelbſt mir noch vollends mein ganzes verblendetes Publikum ſich träumen ließ, daß ich nicht bloß — ein unreifer unvollendeter Dichter? — o wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich dieſen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt hier doch nicht etwa, daß ich den Kunſtgeiſt nur ſchikaniere? Bewahre! hier iſt der Beweis: Eins der erſten Erforderniſſe des Dichters iſt Idealiſierung, Veredlung (ob dies wohl Synonyme ſein ſollen? —), ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir dieſe Idealiſierkunſt. Alſo! —

Vermöge dieſes Mangels bin ich nun freilich ſchon ſoviel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger als nichts müſſet nicht vollends ihr ſein, meine geliebten und hochverehrten Brüder in Apollo, die ihr mit mir um den lyriſchen Lorbeerkranz ringet! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Goeckingk, Goethe*, Herder, Jacobi, Langbein, Matthiſon, Ramler, C. Schmidt, Schiller**, Schubart, Stäudlin, Stolberg, Voß und — o verzeihet, oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht euch allen das Herzeleid antue, euch hier zu nennen! Denn euch alle erblickt der reife und vollkommene Aſtralgeiſt ſo tief unter mir, als ich ſelbſt ſeiner Meinung nach bisher noch unter dem höchſten Schönen geblieben bin. Welchen Erdenſohn muß nicht Schwindel befallen bei ſolcher höchſten Höhe der Schönheit und des neben ihr ſchwebenden Kunſtgeiſtes! —

Meine Elegie, Als Molly ſich losreißen wollte, ſo werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen matteſten Produkten. Ganz einleuchtend tun dies ſchon die kaum zur Hälfte ausgezogenen *dicta probantia* dar, ohne daß es nötig geweſen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es euch, ihr vielen, rohen, unreifen und unvollendeten Männer- und Weiberſeelen, die ihr euch von den Naturtönen dieſes Liedes ſo innig durchdringen, ſo tief rühren ließet! Ihr ſteht betäubt und wißt nicht, wie euch geſchieht? O glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wohl auch dies Lied müſſen. —

Kunſtrichter auf anderen Stühlen, die ihr doch, meinem eigenen Wunſche gemäß, mir ebenfalls nichts geſchenkt habt, vernehmt es von meinem und euerm Oberrichter, daß euer ſo hoch geprieſenes Blümchen

---

* Im 8. Bande ſeiner Schriften.

** In ſeinen lyriſchen Produkten.

Wunderhold, frei herausgesagt, Tändelei ist! Und was alsdann anders als alberne Tändelei? —

Priester und Laien, durch Horazens: Si vis me flere — verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darstellt, müßten wahr, natürlich, menschlich sein. Sie glaubten, alsdann gelänge die Darstellung am besten, wenn der Dichter sie nicht sowohl erkünstelte als vielmehr wirklich im Busen hegte. Der reife, vollkommene Kunstgeist aber weiß es besser. Idealisiert — ja, idealisiert! — müssen sie sein. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte euch, kommt doch herbei, diesen wundersamen aus Ariosts Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Lessing, die Mendelssohn, die Sulzer in ihren Gräbern sich noch umwenden! Meine neuern Gedichte, sonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn so unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden! Das nenne ich mir doch eine scharf- und tiefsinnige Antithese! Sicherlich hat sich der Kunstgeist darin weit mehr als ich mir in der Erfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Des hatte er aber auch Ursache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht meine, nicht irgendeines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigentümliche, sondern idealisierte, das ist, keines sterblichen Menschen Empfindungen — Abstraktionen — man denke! — Abstraktionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas wert sein sollten. — O Petrarca, Petrarca, der du eigentümlicher als je einer sangest, was du eigentümlicher als je einer für deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst du vor dem höhern Glanze dieses ätherischen Kunstgeistes? — Bei dem allen findet es der tiefsinnige Richter seiner Theorie nicht widersprechend, wenn er behauptet, daß alles, was der Dichter uns geben könne, nur seine Individualität sei. — —

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten sind mir und unstreitig dem ganzen ästhetischen Publikum zu — merkwürdig, als daß ich nicht von einer sonst immer beobachteten Weise abgehen sollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinste gedruckte Wort über irgendeine Rezension meiner Werke. Aber bei dieser muß es mir selbst von dem stolzesten und edelsten Taciturn gutgeheißen werden, wenn ich den Verfasser laut und dringend

auffordere, uns seine unbegreifliche Weisheit irgendwo ausführlicher, als hier geschehen konnte, mitzuteilen und so eine Menge Widersprüche aufzulösen, mit denen wir andere durchaus nicht fertig werden können. Besonders wünschte ich dem Begriffe einer idealisierten Empfindung, diesem mirabili dictu, nur eine einzige interessante Anschauung aus irgendeinem alten oder neuen, einheimischen oder fremden Dichter, der das mirabile so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine Akademie der schönen Redekünste an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in den gelungensten meiner Produkte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Rezension das Ansehen gewinnet.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Mut genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günstlinge des Publikums so, wie der Verfasser mir, mitzuspielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug besitzen, mein Visier aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wohlan denn! Gestrenge und vermutlich ebenso tapfere Maske, ich bitte dich, wer bist du? Ich frage nicht deswegen, um nur meine und des Publikums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürfte ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurteiler und seinen vermutlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferse, verwundbaren und sterblichen Geisteskindern. Denn vielleicht hat er, wie Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, sag ich? Nein, er hat zuverlässig keine! Er ist kein Künstler, er ist ein Metaphysikus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Phantome, als idealisierte Empfindungen sind. Hätte er aber dennoch, wider allen meinen Glauben, jemals ein Kind mit einer Muse erzeugt, so hätte er ihm zuverlässig schon ohne mein Zutun in einer solchen Rezension das Todesurteil gesprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich sie ein Meisterstück nennen und keinem Geringeren als einem Engel oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geisteskindern gesegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, so würden sie es so tun, daß wenigstens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünschte ich, daß mein Richter sein Angesicht enthüllte, damit jedermann gleich beim ersten Anblick wüßte, wornach er sich in seiner ferneren Geschmacks-

kultur zu richten hätte. Denn man sage, was man wolle, in Geschmackssachen, wo nicht, wie bei Gegenständen der Verstandeserkenntnis, feste Begriffe und Formeln, sondern so manche ἀῤῥητα des Gefühls das Urteil leiten, muß auch nicht selten das bloße Ansehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten und durch sein Beispiel Geschmacksnorm festzustellen befugt sein. Wäre nun mein Beurteiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie bloß meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche, unabhängige Kräfte, sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen, wie ein Souverän von dem andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen. Zeigte sichs aber gar, daß er an Kunsttalent und Kultur noch unter mir wäre — o so dürfte ja sein Geschmacksurteil sichs noch weit weniger anmaßen, dem meinigen und dem Urteile des mir gleich gebildeten und gestimmten Publikums zum herrschenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr seinen abweichenden Geschmack, den ich einen Verschmack nennen möchte, wornach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geistloses Symbol der Bescheidenheit erklärt, an dem Urteile seines Erfinders und der andern gebildeten Geister, denen es nicht also vorkommt, bescheiden und demutsvoll zu berichtigen und also seinen Verschmack in Geschmack umzubilden suchen. So viel kommt also darauf an, zu wissen, wessen die Stimme sei, die so anmaßend hinter dem Vorhange hervortönet! —

Ich muß hier, wiewohl ungern, abbrechen; hoffe aber sowohl diesen als auch andere Rezensenten nächstens in der Akademie, wo es wohlfeiler zehren für mich ist als hier, reichlicher zu bewirten. Denn ich bin willens, etwas über mich selbst und meine Werke, nicht mir, sondern der Kunst zuliebe, zu schreiben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch anzeigen, daß noch nicht der vierte Teil der ohnehin so wenigen und kaum hinlänglichen Subskribenten auf die außerordentliche Ausgabe meiner Gedichte die Pränumerations-Pistolette eingesandt hat. Wie kann ich denn also wagen, das Werk zu unternehmen, oder, wie ichs wünschte, schon nächste Ostermesse zu liefern. Noch einmal und zum letzten will ich den Termin bis Ende Mai d. J. hinaussetzen, und wenn bis dann nicht

wenigſtens ſo viel bar einkommt, daß ich vor beträchtlicherem Schaden geſichert bin, ſo will ich alsdann lieber den geringen, wiewohl für mich auch nicht unerheblichen Verluſt an Inſertions- und Portokoſten über mich ergehen laſſen und jedem ſein eingeſandtes Geld wieder zurückſchicken. Das Schickſal meiner Gedichte ſei hernach, welches es wolle. Mich gehen ſie weiter nichts an.

Göttingen, d. 5. März 1791.

Gottfried Auguſt Bürger.

Verteidigung des Rezenſenten gegen obige Antikritik.

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wonach Rezenſent ſein Urteil über die Bürgerſchen Gedichte beſtimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorſätzliche Mißdeutung, pathetiſche Apoſtrophen und luſtige Tiraden widerlegt zu werden; auch ſchien ihm Herrn Bürgers Sache in der Tat nicht ſo ſchlimm, um nicht eine beſſere Verteidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er ſich gefallen, ſeine Kunſttheorie, wo es auch geſchehe, an der Bürgerſchen zu verſuchen, wie er denn auch ſein über Herrn Bürger gefälltes Urteil nicht gerne für etwas anderes möchte ausgegeben haben als für die Überzeugung eines einzelnen Leſers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlicheren Belehrung verlaſſen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe ſich gebührt, die Waffen gleich ſein, und wenn der eine Teil Beweisgründe gebraucht, ſo müßte der andere nicht mit Fechterkünſten ſtreiten. Es gilt hier kein hiſtoriſches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Herr Bürger gegen ſeinen Rezenſenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede iſt von Grundſätzen des Geſchmacks und deren Anwendung auf Herrn Bürgers Produkte. — Jene wie dieſe ſind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunſtrichters, wie Herr Bürger will,

sondern nach eigenem Gefühl und nach eigener Vernunft) jene Behauptungen prüfen und den Bericht, den Herr Bürger davon abzustatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange des Rezensenten zusammenhalten kann. Dieses Publikum, welches sich seines Wielands, Goethe, Geßners, Lessings erinnert, dürfte schwerlich zu überreden sein, daß die Reife und Ausbildung, welche Rezensent von einem vortrefflichen Dichter fodert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Goeckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, v. Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mitteilung fähig — und dadurch allein, daß sie jeden frembartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen der Sittlichkeit sich in Übereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schoße veredelter Menschheit hervorströmen, zu schönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen), solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen sein, idealisierte Empfindungen, wie Rezensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünstelten naturwidrigen Abstrakten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealisierenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate ihr Anspruch auf jedermanns Mitgefühl, das ist ihre Allgemeinheit, bezeichnet wird. Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mit empfinden müssen. Und kann dies wohl anders geschehen, als daß gerade soviel Lokales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mitteilbarkeit Abbruch tun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli, Wieland in die Seele seiner Psyche oder Amande, Goethe in den Charakter seines Werthers, Rousseau in

den Charakter seiner Julie, Richardson in den seiner Klarisse versetzt, und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen müßte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealisiert? Herr Bürger könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändere, wenn der Dichter in seiner eigenen Person empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wissen, daß an der selbsteigenen Person des Dichters nur insofern etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen würde, wenn er das Geschäft der Idealisierung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, bloß treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publikum von etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, das ist will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Rührung veredeln, so entschließe er sich von seiner noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rat zu halten und womöglich in einem Strahl zu konzentrieren, so bemühe er sich, alles, was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, befangenen Selbst haftet, und alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem anderen jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit und dergleichen abzustoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft braust und wallt und mit dem Affekt des begeisterten Dichters auch alle seine eigentümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter

wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldenen Spruch: Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst, jede wilde Geburt seines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entraten können, ohne den besten Teil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von allem dem will Herr Bürger nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Ästhetik noch ganz leidlich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Rezension sich deswegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete, mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht, nach Herrn Bürgers Meinung, gerade in dieser letzteren die Originalität und Eigentümlichkeit enthalten sein, die man mit Recht jedem Kunstwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob Herrn Bürger die Kunst zu idealisieren abgesprochen wird, wenn Rezensent ausdrücklich nur diese Idealisierung bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im einzelnen auf ein inneres Ideal von höchster Vollkommenheit beziehet?

Herrn Bürgers Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Rezensenten aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wohl leugnen, nicht mißverstehen kann, ohne seine Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese Foderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesprodukte hätte er nennen sollen, welchem

Rezenſent durch ſeinen allgemeinen Ausſpruch unrecht getan hat. Wenn Herr Bürger es für eine ſo unmögliche Sache hält, daß einer ſeiner poetiſchen Mitbrüder ſich ſo ſehr habe vergeſſen können, ein Ideal der Kunſt aufzuſtellen, welches den ſelbſteigenen Produkten desſelben das Urteil ſpricht, ſo beweiſt Herr Bürger dadurch bloß, wie ſehr ſein Kunſtideal unter dem Einfluß ſeiner Eigenliebe ſtehe, wenn er es nicht gar ſelbſt aus ſeinen eigenen Geiſtesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphiloſoph ohne Bedenken von jedem menſchlichen Subjekt und zum Teil ſchon der Erzieher von ſeinem Zögling fodert, darf doch wohl die Kunſt von ihren vorzüglichſten Söhnen verlangen — und wenn in der Foderung der Moraliſten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Beſtrebungen, es zu erreichen, nicht niederſchlagen darf, warum ſollte mit der Kunſt eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Foderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moraliſten großenteils ſchon enthalten iſt? — Immer könnte alſo auch ein Dichter jenes Urteil über Herrn Bürger niedergeſchrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht beſaß, ſeine eigenen Geiſteskinder vor der Strenge dieſer ſeiner Theorie zuvörderſt in Sicherheit zu bringen. Einen ſolchen könnte nun wohl ſchwerlich die Furcht vor Repreſſalien abgehalten haben, offen und frei ſeine Meinung vom Herrn Bürger zu ſagen, und eiferſüchtiger auf die Hoheit ſeiner Kunſt als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er ſich in ſeinem Leben ſchon an ihr mag verſündigt haben, erteilt er ihm hiemit uneingeſchränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung ſeines Namens gegen ſeine Geiſtesgeburten ſo viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig iſt. Um ſo mehr glaubt er ſich aber auch befugt, das, was ihm Sache der Kunſt ſchien, gegen das Bürgerſche Beiſpiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenſtein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wolluſt entrückt wird, zu verfechten — mit Beſcheidenheit, wie er getan zu haben hofft,

aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.

Geschah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu spielen, daß Herr Bürger die ganze Schar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge Feuer! ruft und den Geist eines Wieland und seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in acht, den Schatten Samuels zu wecken, sonst möchte ihm wie weiland Sauln geantwortet werden. Rezensent erinnert sich, Herrn Bürger über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Lied oder in einer Ode aushauchten, mit Herrn Bürger um den lyrischen Kranz, und die ihn schon längst erstiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Herrn Bürgers poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der poetischen Darstellung zum Muster dienen.

Wenn das großgünstige Publikum Herrn Bürgers seinen Genius für ein noch höheres Wesen halten konnte als er selbst, welches viel ist; wenn es weit mehrere seiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamrot machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte, so wäre das Unglück in der Tat so groß nicht, als Herr Bürger es macht, mit dem Urteil dieses Publikums über ihn sich einigermaßen im Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht nötig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn Herr Bürger nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem

Urteil der Welt, und ſo entſcheidet ſich oft der Ruhm eines Schriftſtellers, ehe noch die gewichtigſten Stimmen mitgeſprochen haben. Herrn Bürgers poetiſcher Genius hat dieſe Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium ſchöner Muſter und etwas mehr Strenge gegen ſich ſelbſt ankommen, daß auch ſie mit vollem Herzen das Prädikat unterſchreiben, das ihm, ohne ſie, erteilt worden iſt. So wenig Rezenſent ſich bei Abfaſſung ſeiner Kritik einer anderen Leitung als ſeines eigenen Gefühls bewußt war, ſo angenehm überraſchte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in ſeinem Urteile über Herrn Bürger die Meinung einiger der kompetenteſten Geſchmacksrichter von dieſem Schriftſteller ausgeſprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Teile des Publikums nicht etwas Überflüſſiges zu ſagen und bei einem anderen durch ſeinen unſchuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht ſeine Gründe fanden, ſei es dem Rezenſenten erlaubt, einem Inkognito getreu zu bleiben, welches ſeiner Überzeugung nach bei literariſchen Kämpfen ſo lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftſteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigene und ihres ganzen Standes Unkoſten nicht ſehr erbauliche Komödien zum beſten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterem Intereſſe an der Wahrheit geſtritten wird, ſtreitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Perſonen die Sache verdrängen.

Der Rezenſent.

Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen.

[Gothaiſche Gelehrte Anzeigen, 18. Oktober 1786.]

Leipzig. Künftige Oſtermeſſe 1787 wird hier im Cruſiuſſiſchen Verlage herauskommen: Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen und Rebellionen aus mittleren und neuern Zeiten, herausgegeben von Friedrich Schiller.

Die verſchiedenen Verfaſſer, welche an dieſem Werke, das aus zwei Bänden beſtehen wird, Anteil haben, nahmen bei der Wahl der Geſchichten weniger Rückſicht auf ihren univerſaliſchen Einfluß als auf das Intereſſe des Details und der Charaktere und werden ſich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten noch an eine geographiſche oder ſtatiſtiſche Ordnung binden. Bloß politiſche Revolutionen werden ausgeſchloſſen ſein, Privatbegebenheiten hingegen, welche ſich in dieſer Gattung durch irgend eine intereſſante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Meſſe wird ein Band, ungefähr ein Alphabet ſtark, herauskommen.

[Nachricht.]
1789.

Zu dieſem erſten Bande der Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen war noch eine vierte Verſchwörung, die des Fiesko gegen Genua, beſtimmt, welche aber wegen Mangel des Raums

zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesetzt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus S. Real übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zuviel verloren haben würde.

Anmerkung zu dem Bruchstück von Hubers Drama: Das Heimliche Gericht, das Schiller im fünften Heft der Thalia veröffentlichte.

1788.

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen so viel gesagt, geschrieben und getan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingesendet worden, für interessant genug gehalten, um es dem Publikum vorzulegen. Man setzt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das Heimliche Gericht aus dem Götz von Berlichingen wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fast ganz Deutschland überschwemmte, hat der Herr von Möser in der Berliner Monatschrift gegeben.

Anzeige aus der Thalia.

1788.

Die Fortsetzung der Rheinischen Thalia wurde voriges Jahr durch eine Reise des Herausgebers unterbrochen und fängt nunmehr im Jahre 1786 unter einigen wesentlichen Veränderungen von neuem an.

Artikel, welche auf die Pfalz und die übrigen Rheingegenden eine lokale Beziehung haben, gehören nicht mehr in den Plan der Thalia. Aufsätze von vorzüglichem Gehalte, die dahin einschlagen,

werden zwar nicht ausgeschlossen, aber man verbindet sich zu keinem. Was die Dramaturgie des Mannheimer Theaters insbesondre betrifft, so verweise ich den Leser auf eine detaillierte Geschichte dieser Bühne, welche, wie man mir sagt, unter der Aufsicht des Freiherrn von Dalberg noch in diesem Jahre erscheinen soll und von den besten Mitgliedern jener Bühne verfaßt wird.

Die Bogenzahl der nun folgenden Hefte ist unbestimmt, wie auch die Zeit ihrer Erscheinung. Überhaupt aber werden dieselben kleiner sein und desto öfter herauskommen.

Die Liebhaber dieses Journals wenden sich an den Verleger G. J. Göschen zu Leipzig.

Dresden, im Jenner 1786. Schiller.

Aus dem zweiten Band der allgemeinen Sammlung historischer Memoires.

1789.

Um den zweiten Band dieser Memoires nicht zu einer unproportionierten Größe anwachsen zu lassen, ist man genötigt gewesen, die Fortsetzung der universalhistorischen Übersicht so wie auch die zu allen drei Memoires erforderlichen Anmerkungen für den dritten Band der ersten Abteilung zurückzubehalten, der in der nächsten Michaelismesse nachfolgen wird. Schiller.

Erklärung des Herausgebers.

Thalia 1790.

Den genannten und ungenannten Herren Verfassern dramatischer und lyrischer Produkte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das sie in

mich haben ſetzen wollen, unter meinem Geleite ſich bei dem Publikum einzuführen.

Unter dieſen eingeſandten Stücken befinden ſich mehrere, welche mir die Erſtlinge ihrer Autoren zu ſein ſcheinen und über deren Wert oder Unwert ich aufgefordert werde, ein entſcheidendes Urteil zu fällen. Dieſen alſo erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Teil die völlige Unwiſſenheit ihrer Namen und Perſonen mir erleichtert, daß die Nichterſcheinung ihrer Aufſätze in meiner Thalia dieſes entſcheidende Urteil nicht iſt und daß ſelbſt die Achtung, die das Talent ihrer Verfaſſer mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer erſten Verſuche ſehr gut beſtehen kann. So gern ich denſelben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünſcht hätte, ein öffentliches Urteil über ſich zu hören, ſo wenig konnte dieſes mit den Rückſichten beſtehen, die ich den Leſern der Thalia ſchuldig zu ſein glaube. Mein Urteil, in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Abſicht, wegen welcher es verlangt und geſagt wird, ſehr ſchlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit. Von mehrern dieſer Herren Verfaſſer werde ich, wie ich vermute, jetzt ſchon losgeſprochen ſein. Zwiſchen Einſendung ihrer Beiträge und dieſer meiner Erklärung iſt bereits mehr als ein Jahr verfloſſen, und während eines Jahres pflegt ſich bekanntlich in einem guten Kopfe gar vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet ſein, durch meine ſtillſchweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, ſo wird ſich dieſes Talent ſicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urteils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritiſchen Wahl, entweder das wahre Genie abzuſchrecken oder das falſche zu ermuntern, in erſterm Falle am wenigſten gewagt werde. Das wahre Genie richtet ſich zwar zuweilen an fremdem Urteile auf, aber das entwickelte Gefühl ſeiner Kräfte macht ihm bald die Krücke entbehrlich. Schiller.

An Ferdinand Huber.

Weimar, den 2. Jänner 1789.

Daß du von dem Glauben nun zurückgekommen biſt, mein langes Stillſchweigen ſei abſichtlich geweſen, iſt mir ſehr lieb, obſchon meine Sache dadurch nicht ſehr gebeſſert wird. Anfangs, ich geſteh es, war es abſichtlich, oder, um es recht philoſophiſch zu ſagen, es war eine moraliſche Handlung. Die Reflexionen, auf die mich einer deiner Briefe damals brachte, mit deinem langen Stillſchweigen verbunden, machten mirs unmöglich, dir mit dem Herzen in der Hand zu ſchreiben. Ein Brief iſt allenfalls der einzige Platz, wo man ganz wahr ſein kann und es alſo auch ſein ſoll; ein Brief, der das nicht iſt, iſt ein armſeliges Ding und eine Laſt, die man ſich auflegt. Kurz, ich fühlte, daß ich nicht wahr gegen dich ſein konnte, und mich zu zwingen, ſchien mir ganz unwürdig. Liebe und Freundſchaft ſind das beſte und das einzige Eigentum, was unſereiner hat und worauf wir einen Wert legen können. Es auf die ſchönſte Art anzulegen, iſt ein billiger Wunſch; ich glaubte, daß es den Wert nicht mehr für dich hätte und haben könnte, den ich darauf legte. Dein Ausflug in die Welt war eine Art von erſter Probe unſrer ziemlich ſchwärmeriſch geknüpften Freundſchaft; ſie ſchien mir zum Nachteil unſrer Freundſchaft ausgefallen zu ſein. Der zweite Brief, den du dem erſten folgen ließeſt, konnte dieſe Meinung nicht umſtürzen, weil bloß die Zartheit deines Gefühls ohne deine Freundſchaft ihn dir diktiert haben konnte. Ich fürchtete damals ſtark,

wir hätten uns einige Jahre lang mit Deklamationen hintergangen, und ich wollte nicht neuerdings wieder darein mit dir verfallen. Darum überließ ich es damals der Zeit, was ſie über unſer Verhältnis für ein Urteil ſprechen würde. Die Freundſchaft iſt ſehr kennbar an ihren wohltätigen Wirkungen auf Herz und Geiſt.

So dachte ich damals und im ganzen auch noch jetzt. Solange die Verlegenheit, ſo lange geſchwiegen zu haben, lebhaft auf mich wirkte, glaubte ich, daß die rechte Zeit noch nicht da ſei, dir zu ſchreiben. Rechne dazu hypochondriſche Dispoſitionen von mir, die mir die ſchönſten Stunden meines Lebens vergällen, und eine Schüchternheit meines Gefühls, das mich für die kleinſte unſanfte Berührung reizbar macht — ſo wirſt du mich begreifen und vielleicht entſchuldigen.

Ich bin dieſen Sommer ſehr mit mir ſelbſt umgegangen und nicht ohne Nutzen; aber Licht und Finſternis haben ſich noch nicht ganz geſchieden, und Ruhe iſt noch nicht in meinem Gemüt. Ich lebe nur zuweilen glücklich in der Zukunft, und auch die wird mit jedem Jahr, das ich älter werde, enger. Doch hat mir freundſchaftlicher Umgang dieſen Sommer auch heitre Stunden gegeben, und mein Geiſt ſchreitet im ganzen doch fort und ſucht ſich Freiheit zu ſchaffen. Nur durch immerwährende Tätigkeit kann ich mir eine leidliche Exiſtenz verſchaffen, und dies Mittel habe ich ſeit einigen Monaten auch ergriffen. Zugleich machten es meine Finanzumſtände notwendig. Daß ich nach Jena gehe, wird dir Körner geſchrieben haben. Nie hätt ich dieſen Schritt getan, wenn ich ihn nicht für die einzige Auskunft hielte, meine Schulden zu tilgen und innerhalb einiger Jahre zu einer gewiſſen Freiheit und Ruhe des Geiſts zu gelangen, ohne die ich mein Leben auch nicht einen Tag mehr fortſetzen möchte. Ich gehe auch eigentlich nur nach Jena, um es in einigen Jahren mit einem anderen Orte vertauſchen zu können, welches ſich dann hoffentlich geben wird. Zwei, drei mühſelige Jahre wird es mir freilich

koſten, aber unter der Arbeit, hoffe ich, ſollen ſie mir verſchwinden, und die Hoffnung ſchönerer Zukunft ſoll ſie mir tragen helfen.

Die Geſchichte verſpricht mir einiges Vergnügen, und das Fach ſelbſt iſt nicht zu weit von denen Fähigkeiten entlegen, die in mir ausgebildet ſind. Vor einigen Jahren kann ich freilich nicht Geiſtesgenüſſe für mich davon erwarten, aber kleine Befriedigungen gibt mir auch ſchon das Studium. Ich werde dieſen Sommer nicht mit der alten Geſchichte eröffnen, ſondern gleich in das mittlere Zeitalter hineingehen. Meine Neulingsqualität ſelbſt kann denen, die die Geſchichte bei mir hören, nützlich werden, weil die Materien ſelbſt auch durch ihre Neuheit ſtärker auf mich wirken und der Darſtellung dadurch deſto mehr Leben geben. Jena iſt mit drei Bibliotheken verſehen, die mir alle nötigen Quellen reichen, aus denen allein ich ſie ſchöpfen will, mit Beihilfe weniger neuerer Schriften. Zu meiner einſtweiligen Subſiſtenz habe ich die Auskunft getroffen, daß ich eine Sammlung von Memoires (im Auszug) herausgebe, wofür mir Bertuch ein Karolin verſpricht. Mit drei Stunden des Tags kann ich für dieſe Arbeit ausreichen und mehr, als ich brauche, erwerben, weil ich in Jena mit 400 Talern ganz auskommen kann. Den ganzen übrigen Tag habe ich für mein Studium. Mehr als ein Privatkollegium gedenke ich nicht zu leſen, und dies wird für dieſen Sommer meine Niederländiſche Geſchichte ſein, die ich bei dieſer Gelegenheit gemächlich ſkizzieren kann. Das iſt mein Plan einſtweilen fürs Künftige.

Aber um auf dich zu kommen, mein Lieber, ſo habe ich dir auch eine kleine Ermahnung ans Herz zu legen. Das Schickſal hat dich nun an Ort und Stelle gebracht und das Seinige getan — wie wärs, wenn du nun auch etwas deinerſeits täteſt. Daß du tuſt, weiß ich, aber nur über den Gegenſtand deines Tuns hätte ich einiges zu ſagen. Wäre dirs wirklich nicht möglich, dich für ein ſolches Fach der Schriftſtellerei zu erwärmen, das mit deinen jetzigen oder künftigen Verhältniſſen in Verbindung ſteht?

Du müßteſt deine Kräfte nicht kennen, wenn du bei einem wohl regierten planmäßigen Fleiß, in welches Fach du dich auch werfen willſt, nicht etwas Gründliches zu leiſten hofftеſt. Aber da dich deine jetzigen Verhältniſſe ſo ſehr begünſtigen, um im politiſchen und publiziſtiſchen Fache als Philoſoph und Denker von Geſchmack zu arbeiten, da dir die Umſtände dieſes Fach gleichſam aufdringen, ſo ſollteſt du dieſen Ruf nicht umſonſt an dich ergehen laſſen. Außerdem, daß noch ſo wenige Köpfe von philoſophiſchem Geiſte und Geſchmack dieſes Fach in unſerm Deutſchland bearbeitet haben, iſt es faſt das einzige, wo ſchriftſtelleriſcher Genuß und Ruhm mit bürgerlicher Schätzung und Belohnung in einem hohen Grade zu vereinigen iſt. Bei deinen jetzigen amtsmäßigen Zerſtreuungen wirſt du für poetiſche Kunſtwerke nie Muße und Geiſtesſammlung finden, nie über den Dilettanten dich erheben, und warum ein Dilettante, wenn du hoffen kannſt, ein Virtuoſe zu werden! In deinen Verhältniſſen alſo würde ich planmäßig für eine ſolche Arbeit zuſammentragen, ausbrüten und ordnen und mit langſamem Fleiße meine Kräfte zu einem ſolchen Hauptwerke anſtrengen. Sapienti sat!

Deine überſchickte Szene wird kommenden Monat in der Thalia erſcheinen. Sie wird Senſation machen, das Myſtiſche der Initiation iſt meines Bedünkens vortrefflich erreicht. Körner ſchickte mir neulich auch einen Aufſatz, der dir gewiß recht behagen wird und der ihm billig Mut machen ſollte, mehr zu ſchreiben.

Ich könnte und ſollte dir noch allerlei ſchreiben und melden. Doch es iſt ſpät in der Nacht, und Eile hat es ja ohnehin nicht. Es wird ſchon mit Gelegenheit eins nach dem andern ſich ergeben. Moritz iſt gegenwärtig hier in Weimar. Seine Reiſe nach Italien und zwei Jahre mehr haben viel aus ihm gemacht. Laß dir ſeine kleine Schrift: Über bildende Nachahmung des Schönen holen; ſie wird dich mit ihm bekannt machen und dir eine geiſtvolle Unterhaltung verſchaffen. Lebe wohl. Schiller.

An Lotte v. Lengefeld.

Weimar, d. 3. Jänner 1789.

Zuerſt dank ich Ihnen für das Oſſianiſche Lied, das Sie ſehr glücklich gewählt haben. Es überraſchte mich, da ich mich nicht erinnre, es ſchon geleſen zu haben, und Oſſians ganzer Geiſt atmet darin. Alles iſt ſo rein, ſo edel in ſeiner Schilderung „Fingal kam von der Jagd und fand die lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtſtrahlen in der Mitte ſeiner Halle.“ Welcher Dichter hätte dieſes ſchöner ſagen können! Auch die feinſte Beſcheidenheit iſt Oſſian eigen. Wie leicht ſchwebt er am Schluß des Gedichts über ſeine eigne Taten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht ſchildert! Es freut mich, daß Sie dieſem ſchönen Dichter getreu bleiben und ſich auf die beſte Art, die möglich iſt, durch Überſetzungen mit ſeinem Geiſte familiariſieren. Endlich werden Sie noch ein ganz oſſianiſches Mädchen! Die Überſetzung iſt ungezwungen und tut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wort-Verſetzungen und einige Bindwörter mehr, die die kurzen und abgebrochnen Sätze angenehm ineinander fügen und zerſchmelzen — ſo wird die Überſetzung ganz harmoniſch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Beſſerung, die ich in den n und m wahrnehme, meinen Glückwunſch abſtatten. Jetzt würde ich ſie Ihnen ohnehin nicht mehr paſſieren laſſen können; denn was ein Dichter ſchlechtweg verzeiht, darf ein Profeſſor nicht mehr ſo hingehen laſſen.

Die Hoffnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu ſehen, iſt eine wahre Wohltat für mich geweſen, und mein Herz brauchte ſie, um ſich in dem genußloſen Daſein, das mir bevorſteht, daran feſtzuhalten. Sie ſehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn ſie auch wirklich da wäre, von der ſchlimmen gar ſehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlaſſe, zu bemächtigen, daß ich meine eigne Zufriedenheit verdiene und

gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Tätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen — das ist doch in der Tat traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vorteile angeboten werden können, mich schadlos zu halten und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung und konnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen — doch ich mag dieses jetzt gar nicht denken. Ich überredete mich so gerne, daß Ihre Vorstellung von der Sache die gegründete wäre. Körner wünscht auch, ich möchte frei geblieben sein, und eigentlich kann ich seine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der Tat für den Verlust meiner Unabhängigkeit und eines so großen Teiles meiner Zeit keinen oder nur einen sehr zukünftigen Ersatz habe. Aber auch er sieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der Tat ist es von meiner Seite nichts andres als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geists abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum hab ich ihn getan. Hufland fürchte ich nicht lange zu genießen. Ich glaube, er hat jetzt schon Anträge von fremden Akademien. Da Jena keine Besoldungen zu geben hat, so ist es immer ausgesetzt, seine besten Leute zu verlieren, die von andern Universitäten mit Geld aufgewogen werden.

Ihre Vorstellung, daß wir dann wenigstens die Saale miteinander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich besonders wird sie immer erinnern, daß sie von Rudolstadt herkömmt. Mit den schönen Pfirschen und Weinbeeren wollen wir einen großen Handel untereinander treiben.

Sie wollten wissen, ob Moritz sich überhaupt für seinen Anton

Reiſer gehalten laſſen will? Aus der Art, wie er davon ſpricht, ſollte ichs faſt glauben, und überhaupt iſt er der Menſch nicht, der in ſolchen Dingen an ſich hält. Er iſt Philoſoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, ſein eigenes Ich zu ſchonen, wo es darauf ankömmt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen.

Frau von Stein werde ich bald wiederſehen; käm es auf meinen Wunſch an, ich beſuchte ſie alle Tage, es iſt mir wohl in ihrer Geſellſchaft. Frau von Imhof iſt vor acht Tagen in dieſer fürchterlichen Kälte nach Bayreuth mit ihrem Sohn im Schlitten abgefahren und wird dieſer Tage wieder zurückkommen. Goethe war einige Tage nicht wohl; er bekam einen Anfall von böſen Hals, hat ſich aber wieder gebeſſert. Boden ſehe ich nicht. Ich habe ihm einen Beſuch gemacht, die Reihe iſt nun an ihm. — Mit Leuten ſeiner Art halte ich mich zuweilen an die Geſetze der höflichen Lebensart, weil ſie nicht beſcheiden genug ſind. Frau von Kalb habe ich einige Wochen nicht geſehen. Der Zirkel, in dem ſie jetzt lebt, iſt nicht der meinige, und die Spuren ihres Umgangs bleiben dann auch zuweilen in ihrer Art zu denken und zu empfinden zurück. Knebeln wollte ich neulich beſuchen, fand ihn aber nicht, und dieſer Gefahr ſetzt man ſich oft bei ihm aus, weil ſich alle Herrn und Damen um ihn reißen. Seine Diminutiven müſſen Sie ihm verzeihen, alles Niedliche iſt klein, und alles Niedliche iſt ſchön, daraus ſchließt er, daß alles Kleine ſchön iſt. Das iſt überhaupt der fatale ſüße Ton, den viele glauben mit ihrem Geſchlechte annehmen zu müſſen, um Grazie zu zeigen. Knebel hat ihn ſich ſehr zu eigen gemacht.

Leben Sie nun recht wohl und verwahren Sie ſich ja vor der böſen Kälte, daß Sie nicht gar krank werden. Das wird wahrhaftig ein fürchterlicher Winter, und Sie beide beſonders ſind übel daran. Wären alle Winter ſo ſtreng, ſo müßten wir der Sonne um zehn Grade näher rücken.

Ich weiß nicht, wie lang dieſer Brief unterwegs ſein wird, neulich wars zu ſpät, ihn noch auf die Poſt fertig zu bringen.

Was macht Ihre Mutter? Hoffentlich ist sie doch jetzt von Zahnweh frei? Schreiben Sie mir davon. Adieu, adieu. Ihr

Schiller.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, d. 3. Jänner 1789.

Das wäre etwas Vortreffliches, wenn die Reise der Prinzen zustande käme und Sie dadurch Freiheit erhielten, Ihren Aufenthalt sich selbst zu wählen! Auch wenn ich nicht in der Welt wäre, so würde Ihre Wahl gewiß auch auf Jena gefallen sein, und das Vergnügen, das Sie nun einem andern Geschöpfe Gottes dadurch machen, ist billig ein Beweggrund mehr. Möchte der Himmel nun die Geldbörse des Erbprinzen regieren und ihm die Bildung seiner Söhne recht nah ans Herz legen!

Wie ich übrigens mein neues Verhältnis ansehe, wird Ihnen Ihre Schwester sagen, der ich mehr davon geschrieben habe. Der Abschied von den schönen freundlichen Musen ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüt. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug.

Mit den dortigen Menschen übrigens denke ich schon leidlich auszukommen. Eigentlich gerate ich auch mit keinem in Kollision, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchstens zwei Kollegien lese.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe seine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von Stein nach Hause genommen und nur flüchtig durchlesen. Es ist schwer zu verstehen, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Wege philosophischer Abstraktion in Bilder-

ſprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber es iſt voll gedrängt von Gedanken, und nur zu voll gedrängt, denn ohne einen Kommentar wird er nicht verſtanden werden. Von Schwärmerei iſt er nicht darin frei, und Herderiſche Vorſtellungsarten ſind ſehr darin ſichtbar. Was mir und einem jeden Schriftſteller mißfallen muß, iſt die übertriebene Behauptung, daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze ſein müſſe; fehlte nur ein einziger Radius zu dieſem Zirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herunter. Nach dieſem Ausſpruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk und ſo bald auch keines zu gewarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, iſt übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es ſcheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethen und allenfalls noch einen. Herdern vielleicht; da doch Goethe (von Herdern mag ich gar nicht reden) bei dieſen Foderungen ſehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont ſogar unter dieſe vollendete Produkte, welchen Goethe ſelbſt hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sektengeiſt und Vergötterung anderer; aber an Moritz iſt ſie mir doppelt unausſtehlich, weil er ſelbſt ein vortrefflicher Kopf iſt.

Übrigens haben ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen ſehr glücklich auf ſein Gemüt gewirkt und ihn aus einer ſchrecklichen Seelenlage geriſſen, wie er ſelbſt geſteht. Sein Geiſt hat durch anſtrengendes Denken über ſeine Hypochondrie geſiegt, die ihn bei ſeiner Dispoſition zur Schwindſucht ohne dieſe innre Hilfe bald würde aufgerieben haben.

Ich bin begierig, was Sie zu ſeiner Schrift ſagen werden; Sie müſſen ſie ſich anſchaffen. Es ſind nur drei Bogen.

Ich habe jetzt leider für ſolche Materien keine Zeit, ſonſt würde ich mich kaum überwunden haben, mich auch darein einzulaſſen. Aber einmal nehme ich ſie doch vor, wäre es auch nur, um meine eigene Ideen darüber zu berichtigen.

Sie ſind ja gar erſtaunlich folgſam, daß Sie die Mathematik nun vornehmen wollen! Ich bin voll Erwartung, wie ſie Ihnen beim erſten Beſuche gefallen hat, und ob Sie die Bekanntſchaft fortſetzen werden.

Leben Sie recht wohl! Erfreuen Sie mich recht fleißig mit Briefen, Sie müſſen wiſſen, wieviel Freude Sie mir dadurch geben! Adieu! Beulwitz empfehlen Sie mich recht ſchön und Ihrer Mutter. Hat Ihnen der Agamemnon und Ödipus von Colone gefallen? Adieu.

An Gottfried Körner.

Weimar, Neujahr 1789.

Ich muß euch doch auch ein ſchönes neues Jahr wünſchen, aber für jetzt nur in Proſa. Verlängere euch der Himmel das, was ihr bisher Gutes genoſſen habt, und helfe euch vom Schlimmen! Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgeriſche Lebensart ein Ende, und ich werde in dieſem als ein unnützer Diener des Staats erſcheinen.

Bertuch geht eben von mir und hat meinen Mut durch eine ſehr tröſtliche Dienſtleiſtung aufgerichtet. Er will mir einen Verleger, der solvendo iſt und über den er ganz zu disponieren hat, für die Entrepriſe mit den Memoires ſchaffen und verſpricht mir, daß mir der Bogen mit einem Karolin bezahlt werden ſoll. Doch unter der Bedingung, daß ich meinen Namen zu dem Werke ſetze und jeden Band mit einer eigenen hiſtoriſchen Abhandlung noch verſehe. Dieſes Unternehmen ſichert mir bei dieſer neuen Karriere meine Exiſtenz hinlänglich, und ohne mir viel Zeit wegzunehmen. Mit drei Stunden des Tages habe ich alles abgetan, wovon ich lebe. Mit den übrigen neun kann ich, wie ich hoffe, vollkommen für das Studium der Geſchichte und die Vorbereitung zu den Kollegien ausreichen. Zugleich iſt die Überſetzung der Memoires nicht von meinem Plane entlegen, und ich lebe eo ipso

um ſo mehr in der Geſchichte. Haſt du nun Luſt, mir auch zuweilen einen Beitrag zu geben, ſo kannſt du dich immer darauf richten. Nur tuſt du mir einen großen Dienſt, wenn du engliſche Memoires wählſt, als ſolche, die auch in meinem Plane begriffen ſind und denen ich für jetzt ſelbſt nicht gewachſen bin. Das Hauptgeſetz dabei iſt, das Original auf drei Fünfteile wenigſtens in der Überſetzung zu reduzieren, eine fließende Sprache und zuweilen eine kleine Nachhilfe, wenn der Text ermattet.

Dieſe Woche habe ich faſt nichts getan, als Schmidts Geſchichte der Deutſchen vorgenommen und Pütters Grundriß der deutſchen Staatsverfaſſung, welcher letztere beſonders meinen ganzen Beifall hat. Beſonders muß ſich ihr ganzer Wert alsdann erſt ergeben, wenn man durch eine gründliche Geſchichte des deutſchen Reichs im Detail bereits in den Stand geſetzt iſt, dieſe Reſultate gleichſam ſelbſt daraus zu ziehen, und ſolche alſo im Pütterſchen Buche nur rekapituliert. Das Ganze iſt ein ſehr klar auseinandergeſetztes Gemälde aller allmählichen Fortſchritte, welche jede politiſche und geiſtliche Macht im Laufe der Geſchichte in Deutſchland getan hat. Schmidt iſt unendlich ſchätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in ſeiner Zuſammenſtellung iſt kritiſche Prüfung; aber er verliert durch ſeine befangene parteiiſche Darſtellung wieder ſehr. Im ganzen freue ich mich doch auf dieſes unendliche Feld, das durchzuwandern iſt, und die deutſche Geſchichte beſonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen ſtudieren.

den 5. Jänner.

Ich wurde neulich verhindert, dieſen Brief fortzuſetzen, und heute erhalte ich den deinigen. Was deine Auszüge aus Gibbons Geſchichte betrifft, ſo habe ich ſeitdem Wieland nicht geſehen; teils bin ich nicht ausgegangen, teils ſchreckte mich ſeine todkranke Mutter, die jetzt auch begraben iſt, ſein Haus zu beſuchen. Erhalte ich noch vor Abſendung dieſes Briefes eine ſchriftliche Erklärung von ihm, ſo leg ich ſie bei. Auf alle Fälle kannſt du

fortfahren; denn dieſe Aufſätze werden in jedem Journale willkommen ſein.

Dein Fleiß entzückt mich; und die Luſt, die du jetzt zum Arbeiten haſt, wird einen ſehr heilſamen Einfluß auf das Arbeiten ſelbſt haben. Es wird wenig Nachdenkens koſten, um dich für den Merkur zu engagieren. Ein einziger, kurzer, runder Aufſatz, womit du bei Wieland debutierſt, wird dies entſcheiden. Laß dir dieſen ſo bald als möglich empfohlen ſein. Deine Abhandlung in der Thalia gebe ich ihm ſogleich, wenn ſie heraus iſt, zum Leſen. Gegen ihn ſchreiben darfſt du kecklich, da du es gewiß mit Beſcheidenheit tun wirſt. Doch um ſicherer zu gehen, wärs gut, wenn du erſt, weil ich gewiſſe Nuancen in ſeinem Charakter beſſer kenne, den Aufſatz durch meine Hände gehen ließeſt. Mein Gedicht iſt noch nicht fortgeſchickt; du erhältſt es noch ſchriftlich.

Über mein Profeſſorwerden ſollſt du, wie ich hoffe, ſchon noch mit mir einig werden. Die Erklärung, die du willſt, daß ich geben ſoll, iſt ſo ziemlich ſchon geſchehen und wird noch deutlicher geſchehen. Das Reelle an der Sache iſt: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingehetzt werde, die Geſchichte zu ſtudieren und ſogleich in akademiſchem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Beſoldung zu gelangen, die mich ganz in Anſehung meiner Subſiſtenz ſichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Dieſe letztern verbittern mir das Leben, und bei dieſer Seelenlage iſt es ganz und gar um ſchriftſtelleriſche Tätigkeit getan. Ich ſchmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Profeſſoren von Namen jetzt geſucht werden, und meiſtens mit ſehr anſehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren ſchlechterdings nicht fehlen, und dann erſt fange ich an, zu ſein. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Weſen, und ich hätte ſie nicht länger ertragen.

Lebe wohl. Nächſtens ein Weiteres. Grüße alle herzlich.

Dein S.

An Gottfried Körner.

Weimar, 12. Januar 1789.

Dieſer Tage habe ich deine Sache mit Wieland berichtigt. Er kennt dich durch Göſchen und Bertuch von einer gewiſſen Seite längſt und hat allen Reſpekt vor dir. Gewöhnlich werden jetzt Aufſätze, die bloß eingeſchickt werden und unter dem Prädikate gut laufen, ohne durch ſich ſelbſt dem Merkur einen größeren Kreis zu verſchaffen, mit einem Karolin pro Bogen bezahlt; da der Merkur noch nicht ſo tief herabgekommen war, waren es drei Dukaten. Du kannſt auf dieſe drei Dukaten allerwenigſtens rechnen; und da es überhaupt jetzt nur auf die Wahl, die du mit den Gegenſtänden trifft, ankommen wird, ob deine Aufſätze Leckerbiſſen für Wieland ſein ſollen: ſo kannſt du in den folgenden Jahren, wenn der Merkur ſich erholt hat, noch weit anſtändiger mit ihm kontrahieren. Für Überſetzungen erhalte ich auch nicht mehr als einen Karolin, und im Grunde läßt ſich auch nicht mehr dafür fordern. Sorge du indeſſen nur für zwei Dinge: für gangbare und allgemein intereſſante Gegenſtände nämlich, die nicht allein den denkenden Kopf intereſſieren, und ſuche ſie eher in kleinere Aufſätze zu verteilen als in große Abhandlungen auszudehnen, die man abbrechen muß. Du glaubſt nicht, wie abſchreckend es für den größten Teil der Journalleſer iſt, einen etwas gründlichen Aufſatz vorzunehmen, der nicht vollendet iſt. Wenn dieſer kurz iſt, entſchließen ſie ſich allenfalls noch dazu.

Ich wollte dir raten, dich, wenns auch nur mit einem einzigen Briefe abgetan wird, mit Wieland bekannt zu machen und geradezu mit ihm zu tun zu haben. Es iſt in jedem Falle anſtändiger für dich, und dann wünſcht ich auch, daß ihr Bekannte würdet. Nur einen exakten Korreſpondenten kann ich dir nicht in ihm verſprechen. Das iſt eine Blöße, die man übereingekommen iſt, ihm zu gut zu halten. Der Gibbon, meint er, ſollte billig mit Anmerkungen begleitet werden; er würde ſie ſelbſt dazu machen,

wenn er jetzt nicht mit anderen Dingen zu überhäuft wäre. Alsdann meint er auch, daß Gibbon schon übersetzt sei. Soviel ich weiß, ist ers aber noch nicht ganz; und gut wärs, wenn das, was du gewählt hast, zu dem Unübersetzten gehörte.

Schicke mir, was du fertig hast, sobald möglich. Hier folgt mein Gedicht. Die dritte Strophe fehlt nur, weil ich zwischen der zweiten und vierten zwei ganze Blätter ausgestrichen habe, da mir das Gedicht zu sehr anschwoll. Der Inhalt dieser fehlenden Strophe ist der: „Daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten kontraponderiere; daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredele und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade und dergleichen".

Ich wünschte gar sehr, daß du Zeit und Lust fändest, mir recht viel im allgemeinen und einzelnen über dieses Gedicht zu sagen: es wird mich dann zu der letzten Hand, die ich ihm noch zu geben habe, begeistern, und überhaupt bedarf ich jetzt zu meiner inneren Existenz einer solchen Friktion von außen gar sehr.

Ich bin vergnügt, da ich dich tätig und durch deine Tätigkeit fröhlich weiß. Es verspricht mir für dich und mich schöne Tage; hoffentlich sollen sich auch die meinigen in demjenigen aufhellen, was die äußerlichen Umstände dazu beizutragen haben.

N. B. Mein Gedicht muß heute über acht Tage wieder in meinen Händen sein! Richte dich also darnach. Lebe wohl. Grüße mir die Weiber herzlich.

An Gottfried Körner.

Weimar, d. 17. Jänner 1789.

Diese Professur soll der Teufel holen; sie zieht mir einen Louisdor nach dem andern aus der Tasche. Die Geheimen Kanzleien von Gotha und Koburg haben sich bereits mit Kontos für

Expeditionsgebühren eingeſtellt, und mit jedem Poſttag drohen mir noch zwei andere von Meiningen und Hildburghauſen. Jede kommt mich gegen 5 Taler und die Gothaſche auf 6 zu ſtehen. Der Magiſterquark ſoll auch über 30 Taler und die Einführung auf der Univerſität ihrer 6 koſten. Da hab ich nun ſchon eine Summe von 60 Talern zu erlegen, ohne was anders als Papier dafür zu haben. Die Sache geht ſchneller, als man gedacht, und beſonders ſchneller, als mein Beutel darauf gerechnet hat. Ein Glück iſts indeſſen, daß es noch in eine Zeit fällt, wo ich nicht ganz blank bin.

Deinen ſehr begierig erwarteten Brief habe ich noch nicht, weil die Poſt noch nicht herein iſt vermutlich. Ich habe doch nun den ſichtbaren Genuß von meinem Fleiße, denn außer einem Paket von neun gedruckten Bogen, das neulich abgegangen iſt, qualifiziert ſich ſchon wieder ein neues von zwölf zur Verſendung. Ich werde ordentlich überraſchen mit meinen drei Heften Thalia, die Göſchen zugleich ausbringen ſoll.

Ich vergaß dir neulich wegen der Memoires zu ſchreiben. Über die Ordnung bin ich noch nicht beſtimmt, doch werde ich ſolche Epochen vorzugsweiſe wählen, die mit meinem Geſchichtsſtudium für dieſes Jahr in näherer Beziehung ſtehen; alſo mehr aus den mittleren als aus den alten oder neueſten Zeiten.

d. 22. Jänner.

Ich wurde neulich unterbrochen, und da ich deinen Brief erſt nachts erhielt, die Poſt aber mit Tagesanbruch ging, ſo konnte ich dir nicht ſogleich antworten. Dein Urteil über die Künſtler freut mich, überraſchte mich aber auch gar nicht, weil wir uns ja kennen. Etwas ausführlicher hätte ich es gewünſcht aus dem vorzüglichen Grunde, weil ich mich mit dir gern einmal recht ausgeſprochen hätte. Ich finde deine Bemerkungen meiſtens ſehr wahr; in einigen Kleinigkeiten haſt du mich mißverſtanden, ſo z. B.: Was iſt der Menſchen Leben uſſ. zwiſchen dieſem und dem

Vorhergehenden: das wir ihm umgetan, ist nur ein Komma; es heißt also: Was ist das Leben der Menschen, wenn ihr ihm nehmet, was die Kunst ihm gegeben hat? Ein ewiger aufgedeckter Anblick der Zerstörung. Ich finde diesen Gedanken sogar tief, denn wenn man aus unserem Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfnis; und was ist das Bedürfnis anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang? Daß es schwer hält, etwas auszustreichen, sind ich auch; denn was nur immer möglich war, habe ich bereits getan, ehe ich dirs schickte. Über ein Dritteil ist auf diese Art verschwunden. Ich fürchte, daß eher Mittelglieder noch nötig sein dürften, und da würde das Gedicht also noch länger — und die Länge ists, was ich am meisten fürchte. Die Anfangsstrophe gefiel mir — auch als Anfangsstrophe — sie führt rasch in die Materie und verrät doch auch nicht gleich das ganze Geheimnis. Ich komme so gleichsam durch eine Seitentüre in die Peterskirche. Aber das Schwere bei diesem Anfang ist immer die Brücke zu dem übrigen. Indessen behalt ich das Gedicht noch zwei bis drei Wochen. Die Wahrheit geht verzehrend über Sternen, kann man dichterisch sagen, weil man sie mit dem Sonnenlicht zu vergleichen gewohnt ist; vorzüglich aber im ganz prosaisch wahren Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unsere Vernunft nicht darauf kalkuliert ist. Ewiger Raum kann der Dichter insofern sagen, weil man die Ewigkeit braucht, um die Unendlichkeit zu durchlaufen, gerade so, wie man sagen kann, ein viertelstündiger Weg, weil man soviel Zeit braucht, um ihn zu durchgehen. Um dem Worte kindisch auszuweichen: „sieht man sie kindisch uff." will ich setzen: wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehen, und alsdann: wird dort als Wahrheit uns entgegengehen (weil stehen sich nicht auf verstehen reimen darf). Sonst gewinne ich bei dieser Veränderung auch noch, daß vor uns stehen in dieser Strophe nicht zweimal wiederholt wird. (Übrigens ein Beweis, Herr Patron, daß er

nicht recht wachsam gelesen hat, sonst hätte er diesen Übelstand auch rügen müssen.) Warum soll es nicht passen, daß die Künstlererscheinung in der moralischen Welt mit dem Lenz verglichen wird? Es gibt kein wahreres Bild. Kunst ist nicht die Bestimmung des Menschen, sondern die Blüte einer höheren Frucht. Zergliedere diese Vergleichung, du wirst sie immer wahrer finden. Statt stolzen Bogen usw. (wo du sehr recht hast) will ich ein weniger übertriebenes Bild zu wählen suchen.

Eben schreibt mir Bertuch, daß es mit Mauken in Jena wegen der Memoires berichtigt ist. Vier Bände des Jahrs, jeder ein Alphabet, der Bogen ein Karolin. Davon kann ich leben und dir noch ganz charmant den vierten Teil an den Werken zedieren. Mit Johannis soll der Druck angefangen werden. Deine Gibbonsche Übersetzung schicke nur bald. Es ist mir sehr lieb, daß sie aus dem noch nicht Übersetzten ist.

Stelle dir vor, daß mir der Geisterseher anfängt lieb zu werden, und jetzt, da ich hineilen muß. Das rettet ihn zwar von gänzlicher Leerheit; mir aber muß es immer so ergehen, daß meine Neigungen und die Umstände miteinander im Widerspruch stehen. Ich habe diese Tage ein philosophisches Gespräch darin angefangen, das Gehalt hat. Ich mußte den Prinzen durch Freigeisterei führen.

Lebe wohl. Schreib mir bald wieder. Ich lebe jetzt fast nur von meinen Arbeiten, meinen Hoffnungen und dir. — Grüße mir die Weiber recht herzlich. Schiller.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, d. 26. Januar 89.

Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zusammengefühlt und nach einem lebendigen Begräbnis auf meinem Zimmer von fast vierzehn Tagen wieder im Freien geatmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zusammengedrückt — ich hatte diese Stärkung höchst nötig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Szenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtnis gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volksſtädt um die ſchöne Ecke herum bei der Brücke, die Berge jenſeits der Saale vom Abendrot ſo ſchön beleuchtet, Rudolſtadt vor mir, und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perſpektiv juſt noch erreichte — alles das ſtand wieder ſo lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der Tat war ichs auch. — Denn ſeitdem ich von Rudolſtadt zurück bin, iſt der Weg nach dem Belvedere mein Lieblingsſpaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterſchied!

Wären die Sachen noch wie vorigen Herbſt, ſo hätte ich jetzt die Hälfte unſrer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um ſo ſchneller vergehen, weil es die zweite iſt. Ich ſehe täglich mehr ein, daß ich dieſen Schritt nicht anders als unter den entſchiedenſten ökonomiſchen Vorteilen hätte tun ſollen; eine ſehr anſehnliche und ſolide Verbeſſerung von dieſer Seite wäre vielleicht dieſe Aufopferung von Zeit und von Freiheit wert geweſen; aber ſo, wie die Sachen ſtehen, habe ich bloß Ausſichten und für den Augenblick poſitiven Verluſt. Dies ſind keine angenehme Betrachtungen und — was tun ſie in dieſem Briefe? Von was anderm. Ich habe in dieſer Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, geleſen. So glaubwürdig und zuverläſſig dieſe Quelle iſt, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die voltairiſche Manier, zu beſchreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinweg zu glitſchen, iſt nicht das Nachahmungswürdigſte im hiſtoriſchen Stil. Im ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der ſehr wohl unterrichtet iſt; aber die Kaprizen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben regiert haben, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Maria Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß er bei aller

Mäßigung, die er ſich gegen ſie aufgelegt zu haben ſcheint, nie unterläßt „ſie im Glück übermütig zu zeigen“. Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunſtgriff hätte gewählt werden können, das Intereſſe für ſie zu unterdrücken. Dieſer Kunſtgriff wird ſo häufig und mit ſo viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt.

Dies iſt aber auch das einzige ſtärkende Buch, das ich unterdeſſen geleſen habe! Ich bin dazu verdammt, mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe noch nie eine ſo große Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade, weil die Umſtände es verbieten.

Mein Geiſterſeher hat mich dieſer Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt; er hätte aber faſt mein Chriſtentum wankend gemacht, das, was Sie wiſſen, alle Kräfte der Hölle nicht haben bewegen können. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nötig hatte, um die freigeiſteriſche Epoche, die ich den Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl erraten werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemütes), auch glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit ſchildern, aber dies muß zugleich ſo beſchaffen ſein, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine liebenswürdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe ein Porträt, wie Sie wünſchen, daß ſie ſein ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen,

nämlich, ſondern von der erobernden). Haben Sie mir dieſe Gemälde eingeſchickt, ſo werde ich Sie alsdann bald um noch eines von anderer Art erſuchen. Sie ſehen, daß ich alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beſchäftigung lieb zu machen.

Ich höre mit Bedauernis, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren ſind, aber andernteils iſt mirs lieb, denn nun kann ich doch mit dem Geſtändnis herausgehen, daß mirs ebenſo gegangen iſt. Ich wollte es recht gut machen und bewahrte das arme kleine Geſchöpfchen ſorgfältig vor der kalten Luft — aber hin wars! Ich ſchämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, ſo werde ich mir ein neues ausbitten.

Für die Bücher, die Sie wünſchten, habe ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hauſe gekommen war und auch niemand ſah. Ich ſchicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jakobi, das ganz das Bild ſeiner Seele — niedlich und ſanft — iſt. Ich leſe alles gern, was Jakobi ſchreibt, denn er iſt ein edler Menſch, und dieſer Charakter fließt in alles ein, was er hervorbringt. Vielleicht ſchicke ich Ihnen durch die Botenfrau noch mehr.

Körner läßt michs jetzt entgelten, daß er Intereſſe an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten findet, er wird nachläſſig im Schreiben; weil er immer etwas mitzuſchicken wünſcht, ſo wird nichts geſchrieben und nichts mitgeſchickt. Eine Lücke, die er in der Korreſpondenz läßt, und ein Poſttag, den er übergeht, ſind für mich empfindliche Fehlſchlagungen der Erwartung; und das Schlimmſte iſt, ich darf es ihm nicht einmal vorrücken, denn mein Gewiſſen ſpricht mich auch nicht ganz frei. Laſſen auch Sie, meine liebſten Freundinnen, ſich dieſes Beiſpiel zur Warnung dienen, und laſſen Sie ja keine Lücke in unſerm Briefwechſel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, ſo müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von außen oder eine Laune daran ſchuld ſein, in der ich nicht gerne vor Ihnen erſcheinen möchte. Leben Sie recht wohl! — und glücklich. Viele ſchöne Grüße, wo Sie ſchon wiſſen.

An Gottfried Körner.

Weimar, 2. Februar 1789.

Daß du jetzt schrecklich fleißig arbeiten mußt, sehe ich aus deiner Korrespondenz. Das ist schon der vierte Posttag, daß ich auf den versprochenen ausführlichen Brief warte, und wenn auch der, sowie die vorigen, leer vorübergeht, so werde ich deine Schriftstellerei mit einem Fluche belegen. Heut aber, hoffe ich, wirst du mich nicht getäuscht haben; doch erwarten kann ich deinen Brief nicht, weil ich ihn oft später erhalte, als die Post wieder abgeht.

Die Künstler habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor; und was sie heute nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit, als Gedichte in Ordnung zu bringen; ein unerhörter Zeitaufwand und noch dazu ein verlorener: denn meistens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung, worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe den Anfang ganz weggestrichen; für die Verse ists allerdings schade; vielleicht passen Sie einmal für ein anderes Ganze; das Gedicht hat jetzt eine größere Simplizität, und an Kürze hat es auch gewonnen. Wie ich die Verse von der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften anders ordnen soll, weiß ich nicht; denn ich darf doch den zweiten Lenz nicht vor dem ersten bringen, und von dem ersten handelt doch alles Vorhergehende. Ganz verlieren möchte ich diese Verse auch nicht, und um so weniger, da sie offenbar zu dem Ganzen gehören.

Ich gebe die Künstler Wieland, dem ich sonst auf der Welt nichts zu geben habe; ich habe auch noch den eigennützigen Grund, daß sie im Merkur weniger verloren gehen als in der Thalia, die kaum die Hälfte Leser hat und ohnehin aufhört. Zugleich muß ich auch darauf denken, dem Merkur notwendig zu bleiben.

Ich war gestern nach dreiviertel Jahren zum erstenmal wieder in der Komödie. Es war eine Oper. Bei dieser Gelegenheit wars mir interessant zu bemerken, daß die Unnatur ganz besonders auf

mich wirkte, ungefähr wie auf einen, der aus der Provinz zum erſtenmal in die Stadt kommt. Durch die Gewohnheit verliert man dieſen Sinn; die Bemerkungen, die ich geſtern anſtellte, erinnere ich mich nie gemacht zu haben. Jetzt quält es mich ſchon faſt den ganzen Winter, daß ich mich nicht an das Schauſpiel machen kann, das ich in Rudolſtadt ausheckte. Es würde mich glücklich machen — und das, was mich jetzt beſchäftigen ſoll, vielleicht Jahre lang beſchäftigen muß, iſt von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen ſo himmelweit entlegen. Daß ich über dieſes Hindernis ſiegen werde, glaube ich wohl, aber ob mir auch wohl dabei ſein wird, iſt eine andere Frage. Das iſt indeſſen richtig, daß dieſe Diverſion, beſonders wenn ſie einige Jahre dauert, einen ſehr merklichen Einfluß auf meine erſte dramatiſche Arbeit haben wird und, wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. Als ich während meines akademiſchen Lebens plötzlich eine Pauſe in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausſchließend der Medizin widmete, ſo war mein erſtes Produkt nach dieſem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, ſo wird ſie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur inſoweit glücklich ſein, als ſie mit jener Anlage in Verbindung ſtehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen. In acht Jahren wollen wir einander wieder daran erinnern.

Dieſer Tage iſt Moritz wieder von hier abgegangen. Du haſt mir nicht geſchrieben, ob du ſeine Broſchüre geleſen haſt und was du davon hältſt. Sie ſchlägt in dein Lieblingsfach ſo nahe ein und würde dich gewiß nicht gleichgültig laſſen. Moritz iſt ein tiefer Denker, der ſeine Materie ſcharf anfaßt und tief heraufholt. Seine Äſthetik und Moral ſind ganz aus einem Faden geſponnen; ſeine ganze Exiſtenz ruht auf ſeinen Schönheitsgefühlen. Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt und die ſich ſoweit erſtreckt, daß er ſeine mittelmäßigen Produkte zu Kanons macht und auf Unkoſten aller anderen Geiſteswerke herausſtreicht, hat mich von ſeinem

näheren Umgange zurückgehalten. Sonſt iſt er ein ſehr edler Menſch und ſehr drollig-intereſſant im Umgange.

Öfters um Goethe zu ſein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; ich glaube in der Tat, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln und durch kleine, ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben — dies ſcheint mir eine konſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe kalkuliert iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine ſtolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um ſie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünſche. An ſeinem Urteil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er ſehr günſtig beurteilt; nur zu lang hat er ſie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf iſt reif und ſein Urteil über mich wenigſtens eher gegen mich als für mich parteiiſch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, ſo iſt dies gerade der Menſch unter allen, die ich kenne, der mir dieſen Dienſt tun kann. Ich will ihn auch mit Lauſchern umgeben, denn ich ſelbſt werde ihn nie über mich befragen.

Lebe wohl. Unſer Herzog iſt geſtern nach Berlin, wo er vier Wochen bleiben wird; vor ſeiner Zurückkunft wird meine Sache wohl nicht zum völligen Schluß kommen.

Beſucht ihr die Redouten auch fleißig? Ich war vorgeſtern zum erſten Male dieſes Jahr darauf, um doch unter Menſchen zu gehen. Hier ſind die Redouten zuweilen recht brillant und weit mehr als die Dresdner. Man lebt auch vergnügter darauf und anſtändiger. Grüße mir Minna und Dora.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, 5. Februar 1789.

... Über Goethen möchte ich wohl einmal im Vertrauen gegen Sie ein Urteil von mir geben, aber ich könnte mich ſehr leicht übereilen, weil ich ihn ſo äußerſt ſelten ſehe und mich nur an das halten kann, was ſich mir in ſeiner Handlungsart überhaupt aufdringt. Goethe iſt noch gegen keinen Menſchen, ſo viel ich weiß, ſehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen — er hat ſich durch ſeinen Geiſt und tauſend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber ſich ſelbſt hat er immer behalten, ſich ſelbſt hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat ſich aus dem höchſten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geſchaffen, bei dem er nicht glücklich iſt. Dieſer Charakter gefällt mir nicht — ich würde mir ihn nicht wünſchen, und in der Nähe eines ſolchen Menſchen wäre mir nicht wohl. (Legen Sie dieſes Urteil beiſeite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch beſſer, wenn ſie ihn widerlegt.)

Diderots Moraliſche Schriften, die Ihnen beiden ſoviel Vergnügen geben, habe ich noch zu leſen, wie ich überhaupt noch viel zu leſen habe. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie alles ſo genießen können, glücklich wie die unſchuldigen Kinder, für die geſorgt wird, ohne daß ſie ſich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literariſche Leben wie durch einen Garten, brechen ſich und beriechen, was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und ſeine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihrer Pflanzungen, und was drum herum iſt, fröhlich zu genießen. ...

An Gottfried Körner.

Weimar, den 9. Februar 1789.

Ich bin doch gar sehr begierig, was du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn du sie wieder zu Gesichte bekommst. Der ganz veränderte Anfang gibt dem Gedichte, gegen seine vorige Gestalt, ein ganz unkenntliches Ansehen, doch sehr zu seinem Vorteil. Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurch geht, mit nur veränderter Ansicht; die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit; dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von seiner bessern Seite. — Von da mache ich den Übergang zu der Kunst, die seine Wiege war, und der Hauptgedanke des Gedichts wird flüchtig antizipiert und hingeworfen.

In den Künstlern behauptet die Einführung der zweiten historischen Epoche, der Wiederauflebung der Künste nämlich, ihren vorigen Platz, und gewiß mit Rechte. Ich habe diese ganze Stelle aber weit besser angefangen, mehr erweitert und durchaus verbessert. Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höhern Kultur sei, daß der Herbst immer weiter gerückt sei als der Lenz, und er ist sehr weit von dieser Demut entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser

Vorſtellung wahr und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich ſchien dieſe Idee ſchon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieſes iſt nun geſchehen. Nachdem alſo der Gedanke philoſophiſch und hiſtoriſch ausgeführt iſt, daß die Kunſt die wiſſenſchaftliche und ſittliche Kultur vorbereitet habe, ſo wird nun geſagt: daß dieſe letztere noch nicht das Ziel ſelbſt ſei, ſondern nur eine zweite Stufe zu demſelben, obgleich der Forſcher und Denker ſich vorſchnell ſchon in den Beſitz der Krone geſetzt und dem Künſtler den Platz unter ſich angewieſen. Dann erſt ſei die Vollendung des Menſchen da, wenn ſich wiſſenſchaftliche und ſittliche Kultur wieder in die Schönheit auflöſe.

Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet,
wird er im Arm der Schönheit erſt ſich freun,
wenn ſeine Wiſſenſchaft der Dichtung zugereifet,
zum Kunſtwerk wird geadelt ſein.

Dieſe Vorſtellung führe ich nun auch wieder auf meine Allegorie zurück und laſſe die Kunſt an dieſem Ziele ſich dem Menſchen in verklärter Geſtalt zu erkennen geben. Das Ende von: Der Menſchheit Würde uſf. an iſt ganz geblieben, wie es war.

Aber ich will dich dieſe Entdeckungen in dem Gedichte ſelbſt machen laſſen. Auch einige deiner Anmerkungen habe ich benutzt, wie du zu deiner Befriedigung finden wirſt. Das Gedicht iſt weit größer geworden, aber ich glaube mit dir, daß es dadurch doch an Kürze gewonnen hat. Es ſind auch ſonſt noch — und an Orten, wo du es gar nicht vermuten magſt — ganze oder halbe Strophen hineingekommen, die meine Hauptidee ſehr glücklich ausbilden und unter die vorzüglichſten in der Ausführung gehören.

Ich gratuliere dir zu deiner neuen Eroberung in dem preußiſchen Geſandten. Sie iſt dir in deiner Geiſteswüſte ſehr zu gönnen; ich wünſchte dieſe Bekanntſchaft mit dir zu teilen. Mache ihn nur bald wieder geſund.

Deine Überſetzung von Gibbon erwarte ich mit Schmerzen, gern

sähe ich sie in dem nächsten Merkurstück, daß wir doch in diesem Hefte Nachbarn würden. Auch die frühere Erscheinung dieses Stücks wird davon abhängen, daß du diesen Beitrag einsendest. Meine Niederländische Geschichte soll in dem Göttinger Journal oder Zeitung sehr vorteilhaft rezensiert sein. In meinem nächsten Briefe erzähle ich dir eine Unterredung, die ich mit Wieland über die Künstler gehabt habe und die uns einen interessanten Stoff geben wird, uns unsere Gedanken zu kommunizieren. Er läßt mir eben sagen, daß er heute zu mir kommen wolle; da wird denn noch weiter davon gesprochen. Lebe wohl. Grüße Minna und Dorchen.

An Christoph Martin Wieland.

[bald nach 9. Februar].

Ich habe eine Idee, worauf Sie mich neulich geführt haben, in mir reif werden lassen und in dem Gedichte (oder Nichtgedichte, wenn Sie wollen) weiter ausgeführt. Sie scheint ihm wirklich als ein notwendiges Glied vorher gefehlt zu haben, und nun, deucht mir, hätte es Mannigfaltigkeit in Einheit. Was es aber von den Gedichten im engern Sinne unterscheidet, ist nun bloß allein dieses, daß in die Fabel, die durchs Ganze durchgeht, zuweilen philosophische Stellen eintreten, die aber die Fabel auslegen helfen, und dies ist die Eigenschaft, die es mit manchen schönen Werken gemein hat.

Bedenke ich, daß einige Stellen, worin die Kunst in einer nachteiligen Rangordnung erschien, Sie gleich anfangs zurückschlugen, so kann ich mir die unerwartete Art der Aufnahme, die es bei Ihnen fand, leichter erklären, als ich sonst aus dem Gedichte selbst würde tun können. Bis jetzt denke ich noch zu viel Gutes davon.

Haben Sie doch die Güte, mein Bester, und senden mir wieder einige Bände der Bibliothèque de campagne, allenfalls den Band I und II. Ich muß die Verse aus dem Kopfe bringen und mich für

meinen Geiſterſeher zu ſtimmen ſuchen. Eine Anſicht der Korrektur bitte ich mir aus, wenn allenfalls eine Kleinigkeit in den Druck einſchliche, die nur von dem Autor bemerkt wird ...

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat und die Sie mir entworfen haben, iſt es gegangen, wie ich mirs dachte; Sie würden Ihr Geſchlecht gut verteidigen. Aber ich wollte Ihnen gerne einige Geſtändniſſe bei dieſer Gelegenheit ablocken, welche Sie aber gar verſtändig (wie Odyſſeus ſagt) umgangen ſind. Doch hat mich Caroline raisonnabler behandelt als Lottchen. Caroline hat mir doch eine Hintertüre gelaſſen und einen freundſchaftlichen Vergleich aufs Tapet gebracht, Lottchen aber fertigte mich trocken und kurz ab. Übrigens iſt davon gar keine Frage, daß Sie nicht recht haben ſollten — ein andres aber iſt das Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt, ein anderes das Intereſſe eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menſchlichen Herzen tut, ruhig und aufmerkſam nachgeht. Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delikateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen.

Sonſt glaube ich übrigens doch, daß ſich auch außer jener Hintertüre, die mir Caroline offen gelaſſen hat, noch Fälle denken laſſen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch ſich ſelbſt — als ein inneres Ganze — auch ohne Moralität imponieren kann. Ein Menſch, der liebt, tritt ſozuſagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und ſteht bloß unter den Geſetzen der Liebe. Es iſt ein erhöhteres Sein, in welchem viele

andere Pflichten viele andere moraliſche Maßſtäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden ſind. Dies kommt indeſſen meiner Griechin nicht zugute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leſer braucht ſich auch nicht mehr für ſie zu intereſſieren, ſobald ihm die Augen aufgegangen ſind. Was ſie tut, muß ſie vorher tun.

Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geiſterſeher heute mitſchicken zu können, aber es iſt keines angekommen. Von Moritzens Bogen hat mir Lottchen noch zu wenig geſagt, es iſt unendlich viel darin, das in die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Daſeins eingreift und das ſowohl durch ſeine abſolute Wahrheit als hie und da auch durch ſeine Individualität und Paradoxien intereſſiert.

Knebel hat mich neulich beſucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel geſprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für ſeine Ideen fechten, ob ſie gleich nicht alle die meinigen ſind, weil er zuweilen unrecht beurteilt wird. Doch hat dieſes öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunſt vielerlei bei mir entwickelt und auf die Künſtler beſonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der Tat wiſſen, was Goethe dabei fühlen wird; denn ſo wenig mir ſeine Exiſtenz gibt, ſo hoch ſchätze ich ſein Urteil.

Wieviel doch kleine Umſtände können. Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, um eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künſtlern hatten, mit mir abzutun. Das Geſpräch führte uns weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. — Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, ſo durchlas ich meine Künſtler, einige vorher ſehr wert gehaltene Strophen ekelten mich an, und dies gab mir Anlaß, vierzehn neue dazuzutun, die ich nicht in mir geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geſchlafen hat. Sie werden ſie bald unterſcheiden.

Knebel hat mir ein Manuſkript von ihm ſelbſt über das Schöne mitgeteilt, das ich beurteilen ſoll, aber es macht mich nicht wenig verlegen. In ſeinen Ideen iſt noch eine große Verworrenheit, und

ſein Räſonnement oft erſtaunlich ſchief. Ich hätte mir in der Tat von ſeinem Geiſte größere Erwartungen gemacht; aber ihm fehlt Ruhe und Sammlung, er iſt ein Ball, der von einem hieſigen Kopfe zum andern geworfen wird, und nie die Philoſophie aus einem Hauſe hinausträgt, die er hinein gebracht hat. Sonſt ſchade um ihn. Er iſt ein gar guter Menſch. — Von dem Manuſkript laſſen Sie ſich indeſſen gegen niemand verlauten; es iſt meiner Verſchwiegenheit anvertraut.

Dieſen Abend wird Fiesko hier geſpielt nach einer fürchterlichen Rollenbeſetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht ſehen muß.

Wenn Sie Goldoni ungebunden brauchen könnten, ſo ſoll er mit dem nächſten Botentag abgehen; binden darf ich ihn nicht laſſen, ſonſt muß ich ihn bezahlen, und mir dient er doch weiter zu nichts.

Die Schmidt iſt noch nicht hier; ich habe auch nichts davon gehört, wenn ſie kommen wird.

Leben Sie recht wohl und bleiben Sie mir nahe im Geiſt! Grüßen Sie, was Sie wiſſen, daß ich gegrüßt wünſche, und laſſen mich bald wieder von Ihnen hören. Adieu.

Schiller.

An Lotte v. Lengefeld.

Weimar, den 25. Februar 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über Moritz' Aufſatz ſo wenig geſchrieben haben, und hätte Ihnen ſollen dafür danken, daß Sie nur ſoviel taten. Sie waren nicht wohl und mußten das Bette hüten und haben doch an mich gedacht. Dafür ſei Ihnen alles Schöne gewünſcht! Vor allem aber werden Sie recht geſund und laſſen ſich von dieſem milden Wetter in eine recht heitre Laune ſtimmen!

Dieſe Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir dieſe milde Luft auch zunutz und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen iſt ſchon März; in zwei Monaten

iſt es ein Jahr, daß ich nach Volksſtädt gezogen bin. Wie ſchnell eilt die Zeit! Wie nahe wär ich jetzt dem ſchönen Zeitpunkt unſers Zuſammenlebens, wenn alles geblieben wäre, wie wirs bei meinem Abſchied ausmachten! Aber es werden ſchon noch ſchöne Tage — oder doch ſchöne Stunden kommen.

Geſtern war die letzte Redoute, ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Luſtbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen alſo von dieſen Herrlichkeiten gar nichts erzählen.

Die Anekdote von Knebeln hat mich beluſtigt. Aber ich kann mich noch nicht recht daraus finden. War denn dieſer Brief, den Goethe in den Merkur geſetzt hat, wirklich aus Italien an ihn geſchrieben? So hätte er ja längſt darüber böſe ſein ſollen und nicht erſt jetzt; denn da er nicht genannt iſt, ſo kann ihm daran, daß er gedruckt iſt, nichts liegen. Auch kann ich mir nicht wohl denken, daß Goethe dieſen Brief, ohne Knebeln zu fragen, eingerückt haben würde, wenn er wirklich einmal an ihn geſchrieben worden iſt.

Übrigens verbreitet dieſer Brief ein Licht über die Knebliſche Korreſpondenz nach Italien; mir deucht, ich ſeh ihn leben und weben mit ſeinen gefrornen Fenſterſcheiben! Ich war kürzlich bei ihm und habe mich ganz warm mit ihm über Methaphyſik geſtritten. In Jena wird dies doch manchmal der Fall ſein. Wir vertragen uns im philoſophiſchen Diſpute recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln oder die, welche man ſchon hat, zu einer gewiſſen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu iſt Knebel ganz gut. Nur das Aufſchreiben oder wenigſtens das Druckenlaſſen ſeiner Ideen ſoll er aufgeben!

Ich negoziere mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewiſſer Göttling, der als Profeſſor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zuſammen mieten könnten und alſo recht ungeſtört ſein würden; aber es geht nicht an, und mir tut es wirklich leid. Ich macht mir ſchon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlorenen Stunden an ſeinen chemiſchen Operationen finden würde.

Die Chemie hat viele Reize, ſie gibt mannigfaltige Verwicklungen und löſt ſie angenehm auf. Wer weiß, ob es Ihnen nicht auch einmal Vergnügen gemacht hätte, wenn Sie einmal nach Jena gekommen wären, dieſe Sachen einmal mit anzuſehen. Daß Knebel noch nicht aufs Goldmachen, wenigſtens noch nicht auf chemiſche Operationen verfallen iſt, nimmt mich in der Tat wunder. Ich glaube, er hätte es ſchon getan, wenn man ſich nicht ſo rußig dabei machte, und das iſt nichts für einen ſo recherchierten Geſellſchafter und Hofkavalier.

Körner ſchickte mir dieſer Tage ein Fragment, das er aus Gibbon überſetzte; es iſt Mahomets Porträt und die Geſchichte der erſten Gründung ſeiner Religion. Dies iſt das erſte, was ich von Gibbon leſe. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinſel dargeſtellt; aber im hiſtoriſchen Stil liebe ich doch mehr die ſchöne Leichtigkeit der Franzoſen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten hiſtoriſchen Stil hat und daß er die Kürze der Alten etwas affektiert. Doch ich kann leicht die Fehler der Überſetzung dem Original zur Laſt legen und will alſo mein Urteil ſuspendieren.

Mit der Neuigkeit, die Sie mir nächſtens ankündigen, haben Sie mich faſt erſchreckt. Es gibt allerlei Dinge, die ich nicht wünſche, daß ſie geſchähen, und dieſe fallen mir gleich ein, wenn von etwas, das geſchehen ſoll, die Rede iſt.

Leben Sie recht wohl und haben Sie nochmals Dank für Ihr Andenken an mich. Ich bin ſo oft bei Ihnen. Adieu. Recht viele Grüße.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 25. Februar 1789.

.... Was Sie von Goethen ſchreiben, mag allerdings wahr ſein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüſten Inſel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, ſo würde ich allerdings

weder Zeit noch Mühe ſcheuen, dieſen verworrenen Knäuel ſeines Charakters aufzulöſen. Aber da ich nicht an dieſes einzige Weſen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet ſagt, ſeine Geſchäfte hat, ſo habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig bares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menſchen zu entziffern, die ſchwer zu entziffern ſind. Iſt er ein ſo ganz liebenswürdiges Weſen, ſo werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel ſind.

Im Ernſt, ich habe zuviel Trägheit und zuviel Stolz, einem Menſchen abzuwarten, bis er ſich mir entwickelt hat. Es iſt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen, dieſe iſt: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird er und andere mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt jetzt kenne. Aber dieſes laſſen Sie mich Ihnen einmal für allemal ſagen. Erwarten Sie nicht zuviel Herzliches und Ergießendes von Menſchen, die von allem, was ſich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es iſt nichts zerbrechlicher im Menſchen als ſeine Beſcheidenheit und ſein Wohlwollen; wenn ſoviele Hände an dieſes zerbrechliche zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zuſchanden geht? Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, ſehr berühmt zu werden (und das iſt inſofern möglich, als man es jetzt wohl werden kann und wird, ohne es zu verdienen), wenn mir dieſes je paſſiert, ſo ſeien Sie mit Ihrer Freundſchaft gegen mich vorſichtiger. Leſen Sie alsdann meine Schriften und laſſen den Menſchen übrigens laufen.

Es iſt ebenſo mit Herdern, und wenn Wieland nicht eine ſo reichliche Fülle von Schwachheiten hätte, die einen zum Lächeln bringen und über ſeine Vorzüge tröſten, ſo würde auch mit ihm nicht auszukommen ſein.

Haben Sie noch keine Schrift von Mirabeau zu Geſichte bekommen, die eine Histoire Secrète vom preußiſchen Hofe enthält?

Sie iſt in Paris erſt vor kurzem erſchienen und ſoll die allerungeheuerſten Dinge von dem jetzigen König, dem Prinzen Heinrich und mitunter auch von dem Herzog von Weimar enthalten — und was das Schlimmſte iſt, dieſe ſkandaloſen Dinge ſollen wahr ſein. Wenigſtens das, was den Herzog von Weimar angeht, hat Goethe bejaht und die Herzogin nicht verneint. Unter andern ſoll der König willens geweſen ſein, ſich die Voß zur linken Hand trauen zu laſſen, und ſich um die Einwilligung der Königin darein beworben haben. Wenn Sie das Buch allenfalls bekommen, ſo ſchicken Sie mirs aufs acht Tage.

Adieu. Empfehlen Sie mich der Chère Mère und Beulwitz recht ſchön und denken Sie meiner!

An Gottfried Körner.

Weimar, den 25. Februar 1789.

Diesmal haſt du dich ja außerordentlich angegriffen: drei Briefe in zweien und Manuſkript. Ich weiß gar nicht, was ich dir Schönes genug ſagen ſoll. Das letzte werde ich erſt noch leſen; alſo zu den Briefen.

Über die Materie der Kunſt, die wir zufällig aufgejagt haben, könnten wir eine herrliche Korreſpondenz unterhalten, noch beſſer aber ſprechen; denn, ich weiß nicht, dieſe Ideen entwickeln ſich ganz anders im Geſpräche. Es ärgert mich, daß ich nicht gleich auf friſcher Tat hingeworfen habe, was zwiſchen mir und Wieland darüber verhandelt worden iſt; jetzt erinnere ich mich des Zuſammenhangs nicht mehr. Wie er weg war, hatte ich etwas anderes zu tun, als Briefe zu ſchreiben; er ließ mir die Künſtler da, um einige Veränderungen, worüber wir übereingekommen waren, darin anzubringen; dieſes und das vorhergegangene Geſpräch hieß mich das Gedicht noch einmal anſehen — und hier wurde ich glücklicherweiſe einiger Schiefheiten und Halbwahrheiten gewahr, die dem beſſeren Geſichtspunkte, woraus das Ganze

betrachtet ſein will, erſtaunlichen Abbruch taten. Ich warf es faſt ganz durcheinander, und wirſt du dich über das jüngſte Gericht wundern, das darüber gehalten worden iſt. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweiſen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, iſt nunmehr eingeſchaltet. Ich habe über den Urſprung und Fortgang der Kunſt ſelbſt einige Ideen haſardiert und habe alsdann die Art, wie ſich aus der Kunſt die übrige wiſſenſchaftliche und ſittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinſelſtrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zuſammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Laufe des Gedichts erwieſen und am Schluſſe darauf, als auf das Reſultat, zurückgewieſen wird, iſt das Gedicht nun ein geſchloſſener Kreis. Es iſt freilich voluminöſer geworden, denn es beträgt dreimal ſoviel, als du geleſen haſt, und verſchiedenes, was du geleſen haſt, iſt weg, ſo daß du über zweihundert neue Verſe finden wirſt. Ich bin äußerſt begierig, wie du es nunmehr findeſt. Der Anfang iſt ganz vortrefflich ausgefallen. Ich muß mich ſelbſt loben. Gleich über der Schwelle ſtrauchelte Wieland. Er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, ſondern für philoſophiſche Poeſie in der Art wie Youngs Nächte und dergleichen. Eine Allegorie, die nicht gehalten ſei, ſich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere oder gar in philoſophiſche Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetiſch-wahrer und wörtlich-wahrer Stellen inkommodiere ihn. Er vermißte die Einheit der Form, die das Ganze macht. Die maleriſche Sprache und das luxuriöſe Übergehen von Bilde zu Bilde blende ihn, ſo daß er vor Licht nicht ſehe und dergleichen. Er nennt dieſes Poeſie in engliſchem Geſchmack und geſteht, daß er ſie nicht liebe, ohne ſie geradezu kritiſch verwerfen zu können. Ich glaube, daß dieſe Manier ſich ſelbſt ſchaden muß, wenn ſie fehlerhaft iſt, wenn man nicht weiß und faßt, was der Dichter will, wenn man von der Idee des Ganzen durch das Überladen in die Details zurückgezogen wird, ſo iſt die Poeſie natürlicher-

weiſe falſch; iſt es aber immer derſelbe Gedanke, den man in dieſen neuen Formen wiederfindet, und ſchließen ſie durch eine natürliche Fortſchreitung aneinander, ſo muß, denke ich, dieſe Üppigkeit in der Ausführung ein Vorzug mehr ſein. Die Hauptſache kommt nun bei einem Künſtler darauf hinaus, ob der Hauptgedanke, um den ich mich bewege, den höchſten Grad der Anſchaulichkeit erhalten hat. — Wieland wirft mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit habe; er ſpricht mir auch ab, ſie mir in dem Grade, wie er hat, zu erwerben. Goethe habe ſie auch gefehlt, aber er habe ſie ſich erworben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu ſehr, daß er recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt; und dies läßt mich hoffen, daß ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen ſtrömen mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich ſchreibe. Fülle des Geiſtes und des Herzens von ſeinem Gegenſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man ſich hinſetzt, ſie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor ſind notwendige Requiſiten zu dieſer Eigenſchaft; und wenn ich es einmal mit mir ſelbſt dahin bringe, daß ich jene drei Erforderniſſe zuſammenbringe, ſo ſoll es mit der Leichtigkeit auch werden.

Das lyriſche Fach, das du mir anweiſt, ſehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es iſt das kleinlichſte und undankbarſte unter allen. Zuweilen ein Gedicht laſſe ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künſtler gekoſtet haben, auf viele Jahre davon abſchrecken. Mit dem Dramatiſchen will ich es noch auf mehrere Verſuche ankommen laſſen. Aber mit Goethe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntniſſen, eine ſichrere Sinnlichkeit und zu allem dieſem einen durch Kunſtkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht ſoviel

Feinheit gehabt, dieſe Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, ſo würde ich in dieſem Fache gar nicht neben ihm ſichtbar geworden ſein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewiſſe Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen iſt. Will ich in das natürliche Drama einlenken, ſo fühl ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, ſehr lebhaft. Deswegen laſſe ich mich aber nicht abſchrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erforderniſſe mir fehlen, ſo überzeuge ich mich deſto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich ſoweit gebracht hat, als ich ſchon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen ſo großen Mangel von der anderen nicht ſo weit bedecken können, als geſchehen iſt, und es überhaupt nicht ſo weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Wieland ſelbſt hat mir mehr als einmal eingeſtanden, daß ich ihm in verſchiedenen Stücken überlegen ſei. Mit dieſer Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich ſo weit führt, ein Kunſtwerk von mir neben eins von den ſeinigen zu ſtellen.

Was du mir von künftigen Reviſionen meiner jetzigen Stücke ſagſt, mag wohl wahr ſein. Sie jetzt vorzunehmen, würde mir ebenſowenig angenehm ſein, als es mir wenig gelingen würde. Mein nächſtes Stück, das ſchwerlich in den folgenden zwei Jahren erſcheinen dürfte, muß meinen dramatiſchen Beruf entſcheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeiſten zu, und ich weiß, worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerſte embarraſſiert, weil die Kompoſition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen ſimplen Plan behandeln und darüber brüten. Einen ſolchen habe ich in petto, und damit werde ich auch debutieren. Der Menſchenfeind iſt mir zu verwickelt und zu ſchwer, als daß ich die neue Manier daran zuerſt verſuchen könnte;

aber vielleicht gründet der Menſchenfeind einmal meinen ganzen Kredit.

Die Vorſtellung des Karlos mag euch doch intereſſiert haben. Nur bin ich von uns fünf der einzige, der ihn nicht ſpielen geſehen hat und auch ſo bald nicht ſpielen ſehen wird. Deſto beſſer! Wenn ich ihn in drei oder vier Jahren zum erſten Male ſehe, ſo wird dieſe Vorſtellung gewiß von wichtigen Folgen für ihn ſein.

Deine Überſetzung kommt für den März des Merkur zu ſpät. Ich kann ſie alſo, wenn du bei Wieland mit einem Originalaufſatze debutieren willſt, ſo lange bei mir liegen laſſen, weil ſie bei ihm auch zwei bis drei Wochen müßig liegen würde.

Mein Kontrakt mit Mauke in Jena wegen der Memoires iſt ſchriftlich aufgeſetzt und durch Bertuchs Verhandlung ſehr vorteilhaft für mich. Macht er eine zweite Auflage von dem Werke, ſo bekomme ich von dem Bogen zwei Taler; und wenn ich das Werk aufs neue durchſehe, daß er verbeſſerte Auflage auf den Titel ſetzen kann, ſo erhalte ich das ganze Honorar von einem Karolin dafür. Bei Ablieferung des ganzen Manuſkripts zu einem Bande iſt ſtipuliert, daß er mir ſogleich ſechzehn Karolin bar und den Reſt nach Vollendung des Drucks bezahlt.

Meine Niederländiſche Geſchichte iſt in der Allgemeinen Literaturzeitung ſehr vorteilhaft rezenſiert. Ich will dirs beilegen, weil ich juſt eine Dublette habe. Dieſe Rezenſion iſt wirklich unter den jetzigen Umſtänden nicht unbedeutend für mich.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald wieder ſo freigebig. Du haſt mir eine große Freude gemacht. Grüße an Minna und Dora; das Bonmot der Minna über den Himmelſtrich iſt gar gut. Charlotte empfiehlt ſich euch. Ich ſehe ſie zwar ſelten, aber doch am meiſten von allen hieſigen Menſchen. Sie wird dir nächſtens einmal wieder ſchreiben. Die andere Minna grüße freundlich von mir. Ich danke ihr für ihr gutes Andenken.

Adieu.

S.

An Gottfried Körner.

Weimar, 5. März 1789.

Göschen hat Ordre von mir bekommen, dir mit erster Post die Thalia zuzuschicken, die nun fertig ist. Mit väterlicher Freude wirst du dein wohlerzogenes Kind darin erblicken, das mir beim wiederholten Lesen immer mehr gefällt und, ohne alle Komplimente, im ganzen Ernst, diesem Hefte sehr bei den Kennern aufhelfen wird. Wielands Urteile haben nicht sehr viel zu sagen, aber als ein Künstler ist er über die Kunstschriften immer ein kompetenter Richter. Er ist äußerst erbaut von deinem Aufsatze und erklärte mir gleich, wie wir uns wiedersahen, daß du sein Mann seiest. Die philosophische Ansicht der Sache, den männlichen gesetzten Ton und die angenehme Sprache kann er nicht genug loben. Ich werde noch mehrere Urteile darüber hören, nicht um den Wert deines Aufsatzes damit zu beweisen, sondern um es dir immer klarer zu machen, daß deine eigene Ansicht der Dinge diejenige Allgemeinheit nicht ausschließt, die sie dem Publikum zu genießen gibt, und daß du also Beruf und Fug hast, Schriftsteller zu werden.

Deine Übersetzung des Gibbon hat mir eine vorläufige Idee von diesem Schriftsteller gegeben. Er hat einen Blick des Genies, mit den er die Fakta auffaßt, daß sie sich unter ihm verneuen. Er stellt sie mit Beurteilung dar und erzählt sie geistvoll und kräftig; aber ich stimme dir bei, daß sein Stil nicht vollkommen ist, daß man ihm eine Künstlichkeit anmerkt, ein Bestreben, eigen, konzis und geistreich zu schreiben, das ihn öfters hart und dunkel macht. Im Erzählen lob ich mir doch immer die Franzosen; oder ist es bloß ihre Sprache, die ihnen vor anderen erlaubt, sich mit Leichtigkeit und Anmut darin zu bewegen?

Glaubst du nicht, daß ich in meinem historischen Stil in Gibbons Fehler zu fallen in Gefahr sei? Ich möchte mich in der Tat auf seiner blinden Seite nicht gern mit ihm berühren.

Die Künstler werde ich dir über acht Tage schicken können;

gedruckt ſind ſie, und der Merkur wird dieſe Woche fertig. Ich erwarte nun eine fernere Weiſung von dir: ob ich Wieland deine Überſetzung ſogleich zuſtellen ſoll, um das Aprilſtück des Merkur damit anzufangen, oder ob du mit etwas anderem bei ihm anfangen willſt. Doch hielt ich dafür (da einige Monatsſtücke mit der Gibbonſchen Überſetzung angefüllt werden), doch nicht zu lange damit zu warten, weil ſonſt andere darauf ſpekulieren möchten.

Nächſtens mehr. Grüße Minna und Dorchen. Lebe wohl.

Schiller.

Suche dir eine Histoire secrète vom Berliner Hofe zu verſchaffen, die erſt kürzlich heraus iſt. Sie wird dich ſehr amüſieren und aufklären. Es iſt eine Sammlung von Briefen, die Mirabeau, als franzöſiſcher Emiſſär in Berlin, an den Pariſer Hof geſchrieben und die man widergeſetzlich publiziert hat.

An Gottfried Körner.

Weimar, 9. März 1789.

Eben erhalte ich deine zwei Briefe und weiß nichts Beßres zu tun, als ſie gleich zu beantworten. Die Streitfrage wegen der Künſtler iſt in Rückſicht deiner und meiner ihrer Entſcheidung ſehr nahe; denn entweder erhalte ich das Merkurſtück noch, um es in dieſen Brief einzuſchließen, oder folgt es auf den nächſten Freitag. Ich fürchte nicht, meinen Prozeß zu verlieren.

Es iſt ein Gedicht und keine Philoſophie in Verſen; und es iſt dadurch kein ſchlechteres Gedicht, wodurch es mehr als ein Gedicht iſt. Ich wünſchte, daß wir uns recht darüber miteinander ausſchütten könnten. Das Gedicht iſt übrigens zu ausgezeichnet, um daß nicht öffentliche Urteile darüber gefällt werden ſollten. Wir wollen ſie erwarten.

Ich wundre mich, daß du dir die Beantwortung auf deine Einwürfe gegen das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher nicht ſelbſt

beigeſchrieben haſt. Hätte mich der Geiſterſeher bis jetzt für ſich ſelbſt als ein Ganzes intereſſiert, oder vielmehr, hätte ich die Teile nicht früher expedieren müſſen, als dieſes Intereſſe am Ganzen in mir reif geworden iſt: ſo würde dieſes Geſpräch gewiß dieſem Ganzen mehr untergeordnet worden ſein. Da jenes aber nicht war, was konnte ich anders, als das Detail meinem Herzen und meinem Kopfe wichtig machen, und was kann der Leſer unter dieſen Umſtänden mehr von mir verlangen, als daß ich ihn mit einer intereſſanten Materie auf eine nicht geiſtloſe Art unterhalte? Aber darin haſt du, glaube ich, den Geſichtspunkt verfehlt, daß du glaubſt, die Handlungsart des Prinzen ſolle aus ſeiner Philoſophie bewieſen werden: ſie ſoll nicht aus ſeiner Philoſophie, ſondern aus ſeiner unſichern Lage zwiſchen dieſer Philoſophie und zwiſchen ſeinen ehemaligen Lieblingsgefühlen, aus der Unzulänglichkeit dieſes Vernunftgebäudes und aus einer daraus entſtehenden Verlaſſenheit ſeines Weſens herfließen. Dein Irrtum beſteht darin, daß du meinſt, dieſe angegebene Philoſophie ſolle die Motive zu ſeiner Lebensart hergeben. Nichts weniger, ſeine Unzufriedenheit mit dieſer Philoſophie gibt dieſe Motive her. Die Philoſophie iſt, wie du gefunden haſt, kein Ganzes, es fehlt ihr an Konſequenz — und das macht ihn unglücklich, und dieſem Unglück will er dadurch entfliehen, daß er den gewöhnlichen Menſchen näher tritt. Übrigens freut mich, daß über gewiſſe Stellen darin dein Geſchmack mit dem meinigen zuſammentrifft, aber das Durchgeführte und Beſchloſſene in einigen neuen Vorſtellungsarten ſcheint auf dich eine geringere Wirkung getan zu haben, als ich erwartete. Es mag aber daher kommen, daß es dir nicht mehr neu war — ich ſelbſt aber, der nichts von der Art lieſt oder geleſen hat, habe alles aus mir ſelbſt ſpinnen müſſen. Der Beweis z. B., daß Moralität bloß in dem mehr oder weniger der Tätigkeit liege, ſcheint mir von ſehr vielen Seiten beleuchtet und ſogar mit Gründlichkeit ausgeführt zu ſein. Ich habe überhaupt an dieſer Arbeit gelernt — und das iſt mehr als 10 Reichstaler für den Bogen. Halte dieſe Philoſophie

(verſteht ſich, diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetiſchen Perſon leihen mußte) gegen die Philoſophie des Julius, du wirſt ſie gewiß reifer und gründlicher finden.

Dein Urteil über die Iphigenie unterſchreibe ich im Grunde ganz, und die Gründe, aus denen du mich rechtfertigſt, daß ich mich damit beſchäftigte, ſind auch die meinigen: mehr Simplizität in Plan und Stil daraus zu lernen. Setze noch hinzu, daß ich mir bei mehrerer Bekanntſchaft mit griechiſchen Stücken endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abſtrahiere und mir mit Weglaſſung des Mangelhaften ein gewiſſes Ideal daraus bilde, wodurch mein jetziges korrigiert und vollends gerundet wird — ſo wirſt du mich nicht tadeln, wenn ich zuweilen darauf verfalle, mich damit zu beſchäftigen. Zeit und Mühe hat es mir allerdings gekoſtet, und das, was im Euripides ſchlecht war, bei weitem am meiſten. Die Chöre haben durch mich gewonnen, d. h. was ſie bei manchem anderen Überſetzer nicht gewonnen hätten; denn vielleicht ſind ſie im Original durch die Diktion vortrefflich. Wenn du nun die zwei letzten Akte vollends haſt (die deine Idee ſowohl vom Original als von der Überſetzung vielleicht noch verbeſſern), ſo mache dir den Spaß, meine Überſetzung mit der lateiniſchen des Joſua Barnes zuſammenzuhalten; denn dieſe lateiniſche war, als die treueſte, mein eigentliches Original. Dann wirſt du mir vielleicht eingeſtehen, daß ich einen großen Grad eigener Begeiſterung nötig hatte, und daß ich ſehr von dem meinigen habe zuſetzen müſſen, um ſie ſo leidlich zu liefern. Ich fodere viele unſerer Dichter auf, die ſich ſoviel auf ihr Griechiſch und Latein zugute tun, ob ſie bei ſo wenig erwärmendem Text nur ſoviel geleiſtet hätten, als ich leiſtete. Ich konnte nicht wie ſie mit den Feinheiten des Griechiſchen mir helfen — ich mußte mein Original erraten, oder vielmehr, ich mußte mir eins erſchaffen.

Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethen geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben,

aber mag es immer. Ich will mich gerne von dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigſtens meinem Schickſale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft. Könnteſt du mir innerhalb eines Jahrs eine Frau von 12 000 Talern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachieren könnte, ſo wollte ich dir in fünf Jahren — eine Friderizade, eine klaſſiſche Tragödie und, weil du doch ſo darauf verſeſſen biſt, ein halb Dutzend ſchöner Oden liefern — und die Akademie in Jena möchte mich dann im Aſch lecken.

Du willſt wiſſen, wie ich hier lebe. Du haſt es erraten. Ich habe ſehr wenig Umgang. Die Leute wunderten ſich anfangs, wie ich von Rudolſtadt zurückkam über meine Unſichtbarkeit, endlich gewöhnte man ſich daran, und jetzt wundert man ſich nicht mehr. Wie es eben geht. Ich habe einige Diners und Soupers ausgeſchlagen, und dann ſind die Invitationen unterblieben. Bertuch, Hofrat Voigt und einige andere beſuchen mich manchmal und ich ſie; zu Wieland komme ich oft in vier Wochen nicht und laſſe nur zuweilen in einem Billettwechſel, wenn wir Geſchäfte zuſammen haben, dieſe Bekanntſchaft fortvegetieren, die ſich jede Minute, wenn ich will, verſtärken und wieder dämpfen läßt. Charlotten beſuche ich noch am meiſten; ſie iſt dieſen Winter geſünder und im ganzen auch heiterer als im vorigen; wir ſtehen recht gut zuſammen; aber ich habe, ſeitdem ich wieder hier bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich mein Verhältnis zu ihr wie zu allen übrigen

Menſchen blindlings unterwerfen muß. Alle romantiſche Luftſchlöſſer fallen ein, und nur was wahr und natürlich iſt, bleibt ſtehen. Wie werter wird mir alle Tage deine und meine Freundſchaft, und wie wohltätig iſt ſie mir ſchon geweſen. Ich würde keine dieſer Art mehr knüpfen können, denn du glaubſt nicht, wieviel Miſanthropie ſich in meine Denkart gemiſcht hat. Leiden, Fehlſchlüſſe über Menſchen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgang ſchüchtern und mißtrauiſch gemacht. Ich habe den leichtſinnigen frohen Glauben an ſie verloren; darum braucht es ſehr wenig, um meine Zuverſicht zu eines Menſchen Freundſchaft für mich wankend zu machen, beſonders wenn ich Urſache habe, zu glauben, daß ſein eigenes Gedankenſyſtem, ſeine Neigungen noch nicht feſt ſind.

Warum müſſen wir getrennt voneinander leben. Hätte ich nicht die Degradation meines Geiſtes ſo tief gefühlt, ehe ich von euch ging, ich hätte euch nie verlaſſen oder hätte mich bald wieder zu euch gefunden. Aber es iſt traurig, daß die Glückſeligkeit, die unſer ruhiges Zuſammenleben mir verſchaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundſchaft ſelbſt nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geiſts, unverträglich war. Dieſer Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und notwendig war, aber es iſt doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewiſſes Gut.

Du wirſt glauben, ich ſei heute hypochondriſch oder unzufrieden geſtimmt; aber dies iſt der Fall nicht. Ich fühle ruhig und bin nicht verſtimmt. Die nähere Anſicht meiner Lage drang mir dieſe Empfindungen auf.

In Jena erwartet mich eine leidliche geſellige Exiſtenz, von der ich mehrere Vorteile zu ziehen gedenke als bisher. Mein iſoliertes Daſein könnte dort auch nicht gut fortdauern, weil ich dort bin, was ich noch nie war, ein Glied eines Ganzen, das mehr oder weniger zuſammenhält. Ich bin in Jena zum erſten Male eigentlicher bürgerlicher Menſch, der gewiſſe Verhältniſſe außer ſich zu

beobachten hat; und da dieſe doch nicht drückend ſind, da ich dort niemand über mir habe, ſo hoffe ich mich darein finden zu können. Ich werde dir allerlei zu ſchreiben finden, wenn ich erſt auf dieſem Terrain eingewohnt bin. Es freuen ſich ſchon einige auf mich; das Schütziſche Haus iſt mir ſehr freundſchaftlich ergeben. Dafür ſtehe ich dir nicht, daß ich mich nicht bald irgendwo engagierte, wenn die Umſtände ſehr günſtig ſind. Ich habe auf dieſer Welt keine wichtigere Angelegenheit als die Beruhigung meines Geiſts — aus der alle meine edleren Freuden fließen. Kann ich zu ſehr eilen, dieſes höchſte Intereſſe zu befördern? Ich muß ganz Künſtler ſein können, oder ich will nicht mehr ſein. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, 10. März 1789.

Ich komme eben von einer Geiſteswanderung zurück; ein Schnupfen hinderte mich am Schreiben, da habe ich meiner Phantaſie einmal den Zügel ſchießen laſſen. Deine Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Aktion Friedrichs des Zweiten zu machen, fängt an, ſich bei mir zu verklären, und füllt manche heitere Stunden bei mir aus. Ich glaube, daß es noch dahin kommen wird, ſie zu realiſieren; an den eigentümlichen Talenten zum epiſchen Gedichte, glaub ich nicht, daß es mir fehlt. Ein tiefes Studium unſerer Zeit (denn daß dies eigentlich der Punkt iſt, um den ſich alles darin drehen muß, wirſt du mit mir überzeugt ſein) und ein ebenſo tiefes Studium Homers werden mich dazu geſchickt machen.

Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſein als eins in der Kindheit der Welt; und eben das iſts, was mich an dieſer Idee ſo anzieht — unſere Sitten, der feinſte Duft unſerer Philoſophie, unſere Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer ſchönen harmoniſchen Einheit

leben, ſowie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Kultur uſſ. anſchaulich leben. Du wirſt mich verſtehen. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden. Denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von ſeiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Man iſt einmal ſo eigenſinnig (und vielleicht hat man nicht nnrecht), einem Kunſtwerk Klaſſizität abzuſprechen, wenn ſeine Gattung nicht aufs beſtimmteſte entſchieden iſt. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe in einem ſo proſaiſchen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, ganz entſchieden wählen würde, errätſt du wohl ſchwerlich? Kein anderes als ottave rime. Alle anderen, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche, ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem Befreiten Jeruſalem. Ich traue mir zu, ſchöne Verſe zu machen, und einige Strophen in den Künſtlern werden dir keinen Zweifel darüber laſſen. Auch über die Epoche aus ſeinem Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag z. B. oder die traurige Konſtellation vor dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth, die ſich dann ſo glücklich und ſo romantiſch durch ihren Tod löſt. Die Haupthandlung müßte womöglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein Jahrhundert

darin anſchauen laſſen; es gibt hier kein beſſeres Muſter als die Iliade. Homer z. B. machte eine charakteriſtiſche Enumeration der alliierten Griechen und der trojaniſchen Bundesvölker. Wie intereſſant müßte es ſein, die europäiſchen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfaſſungen und in ſechs bis acht Verſen ihre Geſchichte anſchauend darzuſtellen! Welches Intereſſe für die jetzige Zeit! Statiſtik, Handel, Landeskultur, Religion, Geſetzgebung: alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargeſtellt werden. Der Deutſche Reichstag, das Parlament in England, das Konklave in Rom uſw. Ein ſchönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch koſten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie ſtellen, und das ganze Gedicht müßte dieſes Gepräge tragen.

Laß uns manchmal über dieſe Friderizíade miteinander plaudern.

Dieſe Woche werde ich ohne Zweifel meine Vokation nach Jena förmlich erhalten. Die Reſkripte ſind alle dort, und geſtern habe ich ſchon die Anzeige meiner Vorleſungen für dieſen Sommer hinſchicken müſſen. Ich habe hierin noch eine recht erträgliche Auskunft zu treffen gewußt. Weil ich gern dieſen Sommer ſo wenig als möglich überhäuft werden wollte und doch eilen mußte, mich in den Beſitz der Univerſalhiſtorie zu ſetzen (die als eine res derelicta ſonſt von meinem Kollegen Heinrich hätte können weggefangen werden), ſo habe ich eine Introduktion in die Weltgeſchichte als publicum angeſchlagen und bloß zur Form noch meine niederländiſche Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke. Man hat mir geſagt, daß ich dieſes dann machen könne, wie ich wolle. Ich dürfe nur ſagen, daß ich noch keine hinlängliche Anzahl beiſammen habe oder dergleichen. Mit dem Oktober aber drehe ich es um, mache die letztere zum publicum und die Weltgeſchichte zum privatum; wobei ich gewinne, daß von denjenigen, die ſie im Sommer als publicum zu hören anfingen, weil ſie ihnen nichts koſtete, vielleicht mehrere fortfahren ſie zu hören,

wenn mein Vortrag ſie angelockt hat. Eben ſchreibt mir Schütz, daß es beſſer getan ſein würde, dieſes privatum über die niederländiſche Revolution für dieſen Sommer nicht anzuſchlagen, weil es ganz unmöglich ſei, zu einer ſo partikulären Vorleſung eine gehörige Anzahl zuſammenzubringen, und weil er nicht wünſchte, daß mein erſtes privatum ins Stocken geriete. Es würde mirs niemand verdenken, wenn ich nur das publicum läſe und erſt mit dem Herbſt eigentlich anfinge. Von Tentamen oder Disputation iſt gar nicht die Rede, da ich als Profeſſor voziert werde. Ein Logis haben mir auch Schützes ausfindig gemacht, das ſehr gut ſein ſoll, Möbel und Lehrſaal dazu um vierzig Taler. Sobald ich beim Herzog mich gemeldet und meine Vokation empfangen habe, werde ich auf einen Tag nach Jena gehen und das Notwendige arrangieren.

12. März.

Ich vergaß dir neulich noch einige Anfragen in deinem Briefe zu beantworten. Wegen der Memoires weiß ich dir nichts Genaueres zu beſtimmen, als daß ich die engliſchen Memoires vom Mittelalter gern von dir bearbeitet wünſchte. Für die franzöſiſchen habe ich ſchon geſorgt. Da ich von den engliſchen wenig weiß, ſo kann ich dir auch nicht beſtimmen, welche du bearbeiten ſollſt. Ich vermute, daß man vor dem eilften Jahrhundert wenige antrifft. Die Kollektion der franzöſiſchen Memoires, die jetzt periodiſch in Paris herauskommt, und von der ich dir neulich ſchrieb, fängt mit Joinville (unter Ludwig dem Heiligen) an. Ich werde aber die Memoires des Komnenus, die noch früher ſind, vorangehen laſſen. Du ſiehſt ein, daß es am beſten getan ſein würde, wenn wir eine ſynchroniſtiſche Ordnung beobachten könnten. Fändeſt alſo du im Engliſchen ſo frühe Memoires, ſo iſt es deſto beſſer. Zwei Bände ſind den franzöſiſchen gewidmet, einer den engliſchen und der vierte wechſelweiſe den deutſchen, italieniſchen und ſpaniſchen uſf., wo es deren gibt. In Anſehung der Art, ſie zu

bearbeiten, mußt du über folgende Hauptpunkte mit mir übereinkommen:

1. Alles herauszuwerfen, was in der Geschichte nichts aufklärt, was bloßes Geschwätz oder pedantische Mikrologie oder dergleichen ist und dadurch die Memoires auf den kleinstmöglichen Auszug zu reduzieren, womöglich auf die Hälfte oder auch noch weniger.

2. Charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten, und allgemein bekannte Tatsachen so kurz als möglich zu berühren.

3. Der Verständlichkeit des Textes mit historisch-kritischen Anmerkungen nachzuhelfen.

4. Mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Stils nachgesetzt wird.

Ich lege meinen Kontrakt mit Mauke bei, woraus du das übrige ersehen kannst. Aus beigelegtem Zeitungsblatte kannst du den Wert der französischen Sammlung näher ersehen; und überhaupt wirst du finden, daß die Entreprise viel Solides hat und daß diese gleichzeitige Erscheinung eines ähnlichen Werkes in Frankreich dem unsrigen zu einer Stütze und Empfehlung dient. Ich überlasse dir nun die Wahl der englischen Memoires, wie auch ihre Anschaffung ganz, und werde mich nicht mehr darum bekümmern. Mache nun deine Einteilung und fange bei so frühen Zeiten an, als sich Memoires in England finden. Über den Begriff, was ich für Memoires gelten lasse, müssen wir uns aber auch noch verständigen. In diesen Begriff gehört erstlich, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt; zweitens, er beschreibt entweder eine einzelne merkwürdige Begebenheit, an der mehrere Personen teilnahmen, oder er schreibt das Leben einer einzelnen merkwürdigen Person, die viele Begebenheiten erlebte: also weder Chronik noch Geschichte; drittens, er liefert partikuläre Aufschlüsse zu bekannten Begebenheiten. Überlege nun die Sache und schreibe mir dann, wie du dich einteilen willst.

Von der Thalia erscheint noch vor Ostern das 7. und 8. Heft;

dieſes wahrſcheinlich als das letzte. Zu beiden liegt ſchon Manuſkript in Leipzig. Nur das, was vom Geiſterſeher darein kommt, iſt noch nicht ganz fertig. Du haſt mir gar nicht geantwortet, ob du auf den Teutſchen Merkur abonnieren willſt, wie ich dir einmal vorſchlug; das Abonnieren wird dich nun nichts mehr koſten, wenn du ein ordentlicher Mitarbeiter wirſt; aber ehe du dieſes biſt, ſo kannſt du ihn noch nicht wohl geſchenkt verlangen. Ich habe dich deswegen als Abonnenten angegeben, damit dir jedes Heft gleich ausgeliefert werden kann. Wenn der Termin zur Bezahlung kommt, wirſt du mit Wieland lange einig ſein, daß du ihn nicht bezahlſt. Willſt du aber nicht oder hätteſt du ſchon abonniert, ſo laſſe ich dieſen Jahrgang mir anſchreiben und verſchenke das Exemplar. Antworte mir darüber. Grüße mir M. und D.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 26. März 1789.

Ich war dieſe und die vorige Woche in Jena, um für ein Logis zu ſorgen, das ich auch ſo ziemlich nach meinen Wünſchen gefunden habe. Die Dienſtfertigkeit einiger dortiger Menſchen erleichtert mir meinen erſten Eintritt auf alle Art, ſo daß ich das Beſchwerliche und Weitläufige, das ſonſt damit verbunden zu ſein pflegt, kaum fühle. Von den Anſtalten zur Geſelligkeit in Jena habe ich auch eine Probe geſehen. Es iſt dort von halbem Jahr zu halbem Jahr ein Klub unter den Profeſſoren veranſtaltet, wozu auch eine Auswahl von Studenten gezogen wird. Zuweilen werden Konzerte oder auch Bälle gegeben. Wie ich da war, mögen doch gegen hundert Menſchen darauf geweſen ſein, und für eine ſolche Anzahl, die zur Hälfte aus Studenten beſtand, ging es ziemlich beſcheiden und ruhig zu. Man bezahlt halbjährlich 8 Taler, wofür man fünfundzwanzigmal zu Abend ißt, verſteht ſich, daß man für den Wein beſonders zu ſorgen hat. Ich habe auch abonniert, ohne mir übrigens viel Vergnügen zu verſprechen.

Es ist eine Ersparnis von Zeit, weil man hier viele Sachen abtun kann, die man sonst zu Hause auf dem Hals hätte. Es sind jetzt verschiedene junge Männer in Jena angestellt, die sich vielleicht doch in einen vernünftigen Zirkel zusammentun und einander etwas sein werden. Ein junger geschickter Landsmann von mir, M. Paulus, wird Professor der orientalischen Sprachen, so ist auch ein junger Dr. Batsch, der in der Naturgeschichte stark sein soll und sehr gelobt wird, einer näheren Bekanntschaft wert. Diese machen mit Reinhold, Hufeland, Schütz und mir schon einen artigen Zirkel aus, zu dem sich vielleicht noch einige andere qualifizieren. Für feinern Umgang, wozu Weiber konkurrieren könnten, ist schlechterdings nichts zu hoffen. Das Griesbachische Haus ist hier eines der ausgesuchtesten, aber von dieser Seite ist es ganz und gar nichts. Bei Reinholds verspreche ich mir noch eher einige angenehme Stunden. Im ganzen aber, seh ich schon, muß ich mich auf meinen Fleiß, auf die schöne Gegend und auf unsre Briefe einschränken.

Ein Auditorium ist nicht bei meinem Logis, aber ich habe mich auch darnach wenig umgetan, weil es die Kosten nur vermehrt hätte und weil mir das Döderleinische, Reinholds und vieler andrer ganz zu Gebote steht. Wahrscheinlich werde ich also mein Publikum in einem theologischen Lesesaal eröffnen. Ein Publikum, das eine Einleitung in die Universalhistorie zum Gegenstande hat, habe ich schon in das gedruckte Verzeichnis der Vorlesungen setzen lassen. In der ersten Woche des Mais ohngefähr ziehe ich nach Jena, und in der Mitte des Mai werde ich meine Bude eröffnen.

Jetzt lese ich, wie du dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft. Die Beckische, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen — eine Methode, die mir äußerst zuwider ist und auch wenig Geschmack verrät. Zur

Berichtigung des Franzoſen iſt ſie mir übrigens brauchbar. Die Schröckhiſche Weltgeſchichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus dieſen dreien denke ich, in Verbindung mit Robertſohn, Gibbon, Boſſuet und Schmidt ſchon eine intereſſante eigene — für das erſtemal — herauszuheben. Aber ſchon von dieſem Sommer an werde ich mich mit den beſten Quellen ſelbſt bekannt machen. In Spittlers Handbuch der Kirchenhiſtorie, mit dem ich eben jetzt beſchäftigt bin, finde ich vieles, das mich reizt und auf künftige Recherchen leitet. Eigentlich ſollten Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten und Geſchichte des Handels mit der politiſchen in eins zuſammengefaßt werden, und dies erſt kann Univerſalhiſtorie ſein. Mein Plan iſt es, dieſen Weg zu gehen und zwar ſo früh als möglich dazu Hand ans Werk zu legen. Was ich von Gibbon geleſen habe, ſoviel nämlich überſetzt iſt, die zwei erſten Teile, hat mir ungemein viel gegeben, ob ich gleich geſtehen muß, daß ich mir ihn nicht ganz zum Muſter wählen würde. Es iſt ein Werk des Genies, des Fleißes und einer ausgebreiteten Lektüre, aber nicht frei von einer gewiſſen Jugendlichkeit, von geſuchter Künſtlichkeit und zuweilen von einem falſchen Geſchmacke. Vieles hingegen iſt mit einer wirklichen Meiſterhand zuſammengeſtellt und vorgetragen. Die Fortſetzung erwarte ich mit Ungeduld. Wenn du in der Meſſe Gelegenheit findeſt, ſo wollte ich dich bitten, mir aus deiner Bibliothek einige hiſtoriſche Schriften zu borgen, die ich vielleicht in Jena nicht finde. Doch will ich mich vorerſt noch erkundigen. Deinen Rollin möchte ich gern dieſen Sommer durchleſen, und einiges in deinem ſogenannten Hißmann iſt für mein Publikum vielleicht auch zu brauchen, weil es einige ſinnreiche Hypotheſen enthält, die ſich mitnehmen laſſen, um hie und da eine trockene Materie aufzuheitern.

Du haſt mir lange nicht geſchrieben. Ein Paket an dich, das drei Merkurſtücke enthält, habe ich vor vierzehn Tagen in Jena auf die Poſt geben laſſen, welches du doch erhalten haben wirſt.

Wenn dir der Merkur nicht anſtändig iſt, ſo brauchſt du ihn meinetwegen nicht zu behalten; ich halte ihn dann für meinen Vater oder für meine Schweſter, denen es Vergnügen macht, manchmal etwas von mir zu leſen. Vielleicht kannſt du ihn in Dresden in deiner Leſegeſellſchaft ohnehin erhalten.

Lebe wohl. Herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Wie ſehne ich mich, euch einmal wieder von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen . . .

Dein Schiller.

An Lotte v. Lengefeld.

Weimar, den 26. März 1789.

Über die gute Sonne haben wir zu bald triumphiert. Es ging mir geſtern auch ſo wie Ihnen, und ich freute mich der Ankündigung des Frühlings — aber alles iſt wieder mit Schnee bedeckt, und alles liegt traurig um mich her. Daß wir doch auf dieſen ſchlechteſten Teil des Globus verbannt ſind, wenn andre, die es nicht wert ſind, unter einem ſchönen lachenden Himmel leben! Es tut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren ſchöne Seele ſich unter einem lieblichern Klima ſo viel reicher und ſchöner entfaltet haben würde, ein ſo ſchlechtes Los gefallen iſt. Man kommt nur einmal auf die Erde und ſoll gerade mit dem dürftigſten Platz auf ihr vorlieb nehmen. Hätte ich Knebels Laune und hinreißenden Pinſel, wie wollte ich dieſe Betrachtung ausmalen! So aber gebe ich mich zufrieden und ſage zu mir, daß ich nur auf thüringiſcher Erde die Freunde finden konnte, die ich fand — und daß ich der Saale mehr zu danken habe, als der Ganges mir hätte geben können.

Bei Ihrer Bewunderung der Schweizeriſchen Helden — geſtehen Sie es nur — mag wohl eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer ſehr empfänglichen Epoche Ihres Geiſts kennen lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit

und den Heldenmut nicht ſtreitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menſchen lebe, die einer ſo großen Handlung, wie die Tat des Winkelried iſt, nicht fähig ſind. Ohne das, was die Franzoſen férocité nennen, kann man einen ſolchen Heldenmut nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Menſch in einem Zuſtande roher Begeiſterung fähig iſt, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beiſpiele ähnlicher Stärke des Muts aus den Religionskriegen anführen wollte, ſo würden Sie dieſe und ähnliche Taten vielleicht nur noch anſtaunen, aber weit weniger bewundern.

Darthula iſt eins der ſchönſten Stücke aus Oſſian. Gleich der Anfang, die Anrede an den Mond, hat unendlich viel Anziehendes und eine rührende Einfalt. „Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen und kommſt du hieher, ſie zu betrauren?“ Es iſt überaus menſchlich und menſchlich ſchön, wie er alles, auch die lebloſe Natur, durch Sympathie an ſich anſchließt und mit ſeinen Empfindungen belebt. Ich freue mich, mich eines der angenehmſten Augenblicke meiner frühern Jugend durch ſie wieder zu erinnern.

Von Popens Verſuch exiſtieren einige Überſetzungen, wovon die eine, glaube ich, von Schloſſers Hand iſt. Schloſſer hat auch einen Antipope gemacht, worin er den Verſuch vom Menſchen poetiſch widerlegt. Die andre Überſetzung iſt kalt und flach.

Ich habe eben einen Brief von Körnern erhalten, worin er mir über die Künſtler ſchreibt. Er iſt ganz davon begeiſtert und fühlt, was ich auch ſehr lebhaft fühle, daß es bis jetzt das Beſte meines Geiſtes iſt. Es iſt aber auch auf lange Zeit das Letzte.

Leben Sie recht wohl, und der Frühling finde Sie geſund. Dieſe ſchlechte Luft drückt meine Seele, und der Schnupfen tyranniſiert mich ſchon ſeit acht Tagen. Ich habe eine Leiche im Hauſe, die älteſte Volksſtädt iſt vorgeſtern geſtorben.

Adieu! Ewig der Ihrige

Friedrich Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 30. März 1789.

Deinen Brief habe ich in dem Augenblick erhalten, wo der meinige abging. Du haſt mich ſehr damit erfreut. Was du von den Künſtlern urteilſt, ſtimmt mit meiner Erwartung überein; wir müſſen einander ja kennen. Ich fürchte, daß deine Bemerkung wegen gewiſſer Dunkelheit im Ausdruck wahr iſt, und bei einigen Leſern fand ich ſie auch ſchon beſtätigt. Wieland hat manches nicht verſtanden. Dieſe Dunkelheit tut mir darum beſonders leid, weil ſie einige vorzügliche Gedanken trifft, die ich in das möglichſte Licht geſetzt wünſchte. Wir wollen doch diejenigen durchgehen, die du ausgehoben haſt.

1. Das Kind der Schönheit — empfangen. Ich will ſagen: Jedes Kunſtwerk, jedes Werk der Schönheit iſt ein Ganzes, und ſolange es den Künſtler beſchäftigt, iſt es ſein eigener einziger Zweck; ſo zum Beiſpiel eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetiſche Beſchreibung. Es iſt ſich allein genug. Es kann für ſich beſtehen, es iſt vollendet in ſich ſelbſt. — Nun ſage ich aber, wenn die Kunſt weiter fortſchreitet, ſo verwandelt ſie dieſe einzelne Ganze in Teile eines neuen und größern Ganzen, d. i. ihr letzter Zweck iſt nicht mehr in ihnen, ſondern außer ihnen, darum ſage ich, ſie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichſam geherrſcht hat, gibt dieſen Vorzug an den Tempel ab, den ſie ziert, der Charakter eines Hektor, an ſich allein ſchon vollkommen, dient nur als ein ſubordiniertes Glied in der Iliade, die einzelne Säule dient der Symmetrie. Je reicher, je vollkommener die Kunſt wird, deſto mehrere einzelne Ganze gibt ſie uns in einem größern Ganzen als Teile zu genießen, oder deſto verwickelter und üppiger iſt die Mannigfaltigkeit, in der ſie uns Einheit finden läßt. Wenn ich weiter hinten ſage, der Zeus des Phidias neige ſich in ſeinem Tempel zu Olympia, ſo ſage ich nichts anders als: Dieſe Statue, die für ſich ſelbſt ein Gegenſtand der

allgemeinen Bewunderung ſein würde, hört auf, ihre Wirkungen allein hervorzubringen, ſobald ſie in dem Tempel ſteht, und gibt nur das Ihrige zu dem Totaleindruck von Majeſtät uſſ., der durch das Enſemble des ganzen Tempels hervorgebracht wird. Aber die eigentliche Schönheit dieſer Stelle liegt in einer Anſpielung auf die gebückte Stellung des olympiſchen Jupiters, der in dieſem Tempel ſitzend und ſo vorgeſtellt war, daß er das Dach hätte aufheben müſſen, wenn er ſich aufgerichtet hätte. Wer dieſes weiß, dem wird durch meinen Ausdruck: er neigt ſich, eine angenehme Nebenidee erweckt. Mir hat überhaupt dieſe gebückte Stellung des olympiſchen Jupiter immer ſehr gefallen, weil ſie ſoviel ſagen kann, als hätte ſich der Gott herabgelaſſen und nach der menſchlichen Einſchränkung bequemt, und alles würde unter ihm zuſammenfallen, wenn er ſich aufgerichtet d. i. als Gott zeigte.

2. Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt. Jeder ſinnlichen Begierde liegt ein gewiſſer Drang zum Grunde, den Gegenſtand dieſer Begierde ſich einzuverleiben, in ſich hineinzureißen, von der Luſt des Gaumens an bis auf die ſinnliche Liebe. Die ſinnliche Begierde zerſtört ihren Gegenſtand, um ihn zu einem Teil des begehrenden Weſens zu machen.

3. Der Leidenſchaften wilden Drang — in den Weltenlauf. Die moraliſchen Erſcheinungen, Leidenſchaften, Handlungen, Schickſale, deren Verhältniſſe der Menſch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und überſehen kann, ordnet der Dichter nach künſtlichen, d. i. er gibt ihnen künſtlich Zuſammenhang und Auflöſung. Dieſe Handlung begleitet er mit Glückſeligkeit, jene Leidenſchaft läßt er zu dieſen oder jenen Handlungen führen, dieſes Schickſal ſpinnt er aus dieſen Handlungen oder dieſen Charakteren uſſ. Der Menſch lernt nach und nach dieſe künſtlichen Verhältniſſe in den Lauf der Natur übertragen, und wenn er alſo eine einzelne Leidenſchaft oder Handlung in ſich oder um ſich herum bemerkt, ſo leiht er ihr — nach einer gewiſſen Reminiſzenz aus ſeinen Dichtern — dieſes oder jenes Motiv,

dieſes oder jenes Ende — d. i. er denkt ſie ſich als den Teil oder das Glied eines Ganzen, denn ſein durch Kunſtwerke geübtes Gefühl für Ebenmaß leidet keine Fragmente mehr. Überall ſucht er die Symmetrie, die ihn die Kunſt kennen gelernt hat. Aber

4. dieſes Geſetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieſes großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel geſtellt ſind. Um alſo ſein Gefühl für Ebenmaß zu befriedigen, muß er der Natur eine künſtliche Nachhilfe geben, er muß ihr gleichſam borgen. So zum Beiſpiel fehlte es ihm an dem nötigen Lichte, das Leben des Menſchen zu überſchauen und die ſchönen Verhältniſſe von Moralität und Glückſeligkeit darin zu erkennen. Er fand in ſeiner kindiſchen Einbildung Disproportionen; da ſich aber ſein Geiſt einmal mit dem Ebenmaße vertraut gemacht, ſo ſchenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in dieſem zweiten die Disproportionen des jetzigen aufzulöſen. So entſtand die Poeſie von einer Unſterblichkeit. Die Unſterblichkeit iſt ein Produkt des Gefühls für Ebenmaß, nach dem der Menſch die moraliſche Welt beurteilen wollte, ehe er dieſe genug überſchaute.

5. Das Gleichnis: Der Schatten in des Mondes Angeſichte uſf. hat in meinen Augen einen ungemeinen Wert. Das menſchliche Leben, ſage ich in den vorhergehenden Verſen, erſcheint dem Menſchen als ein Bogen d. i. als ein unvollkommener Teil eines Kreiſes, den er durch die Nacht des Grabes fortſetzt, um den Zirkel ganz zu machen (von Schönheit oder Kunſtgefühl ſich regieren laſſen, iſt ja nichts anders, als den Hang haben, alles ganz zu machen, alles zur Vollendung zu bringen). Nun iſt aber der wachſende Mond ein ſolcher Bogen, und der übrige Teil, der noch fehlt, um den Zirkel völlig zu machen, iſt unbeleuchtet. Ich ſtelle alſo zwei Jünglinge nebeneinander, davon der eine beleuchtet iſt, der andere nicht (mit umgeſtürztem Lichte), jenen vergleiche ich mit der beleuchteten Mondeshälfte, dieſen mit der ſchwarzen, oder, was eben ſoviel ſagt, die Alten, die den Tod bildeten, ſtellten ihn als

einen Jüngling vor, der ebenſo ſchön iſt als ſein Bruder, das Leben, aber ſie gaben ihm eine umgeſtürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht ſehe — ebenſo wie wir an den ganzen Ring des Mondes glauben, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein Horn erſcheint. Ich habe in dieſer Stelle ein Gleichnis Oſſians in Gedanken gehabt und zu veredeln geſucht. Oſſian ſagt von einem, der dem Tod nahe war, „der Tod ſtand hinter ihm wie die ſchwarze Hälfte des Mondes hinter ſeinem ſilbernen Horn". Dieſe ganze Strophe muß man überhaupt mit einer lebhaften Gegenwart des Hauptgedankens leſen, „daß der Menſch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmaß rege und herrſchend geworden iſt, nicht ruhen kann, bis er alles um ſich in Einheit auflöſt, alle Bruchſtücke ganz macht, alles Mangelhafte vollendet, oder, was ebenſoviel ſagt, bis er alle Formen um ſich her der vollkommenſten nähert".

Ich finde, daß es ſchwer iſt, den Kommentator über ſich ſelbſt zu machen, ſchriftlich wenigſtens; im Geſpräch würdeſt du mir bald meine ganze Vorſtellungsart entlockt haben. Indeſſen iſt ſie vielleicht doch in dieſem wenigen enthalten.

Nun noch geſchwind von Geſchäften. . . .

Auf deinen Aufſatz bin ich ſehr begierig; ich glaube, dich zu ahnden, und deine alten Ideen über die Begeiſterung mögen in dieſem Aufſatz einen guten Platz gefunden haben. Mache, daß ich ihn bald habe. Schicke!

Minna und Dorchen grüße ſchön. Lebe wohl.

Schiller.

Noch etwas zur Zugabe. Jemand von hier, der viel Geſchmack haben ſoll und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künſtler zu leſen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen. In den Künſtlern, fing er an, habe ihm einiges (er akzentuierte, wie ich ſchreibe) recht wohl gefallen; einiges aber nicht und beſonders, wo ein Unterſchied zwiſchen Seele und Körper

vorausgesetzt worden sei. (Dieser Jemand ist sehr materiell, mußt du wissen.) Die Verse, komme ihm vor, seien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Ursache liege in dem Ausdrucke: O Mensch! Dieses Wort habe eine so häßliche Nebenidee usf. Ich wünsche, du schriebst mir über dieses Urteil und bezögest dich namentlich auf das, was ich dir hier anführte. Was ich damit will, sollst du einmal erfahren. NB. Dieser Mensch wollte und (sollte gewissermaßen) und glaubte, mir etwas Angenehmes zu sagen. Er sagte mir selbst ein andermal, er habe ein so lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poesie, daß er kaum widerstehen könne, das Buch zu küssen, das ihm gefiele. Vergiß nicht, mir über diesen Jemand, den du ja nicht kennst, deine Herzensmeinung zu schreiben, aber tu es auf einem besondern Blatt.

An Gottfried Körner.

Weimar, 16. April 1789.

... In drei Wochen spätestens bin ich in Jena, in vier Wochen habe ich schon gelesen. Worüber ich aber lesen werde, weiß ich noch nicht einmal. Ich habe eine Einleitung in die Universalhistorie angekündigt, aus der sich gar vielerlei machen läßt. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft oder doch etwas Ähnliches. Vielleicht auch nur eine vorläufige Festsetzung des Wichtigen in der Geschichte und eine Bestimmung gewisser Begriffe, auf die man sich in der Geschichte selbst beziehen und über die man also einig sein muß. Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen.

Bei unsrer Entrevue hoffe ich dir schon mit Zuverlässigkeit sagen zu können, ob mir diese Karriere zusteht und ob ich meinen Zweck dadurch erreiche.

Die Akademie hat gegen 900 Studenten, wenn ich von diesen

nur den fünften Teil bekomme und von dieſem nur die Hälfte mich bezahlt, ſo erhalte ich von meinem Kollegium jährlich eine Einnahme von 100 Louisdors. Einen Rival habe ich nicht zu fürchten, und das Fach, worüber ich leſe, iſt für alle. Das ſind meine Hoffnungen ...

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, 23. April 1789.

Nur einige Worte für diesmal. Ich habe dieſen Abend eine kleine Geſellſchaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tag wieder abgehen.

Es freut mich, Sie wieder beſſer zu wiſſen; wenn das Wetter ſich erſt gründlich verbeſſert hat und der ſchöne Mai da iſt, ſo werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich ſah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in dieſem fehlen werden, aber Sie ſind ungleich glücklicher als ich. Sie genießen doch ungeſtört ſich ſelbſt; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen und in Ihren Empfindungen zu ſchwelgen.

Warum trennte uns das Schickſal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht ſchön und heiter machen könnten, daß nichts von alledem, was die geſellige Freude ſo oft ſtört, die unſrige ſtören würde. Wenn ich mir denke, wie ſchön ſich jeder Tag für mich beſchließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten und in Ihrem Kreiſe den beſſern Teil meines eigenen Weſens aufſchließen und genießen könnte. Alle neue Ideen, die wir erwerben, alle neue Anſchauungen der Dinge und unſres eigenen Selbſts würden uns doppelt wichtig, ja ſie erhielten erſt ihren wahren Wert, wenn wir die Ausſicht vor uns hätten, ſie unſrer Freundſchaft als neue Schätze als neue Genüſſe zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unſern Geiſt mit neuen Begriffen, unſer Herz

mit neuen Gefühlen zu bereichern, ebenſo wie ſich ein edler Menſch ſeines Vermögens freut, um es mit ſeinen Freunden zu genießen. Warum ſoll dieſer Wunſch unerfüllbar ſein? . . .

An L. J. D. Succow.

Summopere mihi gratulor, quod pro singulari Ducis nostri clementissimi ceterorumque academiae Jenensis tutorum gratia, provincia mihi demandata sit, in tam illustri ac splendida litterarum universitate, qualis Jenensis est, quae et vetustate sua ed magnorum virorum, qui illam nomine suo illustrarunt, fama et gloria prae aliis excellit, historiam publice docendi. Quid mihi potest esse optabilius atque gloriosius, quam ordini adscribi amplissimo tot tantorumque doctissimorum virorum, qui non solum de doctrinarum studiis immortaliter meriti sunt, sed quorum laus et fama totam pervagatur, non dicam Germaniam, sed Europam? Quum mihi vero exploratum sit, impetrata solummodo Magistri artium dignitate, ad honorificentissimum illud Academiae consortium adspirare posse, amplissimum illius Doctorum ordinem oro atque obtestor, ut mihi illum honoris academici gradum tribuere, haud dedignetur. Nec vero etiam deero, si quod aliud exigatur documentum, quo me ab academicae vitae genere haud alienum esse rite testificer, lubentissime me illud exhibere. Datum Vimariae XXVIII^{vo} Aprilis MDCCLXXXIX.

Fridericus Schiller.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar aus ſchreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei

Ihnen. Wie oft habe ich mich in dieſen ſchönen Tagen zu Ihnen verſetzt und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet. Auch Ihre erſte Partie im Gartenhaus beim Tee, wie gegenwärtig war ſie mir, und wieviele ſchöne Erinnerungen brachte ſie mir zurücke! Dieſer Sommer wird ganz anders werden, aber ſeinen ſchönſten Reiz für mich wird er doch von der Hoffnung erhalten, Sie zu ſehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe mir ſo wohltätige Freundſchaft.

Nächſte Woche reiſe ich ab, und mir deucht faſt, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher iſt es nun zwar nicht, aber die große Geiſtesleere, die nun im geſellſchaftlichen Zirkel um mich her entſteht, macht mir das Andenken an Sie deſto mehr zum Bedürfnis. Sie werden mir näher, weil Sie mir notwendiger werden.

Sie erwarten Göckingk — unterdeſſen habe ich Bürgern kennen lernen. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in ſeinem Äußern und in ſeinem Umgang — aber ein gerader guter Menſch ſcheint er zu ſein. Der Charakter von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verleugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er ſich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu ſein. Der Frühling ſeines Geiſts iſt vorüber, und es iſt leider bekannt genug, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu Gefallen, miteinander einzugehen. Er ſoll darin beſtehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgils Äneide, jeder in einer andern Versart, überſetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.

Bürger ſagt mir, daß er noch mehr Aufſätze in Manuſkript geleſen habe, die für die Götter Griechenlands gegen Stolberg Partei nehmen und noch gedruckt werden würden. Er macht ſich herzlich über Stolbergs Schwachſinnigkeit luſtig und kämpft für ſein gutes Herz, das einzige, was ſich allenfalls noch retten läßt.

Noch ein Fremder ist hier, aber ein unerträglicher, über den vielleicht Knebel schon geklagt hat, der Kapellmeister Reichardt aus Berlin. Er komponiert Goethens Claudine von Villabella und wohnt auch bei ihm. Einen impertinentern Menschen findet man schwerlich. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Kein Papier im Zimmer ist vor ihm sicher. Er mischt sich in alles, und wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut sein.

Glauben Sie, daß Beulwitz sich gerne mit einem so dicken Briefe beschweren wird? Ich wünschte gar sehr, daß er meine Familie sähe, er wird eine große Freude einlegen. Grüßen Sie ihn zum Abschied recht schön von mir, ich hoffe durch Sie öfters Nachrichten von ihm zu erfahren. Bitten Sie ihn ja sehr, daß er mich Lavatern zu Füßen lege und mir einen Zipfel von seinem Rocke mitbringe.

Ich sende Ihnen hier auch die Bücher, die ich mir von Boden habe zurückgeben lassen, und lege den Aufsatz bei, den die Chère Mère mir aus Rudolstadt mitgab. Für die Anthologie danke ich Ihnen recht sehr. Ich lasse einige Gedichte daraus abschreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erschröckt. Mögen mirs Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe!

Hier lege ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor Philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem so lateinischen Rocke erblicken. Übrigens ist es ein teurer Spaß, denn er kostet mir 50 Reichstaler.

Leben Sie recht wohl, und der Himmel schenke Ihnen für diese schönen Frühlingstage eine recht heitre Laune!

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Weimar, ich will Ihnen noch vorher von Jena aus schreiben.

Adieu. Adieu. Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 30. April 1789.

Mit dieſem Briefe ſei denn unſere Korreſpondenz von und nach Weimar beſchloſſen. Künftige Woche ziehe ich in Jena ein, wo ich hoffe, durch ein paar Zeilen von dir bewillkommt zu werden.

Ich ſchicke dir einſtweilen 22 Karolin für Beit. Gern hätte ich die 150 Reichstaler voll gemacht und mit 10 Reichstalern für dich, dein wohlverdientes Honorarium für deinen Aufſatz in der Thalia, begleitet; aber die Jenaer haben mir einen dummen Streich geſpielt. Sie ſagten mir, ich würde mit 30 Reichstaler für das Magiſterdiplom wegkommen, nun werden mir 44 dafür gefodert, und noch einige Karolin werden ſie mir in Jena für andere Zeremonien abnehmen. Da ich mein bißchen Geld faſt bis auf den Gulden berechnet habe, ſo entſteht dadurch eine Lücke, die ich nicht gleich zuzuſtopfen weiß; doch hoffe ich ſoll ſich in einigen Wochen noch Rat finden. Einige Exemplare von meinem Magiſterdiplom lege ich bei, daß du etwas zu lachen haſt, wenn du mich in dieſem lateiniſchen Rocke prangen ſiehſt.

Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe ſeine Bekanntſchaft gemacht. Sein Äußerliches verſpricht wenig — es iſt plan und faſt gemein, dieſer Charakter ſeiner Schriften iſt in ſeinem Weſen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl ſcheint er zu ſein, mit dem ſich allenfalls leben ließe. An Becker von Gotha hat er mich in vielen Stücken erinnert. Wir haben einander das Wort gegeben, einen kleinen Wettſtreit miteinander anzufangen, der darin beſtehen ſoll, daß Bürger aus dem Virgil ein Morceau in ſelbſtbeliebigem Metro überſetzt und ich dasſelbe in einem andern. Du errätſt leicht, daß ich meine Stanzen zuerſt an dem Virgil verſuchen will. Meine Idee, die Chöre der Iphigenie in Reimen zu überſetzen, hat Bürgern ſehr eingeleuchtet, er findet auch griechiſchen Geiſt in der Überſetzung. Wie er mir ſagt, werden noch mehr Lanzen für mich wegen der Götter Griechenlands gebrochen

werden. Er ſelbſt hat etwas noch im Manuſkript darüber geleſen. Er wird künftige Michaelismeſſe ein Journal anfangen, das bloß Wortkritik zum Zwecke haben und einerſeits unſern erſten Schriftſtellern empfehlen ſoll, gut deutſch zu ſchreiben, andrerſeits den grammatikaliſchen Geſetzgebern den Daumen aufs Auge halten ſoll.

Der Kapellmeiſter Reichardt von Berlin iſt gegenwärtig auch hier; er komponiert Goethens Claudine von Villa Bella. Dieſer Reichardt iſt ein unerträglich aufdringlicher und impertinenter Burſche, der ſich in alles miſcht und einem nicht vom Halſe zu bringen iſt . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 28. Mai 1789.

Vorgeſtern als den 26. habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer beſtanden und gleich geſtern wiederholt. Ich leſe nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, ſodaß ich fünf Tage ganz frei behalte. Das Reinholdiſche Auditorium beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ohngefähr 80 ſitzende Menſchen, etwas über 100 in allem faſſen; ob es nun freilich wahrſcheinlich genug war, daß meine erſte Vorleſung, der Neugierde wegen, eine größre Menge Studenten herbeilocken würde, ſo kennſt du ja meine Beſcheidenheit. Ich wollte die größre Menge nicht gerade vorausſetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debutierte. Dieſe Beſcheidenheit iſt auf eine für mich ſehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden ſind abends von ſechs bis ſieben. Halb ſechs war das Auditorium voll. Ich ſah aus Reinholds Fenſter Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, ſo hatte ich doch an der wachſenden Anzahl Vergnügen, und mein Mut nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewiſſen Feſtigkeit geſtählt, wozu die Idee, daß meine Vorleſung

mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu ſcheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe voll gedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für dieſe Vorleſung ein anderes Auditorium wählen ſollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen alſo den Vorſchlag tun, bei Grießbach zu leſen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gabs das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus und in einem hellen Zug die Johannisſtraße hinunter, die, eine der längſten in Jena, von Studenten ganz beſät war. Weil ſie liefen, was ſie konnten, um in Grießbachs Auditorium einen guten Platz zu bekommen, ſo kam die Straße in Allarme und alles an den Fenſtern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Was iſts denn? Was gibts denn? hieß es überall. Da rief man denn! Der neue Profeſſor wird leſen. Du ſiehſt, daß der Zufall ſelbſt dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile von Reinhold begleitet nach, es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich faſt ganz durchzuwandern hatte, Spießruten liefe.

Grießbachs Auditorium iſt das größte und kann, wenn es voll gedrängt iſt, zwiſchen 300 und 400 Menſchen faſſen. Voll war es diesmal und ſo ſehr, daß ein Vorſaal und noch die Flur bis an die Haustüre beſetzt war und im Auditorio ſelbſt viele ſich auf die Subſellien ſtellten. Ich zog alſo durch eine Allee von Zuſchauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden, unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, beſtieg ich ihn und ſah mich von einem Amphitheater von Menſchen umgeben. So ſchwül der Saal war, ſo erträglich wars am Katheder, wo alle Fenſter offen waren, und ich hatte doch friſchen Odem. Mit

den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Kontenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Türe konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemal meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporiert. Indes kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee: daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen, fast mit der Überzeugung, daß sie von 400 Ohren vierhundertmal, und oft abenteuerlich, mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich, wie im Gespräch, an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amt immer nur der hundertste Teil der Absicht erfüllt wird.

Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschied des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfs. Außer den lokalen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese

zwei Dinge zu fixieren, hatte ich allgemeine, die ich dir nicht zu ſagen brauche. — In meiner zweiten Vorleſung gab ich die Idee von Univerſalgeſchichte. Es iſt hier ein ſolcher Geiſt des Neides, daß dieſes kleine Geräuſch, das mein erſter Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl ſchwerlich vermehrt hat. — Indeſſen kann ich von meiner hieſigen Exiſtenz nichts anders als Gutes ſchreiben; es war mir kaum irgendwo ſo wohl als hier, weil ich hier zu Hauſe bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor iſt gut, auch bin ich geſelliger, und mein ganzes Sein hat einen beſſern Anſtrich. Der Bekanntſchaften habe ich noch nicht ſehr viele gemacht, aber durch abgegebene Karten mich doch wenigſtens in eine Höflichkeitsverbindung mit einigen dreißig Häuſern geſetzt. Von dem hieſigen Frauenzimmer kann ich ſchlechterdings noch nichts ſchreiben. Eine ziemliche Auswahl hab ich zwar geſehen, worunter aber nichts Auszeichnendes war. Ich wohnte einem Ball bei, wo ich ſie größtenteils beiſammen ſah, ich hielt mich aber an das Spiel und ennuyierte mich mit Grießbach und Succow beim Tarokhombre. Es iſt hier ein gewiſſer Geh. Hofrat Eccardt, ein Juriſt, der Vermögen und einen vorzüglichen Einfluß bei der Akademie hat. Er hat noch eine unverheiratete Tochter, mit der mich einige gedacht haben mögen zuſammenzukuppeln, aber ich mag weder ſie noch die Familie.

Was du mir einmal von der Schmidt ſchriebſt, mag dir der Himmel vergeben. — Das Mädchen ſelbſt würde mir auch ohne ihr Geld grade nicht mißfallen, in Weimar hat ſie mir immer am beſten unter allen gefallen, und es ging nicht mir allein ſo. Aber an ſie zu denken, iſt keine Möglichkeit, weil Vater und Mutter und Tochter aufs Geld vorzüglich ſehen. Die Tochter zwar, die Eitelkeit hat, würde nicht ungeneigt ſein, wenn ſich noch etwas anders mit dem Geld verbinden ließe, ich glaube auch, daß ſie mir Vermögen und Rang herzlich wünſchen würde, um Anſprüche an ſie machen zu können, aber die Elaſtizität hat ihr Charakter nicht, nach ihrem Geſchmack ſich zu beſtimmen. Und dann frägt ſichs

ſehr, ob ſie als Frau das für mich bliebe, was ſie mir jetzt noch zu ſein ſcheint. Überdem ſcheint ſie bereits ſo gut als verkuppelt und zwar an einen reichen Frankfurter. Ich hätte auch, wenn ich ſonſt gewollt hätte, in Weimar noch eine Partie finden können und zwar auch eine Geheimratstochter, die aber kein Vermögen hat — ich habe erſt hier erfahren, daß einige das Plänchen gehabt haben. Aber da lag die Hindernis an mir ſelbſt und an meinem Geſchmacke. Es iſt alſo noch dürres Land hier für mich, ſo gern ich es geſehen hätte, wenn ein Geſchöpf auf mich hätte wirken können. Weißt du mir übrigens eine reiche Partie, ſo ſchreibe mir immer; entweder ſehr viel Geld oder lieber gar keines und deſto mehr Vergnügen im Umgang. Ein einziges Mädchen iſt hier, das mir nicht übel gefällt, ich kannte ſie auch ſchon vorher. Es iſt die jüngſte Schweſter der Reichardt und Ettinger in Gotha, eine Seydler. Ohne viel Geiſt hat ſie viel Gefälliges und viele Güte des Charakters und ohne grade hübſch zu ſein, gefällt mir ihr Äußerliches auch nicht übel. Sie lebt hier mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, der Stallmeiſter bei der Univerſität iſt. Sie hat eine gute Erziehung und auch einige Feinheit des Umgangs, die man hier ſelten findet. —

Der Himmel gebe nun, daß meine Kollegien im nächſten halben Jahre einſchlagen. Es iſt mir alsdann nicht bange, meine Umſtände bald verbeſſert zu ſehen und höhere Entwürfe zu machen. Behielt ich von meinen bisherigen Auditoren nur den vierten Teil, ſo verlangte ich nicht weiter. Eben höre ich, daß bei meiner zweiten Vorleſung 480 Zuhörer waren und gegen 50 keinen Platz mehr gefunden haben. Ich leſe jetzt erſt in zehn Tagen wieder, weil die Pfingſtferien dazwiſchen fallen.

Bei der Literaturzeitung habe ich dich engagiert. Du brauchſt alſo nur mit wenig Worten dich an Schütz oder Hufeland zu wenden und dein Fach anzugeben. Doch auch das kann ich dir erſparen und dir gleich den Kontrakt ſchicken laſſen, wenn du es willſt. Schreibe aber nun auch bald an Wieland.

Ich habe mich auf wenige Aussichten so gefreut, als auf unser Wiedersehen. Schreibe mir doch vorläufig, wie lang du glaubst, daß wir in Leipzig beisammen sein können. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 11. Juni 1789.

Ich habe Reinholden und Hufelanden deine Hieherkunft angekündigt, und beide freuen sich gar sehr auf dich. Auch Wieland werde ich mit dieser Botschaft großes Vergnügen machen, und ein langer Wunsch der Frau v. Kalb wird dadurch auf einmal erfüllt. Kurz, du machst durch diesen Entschluß in Weimar und Jena viele frohe Menschen, und ich gewinne dich doch auf acht Tage, die wir länger beisammen sein können. Ich werde mich jetzt in meinen Geschäften darnach richten. Schön wäre es, wenn Huber auch kommen könnte, so wäre die heilige Fünf wieder beisammen und wir könnten ein zweijähriges Jubeljahr zusammen feiern. Du kannst hier ganz gut bei mir logieren, weil die Gasthöfe erbärmlich schlecht sind. Ich kann euch zwei Zimmer einräumen, worin ihr euch auf eine ehrbare Art verteilen könnt. Betten und alles Nötige kann ich euch aus meinem Hause recht gut schaffen. So genießen wir uns doch jede Minute, die abfällt, und ich habe das Vergnügen euch im Hause zu haben.

Du willst wissen, wie ich mit Charlotten stehe? Ich will dirs mündlich sagen. Wenn du ihr aber antwortest, so mache deine Ankunft immer noch etwas zweifelhafter, als sie ist, und versprich eher weniger, als du Hoffnung hast, halten zu können. An Wieland wünschte ich, daß du bald schriebst; er ist jetzt sehr en peine wegen des künftigen Merkurs, und du wirst ihn durch deinen Beitritt sehr aufrichten. Wegen der Theodora, die in dem letzten Hefte steht, hat er sich neulich, als er hier war, erschröcklich bei mir entschuldigt und mich darauf vorzubereiten gesucht. Nun begreife ich diese vorläufige Entschuldigung. Es ist ohne Zweifel

Armut an Beiträgen, die ihn dahin gebracht hat, dieſes Stück aufzunehmen.

Wenn du Mitarbeiter an der Allgemeinen Literaturzeitung wirſt, ſo wird dir ein gedrucktes Schema von der Einrichtung des Inſtituts und, ich glaube, auch ein Kontrakt zum Unterſchreiben zugeſchickt, weil gewiſſe Geſetze, der Ordnung wegen, dabei zu beobachten ſind. An guten philoſophiſchen Rezenſenten iſt man ſehr arm, beſonders ſolchen, die in Kantiſchen Geiſt initiiert ſind. Fühlteſt du dich der Rezenſion philoſophiſch-polemiſcher Schriften gewachſen, ſo würde das Inſtitut ſich ſehr darüber Glück wünſchen.

Meine Vorleſungen gehen wieder fort, und vorgeſtern habe ich die dritte bei einer Anzahl von faſt 500 Zuhörern gehalten. Geſtern war ich nicht wohl und habe darum die vierte Vorleſung auf morgen angeſetzt. Da mir die Materien, worüber ich leſe, noch zu neu ſind, ſo muß ich mich freilich noch an Manuſkript halten, und ich fühle wohl, daß gemeinverſtändliche Deutlichkeit gerade das iſt, was mir am meiſten Mühe koſtet und doch vielleicht nicht geht. Bis jetzt hat mein Vortrag durch ſeinen Glanz und ſeine Neuheit geblendet; in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben ſuchen, wenn ich meine Leute feſthalten will. Meine Vorleſungen koſten mich jetzt noch erſtaunlich viel Zeit und Mühe, ſowohl weil ich erſt ſelbſt lernen muß, als auch, weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich ſie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren laſſen mag. Darüber wollen wir mündlich noch mehr ſprechen. Wegen des Verplämperns kannſt du ganz ſicher ſein; ich habe hier alles die Muſterung paſſieren laſſen und meine ganze Freiheit beiſammenbehalten.

Lebewohl. Grüße Minna und Dorchen. Dein

Schiller.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 24. Juli 1789.

... Das Bild, das Sie mir von Ihrer Freundin und Ihrem Beieinanderſein geben, könnte mich faſt eiferſüchtig und neidiſch machen, wenn Sie mich nicht auch abweſend darin aufgenommen hätten. Die Gewißheit, daß ich Ihnen nahe bin, daß Sie in Ihren ſchönern Stunden ſich meiner gern erinnern, dieſer Gedanke iſt mir ſehr viel, ſehr viel wert — aber leider iſt dieſer Gedanke allein auch alles, was ich wirklich mein nennen kann. Mein Bild in Ihrer Seele iſt doch immer nicht ich ſelbſt, und währenddem, daß mein Schatten unten Ihnen wandelt, muß ich ſelbſt hier in Jena ein deſto elendres Leben führen. Je lebendiger Sie vor meiner Phantaſie daſtehen, deſto mehr erſchöpft ſich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geſchöpfe, deſto weniger kann ich mich mit meiner Einſamkeit ausſöhnen. In der Tat — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit dieſem Volk hier zu leben. Alles iſt ſo alltägliche Ware, und die Frauen beſonders ſind ein trauriges Geſchlecht. Sie wiſſen, glaube ich, oder Sie wiſſen es nicht, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückſeligkeit ſo notwendig iſt. Meine ſchönſten Stunden danke ich doch Ihrem Geſchlecht — wenn ich beſonders noch die Muſen dazu rechne, die nicht umſonſt Frauenzimmer ſind. Selbſt die Venus Urania iſt ja ein Weib, und ihre irdiſchen Töchter ſind da, uns bei ihr einzuführen. Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlaſſen, denn die grimmige Geſichter der Gelehrten verſcheuchen alles, was Freiheit und Freude atmet. Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie, mich wieder zum Menſchen zu machen, zum Dichter — das iſt vorbei. Übrigens tröſtet mich das, daß Sie doch etwas von mir haben und leſen können, was aus einer glücklichern Epoche meines Geiſtes ſich herſchreibt. Es ſind Funken der Glut, die Sie beide mir gegeben haben und die jetzt wieder erloſchen ſind, da Ihr Atem ſie nicht mehr belebt.

Wie glücklich wollte ich ſein, wenn die ſchönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie ſchreiben. Aber wie? Wie ſollen ſie in Erfüllung gehen, ſolange die armſeligſten Nichtigkeiten in einer gewiſſen Wage mehr gelten als die entſchiedenſte Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen ſo ſonderbar unter uns verteilt, warum ſpannte er gerade das mutigſte Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas ſchreibe, was verſtändlich iſt — aber ich verſtehe mich recht gut. Könnte ich gewiſſe Verhältniſſe umkehren, ſo wäre der heroiſche Mut, den ich habe, an ſeiner rechten Stelle. So aber habe ich ihn nur zu meiner eigenen Peinigung und kann ihn niemand anderm mitteilen.

Bei allem unſerm gerühmten Freiheitsſinn ſind wir doch wahrlich nur Sklaven und Opfer der Umſtände und der Meinung. Was für klägliche Rückſichten waren es, die mir ſchon einigemale die Freude verdorben haben, mich in Ihrem Umgange zu genießen. Sie verweiſen mich an die Zukunft. Wieviel größre Opfer müßten da gebracht werden können!

Aber ich vergeſſe mich. Ihr Brief machte vieles in mir lebendig, und meine Einbildungskraft ſetzte da fort, wo Sie abgebrochen haben. Habe ich etwas Verwirrtes geſchrieben, ſo zerreißen und ignorieren Sie dieſen Brief. Ich war in einer ſonderbaren Stimmung, und dieſe möge mich bei Ihnen entſchuldigen. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

Jena, 24. Juli 1789.

Beinahe möchte ich mich des Zufalls freuen, der Ihren erſten Brief an mich — den ich nunmehr auch habe — verſpätet hat, weil er Ihnen Gelegenheit gab, mich aufs neue von Ihrer Freundſchaft zu überzeugen, die ich zwar nie bezweifeln, aber auch nicht zu viel beſtätigt hören kann. Schade nur, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, Ihnen meinen feſten Glauben daran zu zeigen, da

Ihr Brief an die Grießbach (vielleicht weil er an Knebeln eingeſchloſſen war und alſo nach Weimar geſchickt wurde) ſpäter, als der an mich, eingetroffen iſt. Wie ſehr danke ich es Ihnen, meine liebſte Freundin, daß Sie meiner gedacht haben, und daß Sie mir Beweiſe davon gegeben haben. In Gedanken uns nahe ſein zu dürfen, iſt ja beinahe alles, was das Schickſal uns zu gönnen ſcheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich Ihnen ſoviel ſagen wollen als damals, und nie habe ich weniger geſagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder, ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft iſt mir dieſes ſchon begegnet und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum ſollte man es denken, daß oft auch die übereinſtimmendſten Menſchen — die einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen und ſo lebendig ineinander leben — wieder einen ſo weiten Weg zueinander haben. So nah und doch ſo ferne! —

Ihre Empfindungen an dieſem Abend waren eine dunke Ahndung von den meinigen, und ich wünſchte, ſie wären ein Abdruck davon geweſen, ſo hätten Sie mich ohne Worte verſtanden, und alle die Menſchen und menſchenähnliche Weſen um uns her hätten unſre Sprache nicht geſtört. Ich hatte in meinem Karlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Szene, worin ſie ſtand, weggelaſſen habe. Dieſe Stelle drückt am beſten aus, was ich hier meine.

„— — — Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte tote Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt, dann, dann haſt du genug,
Das Rätſel meines Lebens aufzuklären!

Damals als ich dieſe Worte ſchrieb, hätte ich nicht geahndet, daß ich ſie einmal für mich ſelbſt würde reden laſſen müſſen.

Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geſchöpf ſein, wenn ſie dem Bilde gleicht, das ich mir nach Ihrer und Ihrer Schweſter Beſchreibung von ihr gemacht habe. Ich wäre ſehr begierig, ſie zu ſehen und zu beobachten, wie ſich Ihre drei Charaktere ineinander miſchen. Aber ich fürchte, ich würde ein ſchlechter Beobachter ſein — ich würde lieber daran Anteil nehmen. Was für ein ſchönes Leben, wenn dieſes Lauchſtädt eine von den glücklichen Inſeln in der Fabel wäre, jedem andern Menſchen, als den wir alsdann noch vermißten, unzugänglich!

Sie glauben es nicht, liebſte Freundin, wieviel Mut ich brauche, um dieſes freundloſe Daſein hier fortzuſetzen — und bloß allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin wie einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung und, durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der mir teuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.

Aber warum ſchreibe ich Ihnen ſolche Dinge? Ich denke hier nur auf mich ſelbſt und ſollte mich Ihrer angenehmen Exiſtenz in Lauchſtädt vielmehr freuen. Denken Sie noch ferner an mich, wenn Sie vergnügt in Ihrem kleinen Zirkel ſind. Ich werde mich oft unter Sie verſetzen. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

3. Auguſt 1789.

Iſt es wahr, teuerſte Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele geleſen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu geſtehen? O, wie ſchwer iſt mir dieſes Geheimnis geworden, das ich, ſolange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beiſammen lebten, nahm ich meinen ganzen Mut zuſammen und kam zu Ihnen, mit dem

Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles übrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles, was in mir lebt, alles, meine Teuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschiehts, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seelen ist ein schönes und ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen.

Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O, versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsre Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was sich bisher zwischen uns stellte, und nichts, nichts die freie Mitteilung unserer Seelen stören.

Leben Sie wohl, teuerste Lotte. Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblicke, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraum, daß diese einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu sagen?

Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte als unter Ihrem Bilde. Leben Sie wohl, meine Teuerste.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

[Leipzig, den 3. August.]

Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz, ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. Ein einziger Tag verspricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünsche, die mich glücklich machen können. Liebste, teuerste Freundinnen, ich verlasse eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der ersten Freude unsers Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O, ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung. Es ist das erstemal, daß ich diese so lang zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgießen konnte. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, diesen Abend bei meinem teuersten Freund vor mir, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist, was er mir je gewesen — soviel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit sei, Dresden zu verlassen und Jena zu seinem Aufenthalt zu wählen.

Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden.

Welche ſchöne himmliſche Ausſicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander ſchenken! Wie ſelig wird ſich mein Weſen in dieſem Zirkel entfalten! O, ich fühle in dieſem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahndete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für alles, was ſchön und gut iſt. Ich habe mich ſelbſt wieder gefunden, und ich lege einen Wert auf mein Weſen, weil ich es Ihnen widmen will.

Ja, Ihnen ſollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Weſens ſollen Ihnen blühen! In Ihnen will ich leben und meines Daſeins mich erfreun. Ihre Seele iſt mein — und die meinige iſt Ihnen. Laſſen Sie mich für meine Freunde mit angeloben. Auch ſie ſind Ihnen, und Sie ſchenke ich meinen Freunden. Wie reich werden wir durch einander ſein!

Aber beſtätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, ſagen Sie mirs, daß ich Sie ganz verſtanden habe, daß Lotte mein ſein will, daß ich ſie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe. Laſſen Sie meine Freude bald auch von dieſer Furcht ganz rein ſein. Sie können nicht handeln wie gewöhnliche Menſchen, ſie brauchen alſo auch gegen mich nichts als Wahrheit, wir dürfen alle dieſe Umſtändlichkeiten überſpringen und unſre Seelen frei und rein voreinander entfalten.

Ich kann nicht mehr ſchreiben. Heute nicht mehr, denn meine Seele iſt jetzt nicht fähig, ruhige Bilder aufzufaſſen. Es ſchmerzt mich, daß ich Ihnen ſo gar nicht ſchildern kann, wie mir iſt. Antworten Sie mir ja ohne Aufſchub und, wenn nicht gleich eine Poſt geht, durch einen Expreſſen. Sie haben dazu noch einen andern Grund, denn ich muß wiſſen, ob Sie und die Dachröden geſund genug ſind, die Reiſe nach Leipzig zu machen. Auf den Freitag Mittag ſind Körners frei, und dieſen Tag könnten Sie

alſo wählen. Sie müſſen meine Freunde ſehen — und ich muß Sie bald wiederſehen.

Dieſen heutigen Brief werden Sie Mittwoch früh haben. Schicken Sie einen Expreſſen, ſo habe ich Mittwoch abends Ihre Antwort. Nur wenige Zeilen, nur ſoviel, als ich brauche, um meiner Freude ganz gewiß zu ſein.

Ich habe hier niemand geſprochen als Körnern. Seine Frau und Schwägerin ſind in einer Geſellſchaft, wo ſie nicht loskommen können. Faſt iſt mirs lieb, ſo bin ich ganz allein bei meiner Freude. Adieu!

An Chriſtophine Reinwald.

Jena, den 18. Auguſt 1789.

Deinen Brief, liebſte Schweſter, fand ich vor einigen Tagen erſt bei meiner Zurückkunft von Leipzig, wo ich über eine Woche geweſen war, und in Geſellſchaft meiner Dresdner Freunde wieder nach Jena zurückgekommen bin. Erſt vor wenigen Stunden ſind ſie fort, nachdem ſie ſich über acht Tage bei mir in Jena und Weimar aufgehalten. Ich mußte den Wirt machen, weil ſie ihre Wohnung bei mir nahmen, und dies raubte mir alle Zeit, ſelbſt zu Geſchäften, daß ich ſeit vierzehn Tagen nicht einmal ein Kollegium las. Dies zur Entſchuldigung, daß ich deinen Brief nicht früher beantwortete.

Zu deinem vergnügten Aufenthalt in unſerm Vaterlande und im Schoß unſrer Familie wünſche ich dir herzlich Glück; daß ich noch herzlicher gewünſcht hätte, dieſe Freude mit euch teilen zu können, wirſt du mir ohne viel Verſicherung glauben. So lange bin ich ſchon meiner Familie entriſſen, daß ich mich beinah als allein auf der Welt betrachte und nur an der ſtillen Sehnſucht, die mich oft zu den Meinigen zieht, noch erkenne, daß ich noch Angehörige habe. Ja, liebſte Schweſter, was in meinem Vermögen ſteht, werde ich tun, deinen und unſrer lieben Eltern und

meinen eigenen Wunſch zu erfüllen und meine Familie wieder zu beſuchen; in wenigen Jahren werde ich imſtande ſein, dieſes zu tun, und vielleicht geſchieht es alsdann in Geſellſchaft einer neuen Schweſter für dich und einer guten Tochter, die unſern Eltern Freude machen wird. Jetzt in dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, habe ich die ſchöne Ausſicht vor mir, daß ſie mein werden wird, daß ihr Herz ſchon mein iſt; mein Glück und die Umſtände müſſen das übrige tun. Nennen kann ich ſie dir noch nicht, aber ſobald ich dieſes darf, wirſt du es erfahren.

Jetzt würde eine ſo weite und koſtbare Reiſe nach Schwaben nicht nur mein Vermögen überſteigen, ſondern auch auf den Anfang meiner neuen akademiſchen Laufbahn einen ſehr nachteiligen Einfluß haben. In den erſten zwei Jahren muß ich alle meine Zeit und Kräfte zuſammennehmen, mich in den Mittelpunkt meines neuen Fachs zu ſetzen und ſoviel möglich damit vertraut zu werden. Außerdem rauben mir ſchriftſtelleriſche Arbeiten, die jetzt allein meine Einkünfte ausmachen, alle Augenblicke, die mir von Berufsgeſchäften übrig bleiben. Dieſen Sommer habe ich zwar nur ein einziges Kollegium zur Einleitung in die allgemeine Welthiſtorie geleſen und zwar öffentlich, alſo ohne etwas dafür einzunehmen. Mit dem Winter aber leſe ich ſchon zwei Kollegien, die Geſchichte der Römer und die neuere Univerſalhiſtorie, die ich alle erſt neu ausarbeiten muß.

Meine Lage läßt ſich übrigens gut an, und noch bis jetzt habe ich eine weit größere Anzahl Auditoren als hier irgend ein Profeſſor hat. Behalte ich nur die Hälfte davon in Privatkollegien, ſo habe ich ſchon auf eine artige Einnahme zu rechnen. Freilich bezahlen wenige, und ein großer Teil iſt zu arm, als daß man es fodern könnte. Indeſſen hoffe ich, im nächſten Jahr fixen Gehalt zu bekommen, wenn es auch nur einige 100 Reichstaler ſind.

Eure Briefe aus Schwaben hat mir Herr Küper überbracht und mir durch ſeine Beſchreibungen nicht wenig Freude gemacht. Er iſt ein braver Menſch und iſt auch ein fleißiger Zuhörer von

mir geweſen. Überhaupt habe ich faſt bei jeder Vorleſung Fremde zu Zuhörern gehabt und unter dieſen verſchiedne berühmte Gelehrte. Dies hat mir nicht wenig Aufmunterung gegeben.

Daß du die Nannette zu dir nehmen willſt, freut mich ſehr; ich werde ſie alsdann, ſobald ich Haus und Herd habe, aus deinen Händen empfangen. Deine nächſte Reiſe, liebſte Schweſter, wird, wie ich hoffe, zu deinem Bruder ſein; alles, was brüderliche Liebe vermag und Jena Angenehmes hat, wirſt du bei ihm finden.

Nimmt die Poſt das Paket an, ſo lege ich etwas von meinen neuen Produkten an dich und meinen Schwager bei. Grüße ihn herzlich und liebe wie bisher deinen

treuen Bruder Fr. Schiller.

An Lotte v. Lengefeld.

[Jena] 25. Auguſt.

Wie ſchön bin ich heute erweckt worden! Das erſte, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von euch. Mit dem Gedanken ſchlief ich ein, heute welche zu erhalten. An dieſen periodiſchen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieſer dürftige Behelf nicht mehr nötig iſt.

Aber wie ungenügſam ſind doch unſre Wünſche! Wieviel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! Um einen einzigen Blick in deine Seele! Und jetzt, da ich alles darin leſe, was mein Herz ſich ſo lange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des Lebens, die Blütenzeit des Geiſtes, und von dieſem kurzen Frühling ſoll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das beſitze, was mein iſt. Unerſchöpflich iſt die Liebe — und wenig ſind der Tage des Lenzes!

In einer neuen ſchöneren Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß ihr mein ſeid. Teure, liebe Lotte, ſeitdem du deine Seele mir entgegentrugſt. Mit langen Zweifeln ließeſt du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohltätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimnis ſo ſchön entgegenkam. Ich habe dir unrecht getan, teure Lotte. Die ſtille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von dir entfernen ſollte. O, du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſrer werdenden Liebe. Aber aus deinem Munde will ich ſie hören.

Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Übergang! Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt, aber jetzt erſt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchöneren Licht.

Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt zuſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Caroline wirft mir vor, daß ich habe zweifeln können, ihr würdet mich verſtehen, ihr würdet meine Hoffnungen mir erwidern. Aber eben dieſe Genügſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit gegen eine ſcheinbare Notwendigkeit fürchtete ich bei euch. Ich fürchtete, ihr könntet eure Wünſche in den Zwang der Umſtände einſchließen und — wie ſoll ich mich recht deutlich machen? — ich fürchtete, ihr könntet euch unſre Freundſchaft ohne Liebe vollenden und das innre Leben der Freundſchaft mit einer Trennung zuſammendenken. Sobald ich mich überzeugt haben würde, daß unſere

immerwährende Vereinigung auch euch die notwendige Bedingung zum Glücke der Freundschaft sei — hätte ich nie mehr an eurer Stärke gezweifelt, diese Bedingung durchzusetzen.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir diesen Herbst noch miteinander zu berichtigen haben. Ich will alles tun, um ihn zu beschleunigen.

Wolzogens Brief folgt hier zurück. Er machte mir sehr viel Freude. Seine Anhänglichkeit ist so innig, und nichts Fremdes hat sich noch in sein Wesen gemischt. Er ist ein gar guter Mensch, ich wünschte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, teure liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude ist, als bis ich wieder Briefe von euch sehe. Adieu, meine Lieben.

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 25. August 1789.

Dein Brief, teuerste liebste Caroline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich dir sogleich etwas daraus beantworten kann. Aber vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der deinigen mir bereitet liegt. O, was für himmlischschöne Tage öffnen sich uns — In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir jetzt kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. Wir haben einander gefunden, wie wir füreinander nur geschaffen gewesen sind. In mir lebt kein Wunsch, den meine Caroline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen können. Und wohl mir, Teuerstes meiner Seele, wenn ihr in mir findet, was euch glücklich machen kann. Wohl mir, Caroline, daß du die Quelle in mir aufsuchst und deine Foderungen, deine Erwartungen an mein Wesen und nicht an wandelbare Erscheinungen in mir richtest. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig ist als die Kraft zu etwas Besserm. Behalte diesen Glauben, dieses holde

Vertrauen an mein Weſen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und alles verhüllen. Dann nur kann ich frei und leicht vor euren Augen exiſtieren, wenn die Sorge ganz aus mir verbannt iſt, verkannt oder mißverſtanden zu werden.

O, wie ſehnlich wünſche ich, daß ihr mich ganz durchſchaut haben möchtet, alle meine Schwächen geſehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. Solang ich fürchten muß, daß euch Mängel in mir überraſchen können, worauf ihr nicht bereitet wart, ſo lange ſeid ihr nicht mein auf ewig. Eure Herzen hab ich durchſchaut, und meine Empfindung für euch iſt keinem Wandel mehr unterworfen.

An meinem Weſen haben Schickſale ſehr gewaltſam gezerrt. Durch eine traurige düſtre Jugend ſchritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geiſtloſe Erziehung hemmte bei mir die leichte ſchöne Bewegung der erſten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieſer unſelige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute — Ach, ich fühle ihn in dieſem Augenblick! Denn ohne ihn würde ſelbſt dieſes Mißtrauen mich nicht martern.

Bereite dich, edles Geſchöpf, in mir nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeiſterten Willen, es zu üben. Deine ſchöne Seele will ich auffaſſen. Deine ſchönen Empfindungen verſtehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß dich weder betrüben noch befremden. Glaube aber alsdann feſt, daß dieſe fremde Geſtalten meines Gemüts von außen darein gekommen ſind. Die Spuren der Geſtalten, die von frühen Jahren an bis jetzt mich umgaben, konnte mein beßres Weſen nicht ganz von ſich ſcheiden.

Aber du glaubſt an meine Seele, und auf dieſen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln — denn alle ſollt ihr endlich kennen — wirſt du das immer finden, was du einmal in mir liebteſt. Meine Liebe wirſt du in mir lieben.

*

Unſre, Caroline, habe ich bloß ahnden können. Ihr Geiſt überraſchte mich, in ihr iſt etwas Edles und Feines, das man idealiſch nennen möchte. Wie wahr und wie tief ſie fühlt, müßte ein längerer Umgang mich lehren; daß ich im voraus daran glaube, verſteht ſich, aber die Erſcheinung ging mir zu flüchtig vorüber, und ihr ganzes Weſen hat einen gewiſſen Glanz, der mich blendet. Gewiß, ſie iſt ein ungewöhnliches Geſchöpf und wollte der Himmel — es würde wahr, und ſie wäre unſer auf ewig.

Adieu, teuerſte Caroline. Dort oben, wo ich das Sternchen gemacht habe, brach ich vorhin ab, um eine Vorleſung zu halten. Die iſt nun vorbei, und meine Gedanken ſind wieder bei meinen Lieben.

Lebe wohl, und wenn du meiner denkſt, wenn ſchöne Träume in dir blühen, ſo laß mich einen Zweig davon haben — eure Briefe ſind jetzt alles, wodurch ich lebe.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Montag, 7. September 1789.

Geſtern abend haben Grießbachs Fremde gehabt, wozu ich auch gebeten wurde; da fand ich die Wiedeburg, die erſt ſeit Mittag angekommen war. Ich fand ſie ordentlich ſchön, ſie kam von euch, ich hätte ihr um den Hals fallen und ſie küſſen mögen; auch war ich noch nie ſo artig mit ihr. Ihr guter Engel gab ihrs ein, recht viel und recht viel Schönes von euch zu erzählen, es war ein gar vortreffliches Geſchöpf. Von dir, Caroline, ſagte ſie, du habeſt anfangs krank ausgeſehen, jetzt aber ſäheſt du geſünder aus als jemals, und man ſähe dir das Wohlbefinden recht an. — Das macht, weil ſie glücklich iſt, ſagte mir mein Herz, ob ich gleich gegen die Wiedeburg das Verdienſt davon auf den Brunnen ſchob, den du jetzt trinkſt. — Verzeih mir dieſe Bemerkung. Ich nehme ſie aus meinem eigenen Herzen, und ſie gibt mir ſo viel Freude.

Sie hat mir auch gesagt, daß ihr Fremde von Kochberg bekommen würdet, möchte es doch nicht Knebel sein und eine unglückliche Großmut es ihm nicht eingeben, euch eure Einsamkeit durch seine Gesellschaft erträglich machen zu wollen. Der Mensch hat gar zu viel Eitelkeit und ein gar zu gutes Herz! Die Wiedeburg will alle Tage bei euch gewesen sein, das ist doch etwas viel! Aber eure Jungfer ist auch alle Tage um euch, und darum möchte ich eure Jungfer doch nicht sein — denn was ist das Licht einem Blinden? und ich sage mir denn auch, daß ihr dann am wenigsten in Rudolstadt seid, wenn diese Leute um euch sind. Ist es nicht so?

Wie habe ich seit vorgestern und gestern mit euch gelebt, und wie lange kommt mir die Zeit vor, daß ich keinen Brief von euch erhalten habe. Es ist doch ein unersättliches Geschöpf, der Mensch. Jetzt, da ich die Woche zweimal Briefe von euch erhalte (und eigentlich viermal, denn meine Briefe an euch geben mir fast soviel Freude, als die ich von euch empfange, weil sie euch mir so gegenwärtig machen), so ist es doch nicht im geringsten besser als vorher, da ihr mir nur einmal in der Woche schriebt, und ich glaube, wenn ich jeden Tag welche von euch zu hoffen hätte, so würde ich es jede Stunde und endlich jede Minute wünschen, bis meine Wünsche alles Briefschreiben unnötig machten. Ich weiß keine glücklichern Augenblicke als die, worin ich euch schreibe oder eure Briefe erhalte. Letzten Sonnabend wurde ich recht gequält, und ich hatte ein paar recht mißvergnügte Stunden. Bis dahin hatte ich eure Briefe richtig allemal vor zehn Uhr vormittags gehabt, nur vorigen Sonnabend blieben sie das erstemal aus bis nach drei Uhr. Ich hatte die Hoffnung schon ganz und gar aufgegeben und mir wegen des Ausbleibens dieser Briefe die unruhigsten Gedanken gemacht. Der Gedanke, daß sie zu spät könnten auf die Post gebracht worden sein, tröstete mich endlich. — Wenn sie geschrieben sind, dachte ich, so haben sie vielleicht den glücklichen Gedanken und schicken sie mir durch einen Expressen.

Vorgeſtern abend konnte ich dem Verlangen nicht widerſtehn, eure Briefe vom vorigen Jahr und die Billetts beſonders, die wir im letzten Sommer und Herbſt miteinander wechſelten, zu durchſtören. Wie lebhaft brachten ſie mir manche Situationen zurück, diejenige beſonders, wo ich mit dem Entſchluſſe kämpfte, euch mein Herz näher zu entdecken. Ach, ihr ahndet meine Seele doch nicht immer! Wie kalt und froſtig ſind manche dieſer Billetts geſchrieben, oder ſcheinen ſie mir jetzt nur ſo? Sie machten mich traurig, denn ich glaubte in dem Augenblick, wo ich ſie las, ihr hättet ſie ſoeben erſt geſchickt und wir ſtünden noch ſo miteinander. Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, ſchlägt mich nieder, die Liebe muß hinter ſich wie vor ſich Ewigkeit ſehen. Es ſind welche darunter, die von Trennung ſprechen, von der Notwendigkeit, entfernt von einander zu leben, in die man ſich fügen müſſe. — War es möglich, daß euch unſer Genius nicht die Hand hielt, als ihr dieſes niederſchriebt? Trennung — ich kenne und ſehe keine andre mehr als diejenige, die uns von allem — und alſo auch von jeder Erinnerung trennt. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben iſt an dieſem einzigen Haare befeſtigt, und reißt dieſes, ſo habe ich nichts mehr zu verlieren.

Aber auch einige Briefe ſind darunter, die mir Mut gaben, da ich ſie empfing, und Genuß, als ich ſie vorgeſtern wieder las. Unſer Abſchied vorigen November wirkte tief, tief auf meine Seele, und ein Billett, das ihr mir damals ſchriebt, hat mir Tränen ausgepreßt. Es war jenes, wo ihr ungewiß wart, wenn ich gehen würde, und die Reiſe nach Erfurt in Vorſchlag gebracht wurde. Ich war wirklich noch nicht entſchloſſen, zu gehen, aber dieſes Billett überführte mich, daß ich zu keiner beſſern Zeit gehen könnte. Es war mir aber doch ſchrecklich, als ich mich zur Reiſe anſchickte, alle meine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als ſie zu Anfang des Sommers geweſen waren, und die ganze Ausſicht meiner Liebe ſchien wieder verfinſtert zu ſein. Sehr teuer war mir auch dein Brief, Caroline, wo du dich über eine Veränderung, die in

unſerm Verhältnis eingeriſſen war, erklärteſt. Dieſer Brief ließ mich tief in deine Seele blicken, und eine neue Hoffnung belebte die meinige.

Eines Abends, als ich zu euch kam, war zwiſchen eurer Mutter (die damals nicht ganz wohl war) und Lotten ein Auftritt vorgefallen, worüber? weiß ich nicht; aber, wie ich kam, warſt du noch ſehr davon bewegt, Lotte, und erzähleſt mir davon. Caroline ging einige Augenblicke weg, ich ſagte dir einiges über das Vorgefallene, und du drückteſt mir die Hand das erſtemal — und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam wieder, das einzigemal, wo mir ihre Erſcheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil ſie nicht wußte, noch wiſſen konnte, was eben geſchehen war, wir es alſo auch nicht fortſetzen konnten. Damals, liebſte Lotte, glaubte ich, in deinem Herzen etwas zu leſen — aber dieſe Stunde kam nicht wieder.

Unſre Caroline D[acheröden] wird jetzt beſſer ſein, als ihr Brief ſagt, will ich hoffen; es iſt kein Datum beigeſchrieben, aber es iſt der erſte, den ſie euch geſchrieben hat. Ich fürchte doch nicht ſoviel für ihre Geſundheit, als du zu fürchten ſcheinſt, Caroline; eure weibliche Natur iſt im ganzen ſtärker als die unſrige, weil ſie weniger widerſteht, und dieſe Zufälle beſonders ſind oft nur an gewiſſe Jahre gebunden. Auch ſetzt ſie ihrem körperlichen Leiden einen bewundernswürdigen Mut entgegen, der ſie nicht unterliegen laſſen wird. Freilich, einſam ſollte ſie nicht ſein, und ihr geſchäftiger, der Freude geöffneter Geiſt ſollte wenigſtens immer Beſchäftigung und einen Gegenſtand um ſich haben. Ihr müßt ihr ja fleißig ſchreiben und ihrem Herzen immer nahe ſein. Ihr könnt ſie geſund machen oder wenigſtens ihren Mut gegen die Krankheit lebendig erhalten.

Montag abends.

Vielleicht lege ich eine Überſetzung von einem griechiſchen Stücke bei; ein Student verſprach, mir dazu zu verhelfen. Auf den

Anacharsis freue ich mich sehr, die Kalb hat mir angelegen, ihn zu übersetzen, aber an so etwas ist jetzt nicht zu denken, wenn ich auch schon an dieser Beschäftigung Geschmack finden könnte. Die Übersetzung der Prinzessin Komnena, wovon doch nur einige Bogen auf meinen Anteil fielen, hat mich herzlich ermüdet. Der Stil ist schlecht und in sehr falschem Geschmack, der Inhalt hat wenig Interesse, und der Geist einer solchen Schriftstellerin gibt immer eine schlechte Gesellschaft.

Ich komme mir jetzt selbst närrisch vor, denn während daß ich an diesem Briefe schreibe — schreibe ich auch an einer Vorlesung für morgen, und es geht darum nicht schlechter, weil die Illusion, daß ihr um mich seid, mich bei heitrer Stimmung erhält. Die Mohammedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mekka, ich werde mir einen Katheder hier anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn dort ist meine Religion und mein Prophet. Aber gute Nacht, ihr Lieben. Morgen erwach ich zu euren Briefen und lege dann vielleicht dem meinigen noch ein Blatt bei. Gebe der Himmel, daß ich recht glückliche Nachrichten von euch erhalte, denn die Sache wird mit der Chère Mère nun abgetan sein. Die große Angelegenheit wollen wir jetzt ja noch ruhen lassen, das versteht sich. Adieu. Adieu.

Mittwoch [statt Dienstag] früh.

Nur noch zwei Worte, meine Teuersten! Ein Korrekturbogen aus der Druckerei wartet und will eilig abgefertigt sein. So gerne, gerne möchte ich euch sagen, wieviel Freude eure Briefe mir gegeben haben — und gleich jetzt zu euch fliegen zu können und euch an mein Herz zu drücken bis in Ewigkeit! O ihr seid Engel —, Engel für mich! Denn was bekümmert mich jetzt noch im Himmel und auf Erden! — Vielleicht bin ich am Mittwoch schon bei euch. Meine Kollegien werden morgen geschlossen — aber pressante Geschäfte halten mich noch vier bis fünf Tage länger. Sowie die letzte Zeile fertig ist, bestelle ich den Wagen. Ihr schreibt nicht,

wie eure Mutter die gegebene Nachricht aufgenommen hat. — Iſt dieſes Schweigen von Bedeutung? Ich kann der guten Mutter nicht helfen. Adieu, meine Teuerſten, adieu.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, 12. [ſtatt 10.] September.

Wieder ein Tag überſtanden, um den ich euch näher bin. — Wie langſam ſchleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich ſchnell wird ſie mir bei euch vorübereilen? Wäre indeſſen die Periode nur da, wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten!

O meine teure Caroline! meine teure Lotte! Wie ſo anders iſt jetzt alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt eure Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Äther, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt nur ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſre Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben imſtande iſt und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der inneren Anmut in der Seele ihres Beſchauers, und großmütig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eigenen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt? Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehn, aber nie, nie als jetzt hab ich in ihr meine Liebe geleſen.

Bewundernswert iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt alles in toter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſre Seele.

Und wie wohltätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur. Wenn uns Leidenſchaft, innrer und äußrer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fodern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nötig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerm Eigentum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unſre ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken, denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehn, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen.

Aber ich laſſe mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich euch doch weit beßre Dinge ſagen könnte. Die Erinnerung an euch führt mich auf alles, weil alles wieder mich an euch erinnert. Auch hab ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigentum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde.

Meine Seele iſt jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beſchäftigt; unſer Leben hat angefangen, ich ſchreibe vielleicht auch wie jetzt; aber ich weiß euch in meinem Zimmer, du, Caroline, biſt am Klavier, und Lottchen arbeitet neben dir, und aus dem Spiegel,

der mir gegenüber hängt, ſeh ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an eurem ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich euch morgen wieder finde, ſchlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von dieſem himmliſchen Paar, verfliegt unſer goldenes Leben!

Nachts.

Es war euch von der Frau von Kalb dieſer Tage ein Beſuch zugedacht; ſie wollte nach Kochberg zu der Stein, und wahrſcheinlich wäre ſie auch nach Rudolſtadt gekommen. Jetzt hat es ſich zerſchlagen, und ſie wird zu Anfang der kommenden Woche nach Kalbsrieth gehen. Mir iſt es lieb, daß ſie nun nicht mehr kommen kann, wenn ich ſchon bei euch bin. Es hätte uns einen ganzen Tag Zwang angetan, und ich bin jetzt in einem recht guten Verhältnis mit ihr, ſo wie ich wünſchte, daß es bleiben möchte. Sie hat auf meine Freundſchaft die gerechteſten Anſprüche, und ich muß ſie bewundern, wie rein und treu ſie die erſten Empfindungen unſerer Freundſchaft in ſo ſonderbaren Labyrinthen, die wir miteinander durchirrten, bewahrt hat. Sie ahndet nichts von unſerm Verhältnis; auch hat ſie, mich zu beurteilen, nichts als die Vergangenheit, und darin liegt kein Schlüſſel zu der jetzigen Stellung meines Gemüts — aber ſie iſt mißtrauiſch, und auch die Freundſchaft kann empfindlich ſein. Ihr begreift alſo wohl, wie wenig ich wünſchen kann, ſie in unſrem Kreiſe zu ſehen, und inſofern müſſen wir uns auch vor der Stein verwahren, die dem Beobachtungsgeiſt der Kalb nachhelfen könnte. — Denn ſo richtig die Kalb ſonſt immer ſieht, ſo irrt ſie gerade ihr Verſtand in Anſehung meiner. Die Kalb macht mich indeſſen doch jetzt etwas verlegen. Das Verhältnis, worin ſie mit ihrem Mann ſich verſetzen will (ich hab euch, denk ich, ſchon davon geſagt) hat mich ihr in

gewiſſem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich es allein ganz weiß und ſie nicht ohne Rat, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie hat ihm darüber ſchon geſchrieben und auch Antwort erhalten, die nun ihre ferneren Schritte beſtimmen muß. Sie verlangte und konnte es auch mit allem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über dieſe neue Lage der Dinge mit ihr beratſchlagen ſolle — aber ſie wollte es entweder heut oder morgen, und weder heute noch morgen noch übermorgen wäre mirs möglich geweſen. Hört ſie aber nun, daß ich vier Wochen in Volkſtädt geweſen und ihr einen einzigen Tag in Weimar abſchlug, ſo muß es ihr, da ſie von einem genauern Verhältnis zwiſchen uns nichts weiß, ſehr empfindlich auffallen. Und bei Gott! Ich konnte dieſe Woche nicht weg. Nun hab ich ihr durch einen Expreſſen geſchrieben und die Propoſition gemacht, auch mit allen Gründen unterſtützt, daß ſie hieher kommen ſoll, und um es ſchicklicher zu können, in Geſellſchaft der Schrötern, mit der ſie gut ſteht, die diskret iſt, und der ſie außerdem ein Vergnügen dadurch macht. Sie ſoll gerade bei mir anfahren und ſonſt keinen Beſuch geben; dies kann ſie auch wirklich ohne alle Gefahr, ſich zu kompromittieren, da es ganz verſchwiegen bleiben kann. Ich bin nun in Erwartung, was der weibliche Senat beſchließen wird — iſt ſie rückſichtsvoll, ſo waſche ich meine Hände, denn ich werde durch die Notwendigkeit und ſie bloß durch ein Vorurteil verhindert.

Freitag abend, [den 11. September].

Die Kalb iſt nicht gekommen und kommt auch nicht. Zum Teil haben mich die Gründe, die ſie mir anführt, überzeugt. Ihre Lage iſt jetzt doppelt delikat, und ſie glaubt nicht, daß die Sache unbeobachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige getan.

Dieſen Nachmittag habe ich ſehr langweilig im Schütziſchen Hauſe zugebracht, wo ich 14 Tage nicht geweſen bin. Gottlob. Die Leute ſind mit wenigem zufrieden geſtellt. Morgen habe ich einen ebenſo langweiligen Abend im Grießbachiſchen Hauſe zu

hoffen, aber morgen bekomme ich Briefe von euch, und das macht mich ſanft wie ein Lamm gegen alle Menſchen.

Körner hat mir heute wieder geſchrieben und auch unſrer Verſtimmung erwähnt; mir ſcheint aber, er iſt auf einer unrechten Spur, ſie zu erklären, und ich werde mich hüten, ihm einen Aufſchluß zu geben, der ihm ſo wenig nützlich als angenehm ſein würde. Mein Brief an ihn enthielt meine Seele nicht, ich gab mir eine Miene von Zufriedenheit, die ich nicht hatte, und wozu er ſich nach dem Vorgefallenen ſelbſt nicht bei mir verſah. Es iſt mir jetzt auf eine Zeitlang viel Freude entzogen, daß ich mein Herz nicht gegen ihn reden laſſen kann — aber wie vieles macht ihr mich vergeſſen!

Gute Nacht, ihr Lieben, gute Nacht. Ich blieb geſtern bis nachts gegen zwei Uhr wach und muß heute das Verſäumte hereinbringen. Möchte ich euch im Traum wieder antreffen. Adieu, meine Teuerſten.

An Gottfried Körner.

Rudolſtadt, den 28. September 1789.

Es iſt erſchrecklich lange, daß ich dir nicht geſchrieben und von dir nichts empfangen habe. Alle möglichen Abhaltungen häuften ſich in dieſen vier Wochen zuſammen; ein Kollegium, das ich zu Ende bringen mußte, meine Reiſe hieher und ein elendes Zahnweh, das mir die erſte Woche, ſo ich hier zubrachte, ganz verdorben hat. Eine ſonderbare Sache, die ich dir ein andermal ſchreiben will und überhaupt ungern ſchreibe, hat mir noch außerdem eine ſtarke Diverſion gegeben. Wie gern hätte ich dich dabei zu Rate gezogen! Sie betrifft Ch[arlotte] K[alb] und mein neues Verhältnis mit L[otte] L[engefeld]; vielleicht wirſt du dir die Hauptſache zuſammenſetzen.

Mit der K[alb] wird es wahrſcheinlich zur Scheidung von ihrem Manne kommen; auf den Brief, den Sie ihm darüber ſchrieb, hat er ſo geantwortet, daß er ihrem Willen nicht Gewalt antun

wollte, und die Hinderniſſe, die er entgegenſetzt, ſind durch einen neuen Brief, den ſie ihm deswegen ſchrieb, ganz widerlegt. Er beruft ſich auf eine Liebe, die ſie ihm nie gezeigt und nie für ihn gefühlt hat, und auf die ſeinige, die ſie nie erfahren hat. Sein Brief zeigt Delikateſſe und Empfindung, aber er iſt ſchlaff und unmännlich und verbeſſert ſeine Sache nicht.

In Weimar bin ich ſeitdem nicht geweſen, daß ich dir alſo von unſrer Sache nichts Neues melden kann. Schicke aber, ſobald du kannſt, etwas von deinen Arbeiten an mich, daß ich es Voigt zeigen kann. Schwierigkeiten hat es poſitiv nicht, und für den Ausgang wollte ich dir ſtehen. Es muß nur abgewartet werden, bis eine Beſoldung, wenn ſie auch klein iſt, vakant wird. Vorher aber muß die Sache zwiſchen Voigt und dir ſoweit berichtigt ſein, daß er ſogleich mit Lebhaftigkeit für dich handelt, wenn ein ſolcher Fall eintrifft, denn es geht hier ſchnell mit Beſetzung der Stellen, weil ſoviele arme Schlucker darauf warten. An einem Titel, der den Onkel befriedigt, wirds am wenigſten fehlen. Es iſt mir eigentlich leid, daß ich vergeſſen habe, dich mit dem Geheimrat Schmidt bekannt zu machen, das iſt der Zerberus, der auf der herzoglichen Schatulle liegt und der ihm wenigſtens die Sache leicht oder ſchwer machen könnte. Ich bin aber leidlich gut mit ihm und glaube, daß ich ihn werde für die Sache intereſſieren können. Mit Voigt aber wünſchte ich dich in einer ordentlichen Korreſpondenz.

Ich muß dir aber auch einige Gründe kontra ſagen, daß du ſie prüfen magſt, weil der Schritt doch einmal nicht zurückgetan werden kann, wenn er geſchehen iſt. Äußre Schwierigkeiten wirſt du ſchwerlich finden, und du für dein Teil wirſt bei dem Tauſch offenbar gewinnen, aber von deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während eures weimariſchen Aufenthaltes nicht müßig zugeſehen und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anſchlag gebracht werden müſſen. Für die Frauen wird ſich ſchwerlich ein Zirkel finden, die Bürgerlichen ſind gar zu erbärmlich, und mit dem Adel geht es nicht lange gut.

Ich könnte dies letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir ſie. Wenigſtens, bis die beiden das Geheimnis gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus ſeinem Umgange zu ſchöpfen, ſtehe ich nicht für unangenehme Szenen. Was dich betrifft, ſo wirſt du hoffentlich die Bekanntſchaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Wert herabſetzen lernen; aber mit aller Vorſicht wirſt du dem allgemeinen Schickſal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der ſich mit dieſen beiden Leuten liierte. Dein engerer Zirkel wird ſich, wie ich vorausſehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einſchränken.

Herder hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit ſeiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erſt abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun ſeine Sache entſchieden war, ſo beſtieg er zum erſten Male die Kanzel wieder, alles kam in die Kirche, ſelbſt von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über ſich ſelbſt, und in Ausdrücken, die ſeinen Feinden gewonnen Spiel über ihn geben, und alle ſeine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde geſungen, mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchſtühlen ausgeteilt wurde. Alles iſt aufgebracht und hat dieſe Komödie äußerſt anſtößig gefunden. — Noch ein Beiſpiel von ſeinem Savoir-vivre. — Bei der Tafel der Herzogin ſprach er vom Hof und von Hofleuten und nannte den Hof einen Grindkopf und die Hofleute die Läuſe, die ſich darauf herumtummeln. Dies geſchah an Tafel und ſo, daß es mehrere hörten. Man muß dabei erinnern, daß er und ſeine Frau den Hof ſuchen und auch vorzüglich durch den Hof ſouteniert werden. Aber genug von dieſen Knabenſtreichen.

Ich mache mir meine Ferien ſo gut zunutze, als ich kann. Es ſind die erſten, die ich erlebe, und es kommt mir wunderlich vor, daß mir eine Zeit vorgeſchrieben iſt, wo ich frei über mich disponieren kann. Kommenden Winter leſe ich die Woche fünf Stunden Univerſalgeſchichte von der fränkiſchen Monarchie an bis auf

Friedrich den Zweiten und eine Stunde publice Geſchichte der Römer, ſo daß ich von Oſtern 1789 bis Oſtern 1790 den ganzen Kurſus der Univerſalhiſtorie durchgemacht haben muß. Wie? das iſt eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein privatum ausfallen und ob etwas Geld dabei zu holen ſein wird. Aber daß mir dieſe Notwendigkeit, Fakta einzuſtudieren, äußerſt wohltut, fühle ich ſchon jetzt — und in wenigen Jahren wird dieſe Anfüllung mit Materialien in meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten merklich gefühlt werden.

Haſt du Voyage d'Anacharsis geleſen? Man macht ſehr viel daraus, und ich bin eben daran, ſie zu leſen, habe aber wichtige Einwendungen dagegen. Dieſe Form wäre vortrefflich, wenn ſie durch ein Genie ausgeführt worden wäre. Dies aber ſcheint nicht der Fall zu ſein. Schon das Bedürfnis, durch eine Introduktion zu ſupplieren, was in der Reiſe ſelbſt nicht hat angebracht werden können, verrät einen ſtümperhaften Plan. Ein Künſtlergenie würde die ganze griechiſche Geſchichte ungezwungen in die Reiſe ſelbſt zu verflechten gewußt haben und zwar mit einer ſolchen Ökonomie, daß jedes nur an der Stelle erwähnt worden wäre, wo es zum Verſtändnis des Nächſtfolgenden gedient und die höchſte Wirkung getan hätte. Dann ſcheint mir auch keine ſtrenge Wahl des Intereſſanten darin ſtattgehabt zu haben; man ſieht, wie mühſam er z. B. die Topographie und dergleichen von einzelnen Inſeln, Städten uſf. zuſammentrug, um dadurch Leben und Wahrheit in ſeine Schilderung zu bringen; aber was liegt uns ſo ſehr an der geographiſchen oder naturhiſtoriſchen Beſchaffenheit von Örtern, die nicht mehr ſind und auch, da ſie waren, nicht viel zu bedeuten hatten. Es iſt ſchon ein großer Fehler, daß die Leſer, für die das Buch geſchrieben iſt, ganze Seiten überſchlagen. Der Franzoſe blickt ſehr ſtark durch und oft der junge Franzoſe; in der Einleitung iſt viel Deklamation.

Ich habe den Livius mit hieher genommen, den ich jetzt zum allererſtenmal leſe, und der mir überaus viel Vergnügen gibt.

Warum habe ich nicht Griechiſch genug gelernt, um den Xenophon und Thukydides zu leſen? Mein eigener Stil iſt noch nicht hiſtoriſch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neuern möchte ich ihn doch nicht gern bilden, am wenigſten nach Gibbon, dem ſo hoch Geprieſenen.

Lebe wohl. Was ich an Briefen verſäumt habe, hole ich nach; tue du ein Gleiches. Ihr ſeid doch geſund und wohl? Ich könnte hier glückliche Tage leben; aber die Arbeiten drücken mich, und über eine Woche war ich wegen Zahnſchmerzen unfähig zu Vergnügen und Arbeit. Grüße Minna und Dorchen, und der letzten bringe ein kleines Verſprechen in Erinnerung. Der Minna ſchicke ich das Blatt für ihr Stammbuch, ſobald ſich eine Muſe meiner erbarmet. Lebe wohl.

An Gottfried Körner.

Rudolſtadt, den 13. Oktober 1789.

. . . Was ich neulich von hiſtoriſchem Stil dir ſchrieb, ſcheinſt du unrecht verſtanden zu haben, oder du haſt nicht alles zuſammengenommen. Das Intereſſe, welches die Geſchichte des Peloponneſiſchen Kriegs für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe für das Genie, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmucks nicht brauchen, um zu intereſſieren. Wir Neueren haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht beikommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz andres Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die

wichtigſte Nation anders?) nicht ſtilleſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt. Iſt eine Geſchichte (von welcher Nation und Zeit ſie auch ſei) dieſer Anwendung fähig, kann ſie an die Gattung angeſchloſſen werden, ſo hat ſie alle Requiſite, unter der Hand des Philoſophen intereſſant zu werden, und dieſes Intereſſe kann jeder Verzierung entbehren. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

[Jena, den 29. Oktober 1789.]

Laß alle rote Billets auf immer unter uns abgetan ſein, liebe Lotte. Von mir haſt du keins mehr zu erwarten, und ich hoffe, daß ich mir von dir keines zuziehen will. Du haſt gegen mich nicht anders ſein können, als du warſt, und wenn ich nicht war, was ich ſein wollte und geſollt hätte, ſo kam es daher, weil ich in einem Falle mit dir bin, ich habe die große Meinung nicht von mir, daß ich auch gleich glaube, was ich wünſche. Ohne Carolinen hätte ich lange mit dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich dir mehr ſein könnte als dein Freund. Soll ich es dir geſtehen? Ich hielt dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte dich gebunden, und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht ganz mehr zu verlöſchen ſein. Vielleicht, wenn mir dieſer Gedanke nicht vorgeſchwebt hätte, würde ich ſchneller in deiner Seele geleſen haben.

Aber dieſe Dinge ſollen uns nicht mehr beſchäftigen. Haben wir uns doch verſtanden und gefunden und gehören uns auf immerdar! — Nur vorwärts, liebe Teure, laß uns ſehen!

Ja, eine ſchöne Harmonie ſoll unſer Leben ſein, und mit immer neuen Freuden ſollen ſich unſere Herzen überraſchen. Unerſchöpflich iſt in ihren Geſtalten die Liebe, und die unſrige glüht in dem ewigen ſchönen Feuer einer immer ſich mehr veredelnden Seele.

O es ist jetzt das einzige Glück meines Lebens, daß ihr mich in einem Herzen der Liebe tragt. Meine Seele kann sich an nichts anders mehr binden — aber auch das ist das Werk unsrer Liebe. Durch euch werden mich auch meine vorigen Freuden wieder interessieren, ohne euch finde ich sie nicht mehr.

Du mußt mir ja viel schreiben, meine Liebe. Jetzt ist es noch an dir, etwas mehr mir zu geben, als ich dir geben kann, aber ich will alles, was du mir mehr schreiben wirst als ich dir, als ein Kapital bei mir bewahren, und es dir einst, wenn ich freier bin, mit recht hohen Zinsen zurückgeben. Ja, du wirst es gewiß, denn du weißt, daß du für meine Freude arbeitest. Deine Seele muß sich in allen ihren Gestalten vor mir verklären, und daß ich dir nahe bin, daß du mich denkst, dies kannst du mir nicht zu oft wiederholen. Ach! immer neu überströmt es mich das Gefühl, daß du mein bist, daß wir einander gehören, daß wir unzertrennlich sind!

Ein Monat, und ich sehe euch wieder; vielleicht nicht einmal so lange. Ich habe euch dann in meinem Zimmer, an dem Ort gesehen, wo ich euch mein einsames Leben lebe, wo eure Gestalten schon längst eingewohnt sind. Ich habe dir auch etwas zu zeigen, was ich gestern bekommen habe und was mir sehr viel Vergnügen gemacht hat; meine Schwester aus Meinungen hat meine Familie gemalt, und diese hat sie mir nun kopiert. Mein Vater und meine Mutter sind ziemlich getroffen, meine Schwestern kann ich nicht beurteilen, weil sie indessen groß geworden sind. Ich bin begierig, ob du die Ähnlichkeit zwischen meinem Vater und mir nicht auch finden wirst. . . . S.

An Caroline.

Jena, den 29. Oktober 1789.

Könnte ich dir doch für das, was du in deinen Briefen mir gabst, Caroline, eine recht heitre schöne Freude zurückgeben. Den schönsten Strahl möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie

Iphigenie, und ihn vor dich niederlegen, das Reinſte in der Natur, rein wie du ſelbſt biſt, und in ſeiner Einfachheit unvergänglich wie deine Seele.

Dein ganzes Weſen bringen mir deine Briefe. Deine ganze liebe Gegenwart ſtrahlt mir darin, und ich glaube, in deine Augen zu blicken, aus denen mir ſo oft deine Seele glänzte. Wie oft haben meine Gedanken dich und meine Lotte umfangen. Ich hänge mich an die lieben Geſtalten, und wie Schatten ſchweben ſie vor mir auf. Süße Stunden der Vergangenheit, und welche werden mich in der Zukunft erwarten? Auch ich, liebe Teure, will an das Schickſal glauben, an die heilige Gewalt im Himmel, die dich auf ihren liebenden Armen trägt. Noch deine Geſundheit, und ich will jetzt nichts mehr wünſchen. O, erhalte ſie mir! Sei ruhig, und du wirſt geſund ſein! Ruhe iſt alles, was du brauchſt — deine Seele umfaßt noch mit zuviel Heftigkeit alles. Wie ruhig könnteſt du ſein, wenn du nur allein in der Wirklichkeit lebteſt. . . . .

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 3. November 1789.

. . . . Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt, Caroline, und ich habe mein eigenes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts verſprach, hat ſich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werte gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urteil übergehen konnte, nicht irret; nie habe ich ſoviel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt und nie dem Verſtand ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirſt mich über mein Selbſtlob auslachen, aber ich ſpreche wie ein fremder Menſch von mir, denn wirklich bin ich mir in

dieſer Arbeit ſelbſt eine fremde und neue Erſcheinung geworden. Es tut mir nur leid, daß du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannſt, weil ſie einige genaue hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe vorausſetzt, die dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie ſo lebhaft, daß jetzt niemand in der deutſchen Welt iſt, der gerade das hätte ſchreiben können als ich. Noch einmal! du wirſt mich auslachen, aber möchteſt du es immer — wenn ich dir nur ſo nahe wäre, es zu ſehen!

Ach! Und wie hat ſich auch dieſes innige Geiſtesvergnügen doch wieder an mein Liebſtes, mein Alles, angeſchloſſen und iſt von euch ſchöner und ſüßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir ſelbſt! Nur daß ich eurer werter bin, daß ich dem Bilde näher trete, das eure Liebe euch von mir machen läßt, nur dieſes iſt es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbſtgefühl wird zu einem lebhafteren Glauben an eure Liebe, und darum vergebe ich es mir auch ſelbſt.

Ach! was für himmliſch ſüße Stunden uns bevorſtehen, wenn wir zuſammen wohnen werden, teure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beſchäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und eure Liebe meinem Geiſte Feuer und Leben borgen wird. Wie viele ſolcher Augenblicke erhöhterer Empfindung habe ich geſtern und heute in toter Einſamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das eurige, verzehren müſſen! Wie viel hätte ich euch in dieſen Stunden geben können und wie viel von euch empfangen! Auch ſelbſt von euch getrennt, wurde meine höchſte Begeiſterung zur Liebe, und ſelbſt meine Geiſtesarbeiten haben euch ſo lieb, daß ſie mich, ohne den Gedanken an euch, nicht entzücken wollen.

Der Chère Mère will ich kommenden Freitag ſchreiben. Nicht ohne Unruhe wird es für mich abgehen, denn eine ſehr zarte Saite iſt es immer, die in mir und in ihr dadurch angeſchlagen werden

muß. Es wird in eurem Verhältnis zu ihr, wie in dem meinigen, eine Veränderung machen.

An den Coadjutor will ich nächstens auch schreiben und ihn geradezu mit meinem Wunsche bekannt machen, in eine bessere Sphäre versetzt zu werden, wo mein Geist von elenden Rücksichten des Gewinns unabhängig wirken kann. . . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 10. November 1789.

. . . . Es freut mich, daß ihr heute doch auch etwas von mir empfangen werdet. Der Bote versprach mir, gegen acht Uhr in R[udolstadt] zu sein. Eure Gründe, warum ich der Chère Mère noch nicht schreiben soll, sind mir ganz einleuchtend; überhaupt ist die Sache nur insofern dringend, als sie ihr nicht länger verschwiegen bleiben würde. Den Brief habe ich noch zu schreiben.

Was ich euch durch den Boten schrieb, ist mir sehr ernst. Ich wünschte sehnlichst, daß wir es überhoben sein könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nötig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden. Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt einen Plan zu einem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Äußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegenteil, ich habe Verlust erlitten, und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind. Meine einzige Hoffnung ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine jenaische Professur nieder. Ich will aber auch im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, und könnte ich nur Wien mit euch gut

vereinigen, ſo wäre mirs nicht leid, in einem halben Jahr es durchzuſetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir drei zuſammen an mehr als einem auserleſenen Platz mit 1000 Talern vortrefflich leben könnten und daß wir dieſe ſo gut als ſchon haben, denn wenn ich meine ganze Zeit in der Gewalt habe und mein Geiſt frei iſt, ſo ſind mir 600 Reichstaler leicht, bloß durch Arbeiten der Schriftſtellerei zu verdienen, denn ich habe ſie in manchem Jahre wirklich mir erworben. Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes läſtige Verhältnis erſpart, und wenn es ja ſein müßte, ſo würde ich mit jedem Jahre fähiger ſein und vorbereiter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl! Wenn ihr meint, ſo will ich noch einen Verſuch machen, der vielleicht durchzuſetzen iſt. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim ſelbſt, ein Etabliſſement verſchaffen, entweder bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg. Sein Bruder muß alles tun, was er will — aber ich fürchte nur, dieſer Bruder kann wenig. In Mannheim würde ich euch auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß ihr mir doch manche Torheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich euch auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich als ein armer Tor, mit einer miſerablen Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin.

Warum fallen mir dieſe Armſeligkeiten wieder ein? Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſrer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß, und wenn mir der Herzog 200 Reichstaler Penſion bezahlt, wie Reinholden, ſo würden wir uns ganz bequem auf 1000 ſtehen. Dieſe 200 müſſen ſich ſchon finden.

Heute, an meinem Geburtstag, habe ich mein erſtes Kollegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir

doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirierte sich auch gleich wieder. Mit dem hiesigen akademischen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich der Professor Heinrich beklagt, daß ihm zu nahe getreten sei, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen wäre. Ich bin, (das ist wahr, aber ich hab es jetzt erst erfahren) ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Teil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das eine bin, das andre notwendig sein muß. Es ist soweit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob ers für sich und auf seine Gefahr getan hat, und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn so lächerlich mir dieses Verhältnis ist, so wenig lasse ich mir etwas zuviel geschehen. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, 14. November [1789].

Seid mir gegrüßt, Teuerstes meiner Seele! Es geht mir ein schöner freundlicher Tag auf, der mir Briefe bringt von euch. Ich habe sie nötig; in unruhiger Sehnsucht nach euch verlebte ich diese lange, diese ewige Woche; in einem glühenden Triebe nach Leben, das nur an eurem Herzen mir beschieden ist, verzehrt sich mein Wesen.

Ihr seid glücklicher als ich. Sanfter und ruhiger genießt ihr die Gegenwart und die Hoffnung, meine Seele bewegt eine heftige Sehnsucht. Die Ruhe flieht mich noch immer im Gedanken an euch — sie schwebt vor mir auf, eine liebliche Gestalt, die ferne Zukunft, aber fest kann ich sie noch nicht halten.

Wohl haſt du recht, Caroline. Sehnſucht iſt kein Leben. Entfernung von euch iſt keines für mich, und Schatten der Einbildung ſind keine Genüſſe. Der Menſch beſitzt nicht, was er nur in ſeiner Seele empfindet. Er muß es herausſtellen in das lebendige Sein und außer ſich anſchauen. So geht es mir mit der Glückſeligkeit unſrer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieſes Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, ſolange ich es nicht in euren Augen leſe, an euren Herzen empfinde.

Für eine genügſame ſtille Seele iſt dieſes Verhältnis eine Quelle des Glückes, für ein Herz, das mit ſeinen Wünſchen nicht über die Gegenwart hinausſtrebt. Die ſüße Überzeugung, daß ihr mein ſeid — daß nichts euch mir entreißen kann, ſollte mir das Leben erheitern. Aber es iſt nicht ſo. Ich kann eine Glückſeligkeit, die ich ſo lebendig wie dieſe erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unſre Einbildung zeitigt ihre Früchte ſo ſchnell, und die Zeit bringt ſie ſo langſam zur Reife.

Ach! und ſo muß ich euch immer die Unruhe mitteilen, die in mir ſelbſt ſtürmt — keine ruhige Freude kann ich euch geben. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, 15. November [1789].

Diesmal belohne ich mich durch einen Brief, den ich an euch ſchreibe, meine Lieben. Es iſt der eilfte Brief, den ich heute ſchreibe. Ich war gerade im Train und machte fort, ſolange es ging. Es iſt mir ordentlich leichter ums Herz, daß einige der ſchwerſten Schulden abgetragen ſind. Die Herrn Butterweck, Guſtav Schilling und Konſorten kommen aber auch in meiner beſten Stunde nicht daran. Ich habe unter andern mehrere Briefe in mein Vaterland geſchrieben. Es ſind dort einige brave Männer, die meine Lehrer waren und die noch viel Vertrauen zu mir haben. Ein gewiſſer Profeſſor der griechiſchen Literatur, Naſt, bei dem ich

das Griechiſche lernte (oder vielmehr lernen ſollte), machte mir die Propoſition, ob ich nicht mit ihm in Geſellſchaft eine deutſche Ausgabe der griechiſchen Tragiker unternehmen wolle. Meine Iphigenie ſcheint ihm hohe Begriffe von der griechiſchen Gelehrſamkeit ſeines ehemaligen Schülers erweckt zu haben. Ich vermute, daß ihm dieſes Projekt ſehr am Herzen liegen mag, und ich freute mich, daß ich ihm ſeinen Wunſch erfüllen konnte. Zum Unglück blieb ſein Brief an mich ſieben Monate bei dem vergeßlichen Menſchen, dem Profeſſor Schütz, liegen, und vor fünf Tagen erſt kam er in meine Hände. Was der gute Mann in Stuttgart von mir denken mag!

Ich habe euch zweimal nacheinander ſo düſtre und unruhige Briefe geſchrieben. Sie waren der Abdruck meiner damaligen Geiſtesſtimmung, aber ich finde doch, daß [ich] ſie nicht hätte fortſchicken ſollen. Sie machen euch unruhig meinetwegen, und ihr leidet vielleicht in eben dem Augenblicke, wo mir leichter geworden iſt. Das iſt überhaupt ein übler Umſtand beim Briefſchreiben. Das Gemüt ändert ſich oft ſchneller, als der Brief an Ort und Stelle kommt, und man weiß den andern in einem Irrtum, den man ihm ſelbſt gegeben hat, ohne ihn ſogleich wieder daraus reißen zu können. Bedenkt dieſes einmal für allemal, meine Lieben, wenn ihr Briefe von mir empfangt. Glaubt keinem als dem, der heiter geſchrieben iſt. Schreibe ich traurig, ſo bin ich es längſt nicht mehr, wenn ihr es leſet.

Ach! es iſt nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erſcheinungen um mich her ſo unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menſchen und den Dingen den tiefen Abſtand nicht verzeihen, in welchem ſie zu dem himmliſchen Ideal meiner Liebe ſtehen. Und daß ſie ſich doch eindrängen in unſern Kreis und uns an einer Glückſeligkeit hindern, die ſie nicht fähig ſind, uns zu erſetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menſchen und Schickſal.

Alle dieſe trüben Geſtalten werden mir in eurem Anblick verſchwinden. Euch vor meinen Augen, eures Beſitzes mir bewußt, werde ich mich mit allem, was mich umgibt, verſöhnen und den dürftigen Erſcheinungen um uns her von der ſchöpferiſchen Glut meiner Seele Strahlen und Leben borgen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das eure Liebe auch ſchon in fernen Ahndungen mir gewährt, in meiner Seele ſich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reicher und unerſchöpflicher — ach, die Liebe iſt das einzige in der Natur, wo auch die Einbildungskraft ſelbſt keinen Grund findet und keine Grenze ſieht. Nur in euch zu leben und ihr in mir — o das iſt ein Daſein, das uns über alle Menſchen um uns her hinwegrücken wird. Unſer himmliſches Leben wird ein Geheimnis für ſie bleiben, auch wenn ſie Zeugen davon ſind.

Du kannſt fürchten, liebe Lotte, daß du mir aufhören könnteſt zu ſein, was du mir biſt. So müßteſt du aufhören mich zu lieben! Deine Liebe iſt alles, was du brauchſt, und dieſe will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das iſt eben das höchſte Glück in unſrer Verbindung, daß ſie auf ſich ſelbſt ruhet und in einem einfachen Kreiſe ſich ewig um ſich ſelbſt bewegt — daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu ſein oder weniger von Euch zu empfangen. Unſere Liebe braucht keine Ängſtlichkeit, keiner Wachſamkeit — wie könnte ich mich zwiſchen euch beiden meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch beide, für jedes von euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter euch — und immer liebevoller kommt ſie von einem zu dem andern zurück — derſelbe Lichtſtrahl — laßt mir dieſe ſtolzſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden widerſcheint aus verſchiedenen Spiegeln.

Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen

in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.

Wie schön ist unser Verhältnis gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele.

Nur dein Schicksal, meine Caroline, ist es, was mir Unruhe macht. Ich kann dieses trübe Verhältnis noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas drüber mit der Notwendigkeit aussöhnen, daß du mit B[eulwitz] allein lebst. Von diesem Jahr kannst du die Hälfte bei uns zubringen, und die kleine Zwischenräume der Trennung machen es erträglicher. Aber mein Bleiben in Jena läßt sich nur nicht gut mit der ganzen Sache vereinigen, und ich habe es nicht einmal in der Gewalt zu bleiben, wenn sich vorteilhaftere Aussichten für mich öffnen sollten. In Jena könnte ich es im nächsten Jahre noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß, was ich vom Herzog erhalte, wenn es äußerst glücklich geht, und dieses reicht nicht hin, denn es ist noch nicht alles mein, was ich einnehme, leider! Was noch mangelt, kann ich im nächsten Jahr noch nicht hoffen, durch vieles Kollegienlesen zu ersetzen. Dies ist erst in zwei Jahren möglich. Ich muß mir also schlechterdings durch einen beträchtlichen fixen Gehalt helfen, und eben darum arbeite ich auch jetzt so ernstlich an dieser Angelegenheit. Es wäre schrecklich, wenn das nächste Jahr, wie dieses, vorübergehen sollte. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, 23. November 1789.

Was du mir von meiner Situation in Jena schreibst, daß ich hier gar nicht an meiner Stelle bin — o, das fühle ich leider lebhaft genug.

Daß ich auch nicht hier bleibe, weiß ich; nur, fürchte ich, werde ich noch das ganze folgende Jahr hier ausharren müssen: teils um bei dieser Gelegenheit, docendo nämlich, mich in der Geschichte mehr umzusehen, teils auch wegen meiner Heirat.

Aus dem Briefe vom Coadjutor, den ich beischließe, siehst du, daß ich bei ihm einen Schritt getan habe. Sage mir nun deine Meinung, ob ich es dabei bewenden lasse oder das, was er von Mainz sagt, für einen Wink nehmen soll. Von ihm kann ich alles erwarten, wenn er anfangen wird zu können. Dann — möge der Himmel seinen Segen dazu geben — dann, denke ich, ist für mich gesorgt! Was du von Berlin schreibst, ist aus meinem Herzen genommen; aber die Schwierigkeiten dürften mir jetzt noch unübersteiglich sein. Vor dem Verdiensterwerben würde ich mich bei besserer äußerer Lage und Muße so sehr nicht fürchten, wenn ich nur nicht unglücklicherweise, um sie zu erwerben, schon in der Lage sein müßte, wozu die Verdienste mir erst verhelfen sollen. Auf das Frühjahr verlange ich von Weimar eine Erleichterung; Besoldung werde ich es wohl nicht nennen können, und ich kann von Glück sagen, wenn es zweihundert Taler sind; mehr als hundert Taler habe ich gar nicht zu erwarten.

Länger als zwei Jahre kann dieses prekäre Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich ist. Nur muß ich sie noch durch irgend ein gründliches Produkt — Gott verzeih mir diese Lästerung an der Kunst! — in ihren Verwendungen für mich unterstützen. Unterdessen, hoffe ich, sollen sich meine Memoires gut halten, die mir nicht so sehr viel Mühe kosten. Ich höre überall,

auch von Göschen, der neulich hier war, daß sehr starke Nachfrage darnach sei. Mauke will mir acht Bände des Jahres drucken, wenn ich sie ihm schaffe; und wenn ich mehr Gehilfen finde, die mit dem halben Honorar zufrieden sind, so komme ich recht leicht zu sechshundert Talern. Eine Diversion von meinem Hauptstudium macht mir diese Arbeit ohnehin nicht.

Mit meiner geringen Anzahl von Auditoren ist es im ganzen doch sehr natürlich zugegangen, weil ich zuletzt angeschlagen habe, wo die Studenten alle Dukaten, über die sie in diesem Winterhalbjahr disponieren können, schon bestimmt gehabt haben. Sehr großen Schaden tut mir Loder, der ein Kollegium liest, welches nicht allein Mediziner hören. Jede Wissenschaft muß Brotwissenschaften weichen. Mein publicum ist ziemlich voll. Indessen gestehe ich, daß aller Eifer mich verlassen hat — und daß es mich reut, soviel ich Haare auf dem Kopfe habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit zu verfolgen. Äußeren Sporn hatte ich zu anhaltendem Fleiße nicht mehr nötig. Der Himmel wird noch alles zum besten wenden. Lebe wohl. M[ina] und D[orchen] grüße ich herzlich. Den Brief des Coadjutors schicke mir mit deiner nächsten Antwort zurück. Bist du dafür, daß ich mich an den Kurfürsten von Mainz wende, so schreibe mir doch seinen Titel auf. Hier darf ich niemand fragen.

Dein S.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 27. November 1789.

Wie froh bin ich immer, meine Lieben, wenn es Freitag abends ist. Meine Vorlesungen für die Woche sind dann geendigt, ich kann euerm Andenken ungestörter leben, und der nächste Morgen bringt mir eure Briefe. Wie oft hat mich in diesen Tagen die Resignation schon gereut, euch nicht hier zu sehen. Überzeugt

haben mich eure Gründe und die meinigen, aber wieviel fehlt, daß ſie mein wünſchendes Herz befriedigt hätten. Daß ich euch nur Momente ſehen und die ſchnelle Trennung mir deſto ſchmerzlicher ſein würde — dies war der wichtigſte Grund, warum ich mich darein ergab. Der Tag, an dem ich euch nach W[eimar] unterwegs weiß, wird ein unruhiger Tag für mich werden. Meine Gedanken werden euch begleiten. Als ich jenen Weg machte, den ihr machen werdet, waret ihr doch für mich ſchon in der Welt. Wir hatten einander geſehen, um uns nicht wieder zu vergeſſen. Eure Geſtalten folgten mir nach W[eimar], aber ſie ſagten meiner Hoffnung noch nichts, und ohne euch lag der Weg des Lebens vor mir! Wieviel kann in zwei Jahren mit einem werden! Fünf Wochen ſind jetzt ſeit unſrer Trennung vorüber — ich fühle wohl, wie die Zeit flieht, aber immer ſcheint es mir, als wollte ſich an der großen Zeitſtrecke nichts verringern, die wir noch zurücklegen müſſen, ehe wir am Ziel unſrer Wünſche ſind. Es geht mir damit wie mit Hallers Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieſer traurigen Zeitſumme ab, und ſie bleibt immer ganz vor mir liegen. Aber dieſe Tage und Wochen gehen deſto gewiſſer von dem Frühling unſers Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahin ſtirbt. O, ich legte nie ſoviel Gewicht auf mein Leben, als ſeitdem ihr der Inhalt davon ſeid, ſeitdem ich weiß, warum ich es habe und womit ich es ausfüllen ſoll.

Lange, meine Teuerſten, habe ich mich zwiſchen ſtreitenden Entſchlüſſen herumgeworfen, wie ich es mit meinem Schickſal halten ſoll — ob ich den Plan nach Mainz verfolge oder jetzt noch ruhig dem Gang der Umſtände zuſehe! Nun bin ich beſtimmt — vorausgeſetzt, daß die einzige Bedingung erfüllt wird, unter welcher ich meinem Entſchluß getreu bleiben kann. Ich will noch einige Jahre hier aushalten, aber dies kann nur dann geſchehen, wenn Lotte mit mir lebt; und nur die Gewißheit, daß dies geſchieht, kann mir mein jetziges Daſein erleichtern. Ich wüßte bei

Gott nicht, wie ich es sonst ertrüge! Keinen hellen Blick in die Zukunft, und dieses rastlose Verlangen in meinem Herzen! — Wenn ich bloß die Klugheit fragen wollte, so sollte ich freilich vorher abwarten, bis die Umstände sich zu meinem Vorteil verändert hätten, und bis ich, wie man sagt, in Ordnung wäre. Aber ich könnte über dieser Klugheit zugrunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden heftigen Zustand nicht aus, und zu meiner Tätigkeit selbst ist es nötig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfs in Genüssen des Herzens erhole. Meine Aussichten selbst, soweit ich sie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüts verzögert, weil mich diese für alle Wirksamkeit verschließt, und weil mir der erfreuende Genius nicht zur Seite schwebt, ohne den alles unser Streben umsonst ist.

Auf Ostern verlange ich von dem Herzog zu Weimar eine Erleichterung. Besoldung werde ich es wohl nicht nennen können. Ich zweifle sehr, ob es nur 200 Reichstaler sein werden, denn der Herzog muß sie aus seiner Schatulle geben. 150 Reichstaler sind alles, worauf ich rechne. Eben soviel kann ich für Vorlesungen im ersten Jahr rechnen, weil ich nur ein Kollegium lese. Dazu schlage ich für schriftstellerische Arbeiten, meine Memoires, die Thalia und den Merkur 400 Reichstaler, worauf ich nach dem geringsten Anschlag ganz gewiß zählen kann. Dies wären 700 Reichstaler in allem. Kann dann die chère mère noch etwas dazu geben, so ist gut, aber mit 700 Reichstalern können wir in den ersten Jahren, wo wir uns noch gar nicht einrichten, leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich ganz positiv nicht in Jena bleibe. In zwei Jahren, vom nächsten Sommer an gerechnet, ist entweder in Mainz oder in Berlin etwas für mich entschieden. Auf einen Platz bei der Akademie in Berlin rechne ich noch sehr, nur müssen erst einige zweckmäßige Schritte dazu geschehen. Aber alles wird mir schwerer, solang sich das Leben nicht außer mir erheitert, solange sich meine Seele in unbefriedigter Sehnsucht verzehrt.

So ist mein Gemüt gestellt. Überlegt nun mehr, wie wir es einzurichten haben, um dieses Ganges gewiß zu sein. Aus diesem Grunde habe ich gewünscht, daß es mit eurer Mutter berichtigt wäre, weil wir sie sonst auf den Frühling zu sehr pressieren. Und durch Briefe allein kann es nicht geschehen, weil deine Gegenwart in Rudolstadt dazu nötig ist, Caroline. Ich möchte auch nicht gern, daß meine und deine Angelegenheit zu gleicher Zeit auf sie einstürmten. Ihr müßt indessen am besten wissen, wie es mit ihr einzurichten ist.

Für dich, meine teure Lotte, ist es immer ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirst du dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unsrer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug sein werden, aber so wenig ich, ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang, den du hier findest, eine traurige Leerheit bei dir zurücklassen wird. Auch unabhängig von mir, das fühle ich recht gut, sollte eine gewisse leidliche äußere Existenz dich umgeben, und ich fürchte sehr, ob du diese finden wirst. Unglücklich wird diese Entbehrung dich nicht machen, aber fühlen wirst du sie doch, und mir wird es nicht entgehen. Du wirst mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen — aber ich baue auf die Liebe.

Adieu, meine Geliebtesten! Ich erwarte mit Sehnsucht, was ihr mir auf diesen Brief antworten werdet. In Weimar werdet ihr die Frau v. Kalb sehr krank finden, wie die Wiedeburg (die eben hier ist) mir sagt. Sie spricht von einem Frieselfieber, doch, hoffe ich, wird es größer und schlimmer gemacht werden, als es ist. Ich habe lange nichts von der Kalb gehört, und durch andre kann ich nicht gut Nachricht von ihr erhalten. Wenn ihr in Weimar angekommen seid, so erkundigt euch doch nach ihrem Befinden, und hätte es Gefahr, so laßt es mich bald wissen.

Wie freut es mich, teure Lotte, daß du wieder besser bist und daß ich dich gesund weiß, meine Caroline. Ich bin es auch und

werde es immer mehr werden, wenn das Wetter mir mehr Bewegung zu machen erlauben wird. Schicke mir doch dein Tagbuch von der Schweizerreise, liebe Lotte. Ich möchte dich gern in jenem Zeitpunkt kennen lernen.

Es machte mir Vergnügen zu lesen, daß meine Niederländische Geschichte in Gentlemans Magazin rezensiert ist und daß sehr viel Schönes davon gesagt wurde. In England wünschte ich längst bekannt zu sein, und vielleicht folgt jetzt eine Übersetzung meiner Geschichte auf diese Ankündigung.

Meine Teuersten, lebt wohl. Ich fühle euch an meinem Herzen.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 30. November 1789.

Dank euch, o allen Dank der Liebe, meine Teuersten, daß ihr kommt, daß ich euch sehen werde, daß ihr mir mehr hieltet als, ich hoffte. O, ich werde euch sehen — wär es auch nur auf Minuten, ich werde sie an eurem Herzen durchleben. Mit euch — o, wie hab ich diese süße Wirklichkeit so nötig, eure liebe himmlische Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückseligkeit! — Daß auch ihr diese Sehnsucht teilt, die alle meine Gedanken, alle, zu euch wendet, in allem nur euch mich suchen und erkennen läßt — o, wie viel Freude gibt mir diese Gewißheit, wie machte sich alles Leben in mir rege! — Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und euch, euch von ihm erflehen!

Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unsrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner, ich fühle, wie alles Streitende in mir in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höhern schönern Wohlklang dahinfließen. Was wird es sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid,

ihr, meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen atmen kann!

Könnten wir uns ebenso leicht in unsre Liebe einschließen, als sie uns genug ist zu unserer Glückseligkeit für immer und ewig. Warum können wir es nicht? Warum darf uns die Welt ein Gut vorenthalten, das sie mit allem, was sie Teures hat, nicht erhöhen kann?

Von eurem Vorschlage nichts, bis wir uns sehen — und doch möchte ich diesem kurzen eilfertigen Wiedersehen auch nicht gern einen Augenblick rauben. In einem Kusse, in einer Umarmung, in einem Blicke auf eure lieben Gestalten möchte ich es genießen. . . . .

An Lotte v. Lengefeld.

Jena, den 8. Dezember 1789.

Dieses freundliche Wetter wird auch dir Heiterkeit bringen, meine Lotte. Es erhellt meine Seele — Sonnenblick und Hoffnung begleiten einander gerne. Mich verlangt zu hören, wie dein zweiter Besuch bei der Kalb abgelaufen ist. Nur, meine Liebste, laß dich von der Gefälligkeit und Freundschaft, die sie dir immer mehr beweisen wird, nicht zu Hoffnungen verleiten, als könntest du dir wirklich eine Freundin in ihr erwerben. Ich muß hier den Apfel der Zwietracht zwischen euch werfen, aber ich kann nicht anders. Die Kalb kann dich nicht lieben, selbst wenn sie es noch so sehr wollte. Gewisse Dinge verzeihen sich niemals; liebtest du nach mir einen andern, und ich machte die Entdeckung, daß du mich nie geliebt hättest, ich könnte es mir durch keine Anstrengung abgewinnen, der Freund dieses andern zu sein. Weibliche Seelen sind ebensowenig dieser Großmut fähig. Die Kalb ist in ihren Neigungen hartnäckig; ihr Betragen gegen dich bringt mich fast auf den Gedanken, daß sie mein Verhältnis zu ihr noch nicht ganz aufgegeben hat — und dieses Verhalten gegen dich ist vielleicht

der Anfang eines neuen Planes. Irre ich mich auch, ſo haſt du nichts dabei zu verlieren, wenn du mir folgſt. Ich brauche nicht deutlicher gegen dich zu ſein.

Ich wünſchte, mehr en detail zu wiſſen, was man über unſer Verhältnis in Weimar ſpricht. Schreibe mir doch, was du davon erfährſt, ausführlich. Vielleicht plumpt die Schmidt gegen dich damit heraus — ſie möchte den Leuten gern immer etwas Angenehmes ſagen. Wenn ſie alſo etwas zwiſchen uns vermutet, ſo ſpricht ſie gewiß gegen dich viel von mir.

Ich habe ſchon gedacht, wie es vielleicht möglich wäre, unſre Vereinigung auf das Frühjahr durch Goethen zu befördern, und die Idee wird mir immer annehmlicher, je mehr ich darüber nachdenke. Auf einen fixen Gehalt, der mir von Oſtern ausgeworfen wird, kommt alles an bei der Chère Mère. — Wie wär es nun, wenn wir uns G[oethe] anvertrauten, ſo daß er ſich für unſer Verhältnis intereſſiert, daß es ihm gleichſam in die Hände gegeben wird. Er wird nicht ohne Anteil dafür ſein, und in ſolchen Sachen Vertrauen zu erfahren, mitwirken zu können, ſchmeichelt einem jeden; G[oethe] beſonders iſt nicht ohne Sinn für Verhältniſſe von der Art. Er würde ſein Intereſſe daran auch vielleicht dem Herzog mitteilen, und wenn die 200 Reichstaler die Sache ausmachten, ſo ließe ſich der Herzog vielleicht dazu bringen, beſonders da ich auch ohne das auf eine Beſoldung Anſpruch machen könnte. Überlege dieſes mit Linen — und wenn ihr etwas Gutes davon hofft, ſo ſchreibe mir, wie ihr ohngefähr glaubt, daß es anzufangen wäre. Ob es angeht für euch, G[oethe] und die St[ein] zugleich in euer Vertrauen zu ziehen — dies iſt freilich eine Frage.

Was wirſt du mir auf meinen vorigen Brief antworten, teure Liebe? Ich bin voll Verlangen. Ach! wir müſſen dieſes Frühjahr zuſammen leben! Nur dieſe Hoffnung erhält meinen Mut. Gerne will ich dann allen Schwierigkeiten entgegengehen. Ich drücke dich an mein Herz, liebſte Teuerſte! Tauſend Küſſe bringt dir dieſer Brief. — Ach, daß ich euch nur auf einen Augenblick

umarmen könnte! Liebſtes, Teuerſtes! leb wohl. Leb wohl. Wann werde ich wieder Briefe von euch haben?

Sprich doch mit dem Botenmädchen, daß ſie immer bei euch anfrägt, ehe ſie zurückgeht. Leb wohl, lieber Engel!

S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 12. [ſtatt 13.] Dezember 1789.

Ich wollte dir von meiner Heiratsgeſchichte nichts ſchreiben, weil über die Zeit und die Einrichtung ſelbſt bisher nichts entſchieden war. Zwar iſt auch jetzt noch nichts entſchieden; aber ich möchte ſehr gern deine Meinung über die Maßregeln hören, die wir nehmen wollen. Ich kam vor einer halben Stunde von Weimar zurück, wo ich mich mit beiden Frauen über unſern Plan beſprochen habe; bei meiner Ankunft finde ich deinen Brief und will ihn ſogleich beantworten.

Es iſt mir gar lieb zu hören, daß auch dir vor dem Univerſitätsweſen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an dich nur nicht gerade herausſagen, daß mir dieſe Exiſtenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umſtänden, die von dem Profeſſorleben unzertrennlich ſind, daß ſie mir herzlich entleidet iſt; wäre ſie mit nur ein wenig erheblichen ökonomiſchen Vorteilen verknüpft, ſo wollte ich mich darein ergeben, wie jeder andre in ſein Amt, und wie du ſelbſt in deine kollegialiſchen Geſchäfte. Aber dieſes iſt nicht und kann in den nächſten drei, vier Jahren auch nicht werden. Ich habe keinen großen Glauben an die Générosité meines Herzogs, kann es ihm auch nicht zumuten, etwas Beträchtliches für mich zu tun; und bei 100, 200 Reichstaler Penſion habe ich ganz und gar keinen Vorteil. 200 Reichstaler ſind alles, was ich mit einiger Sicherheit für zwei Vorleſungen in jedem halben Jahr jährlich rechnen kann; und um dieſe zwei Vorleſungen leſen zu können, müßte ich noch den ganzen nächſten Sommer auf

die Ausarbeitung eines zweiten Kollegiums verwenden. Du begreifst, daß ich diesen Fleiß nach dem mäßigsten Anschlag noch einmal so hoch in schriftstellerischen Arbeiten ausbringen kann. Es ist also von seiten meiner Ökonomie gar nichts, was mich in Jena halten kann. Aber es ist ein wichtiger Grund vorhanden, der mich davon wegzieht, und dies ist meine Heirat.

Fürs erste mag und will ich die Lengefeld nicht in die fatale jenaischen Verhältnisse hineinziehen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann; ich würde sie und mich den größten Plattitüden aussetzen. Dann sind wir auch Weimar zu nahe, wo die Lengefeld mit dem Adel sehr verflochten ist; und einige Verbindungen müßten fortdauern, welche mit ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Kontrast machten und in unserem Leben eine immerwährende Disharmonie unterhielten. Dies sind aber Nebengründe, auf die ich nicht so sehr achten würde, wenn nicht wichtigere hinzukämen. Die Mutter wird sich äußerst ungern von ihrer Tochter trennen, weil sie bis jetzt darauf rechnen konnte, sie in Rudolstadt zu verheiraten. Die Heirat mit mir zerstört diesen ganzen Plan der Mutter, der zwar noch nicht in Richtigkeit gebracht ist, aber zwischen beiden Teilen vorbereitet worden und kein Hindernis hat als die Lengefeld selbst und unsre Verbindung. Die Mutter nahm ihren Plan zurück, sobald sie sah, daß er bei der Tochter nicht durchgehen könnte, aber die Entfernung ihrer Tochter wird ihre Zufriedenheit mit unserer Heirat sehr vermindern. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter bald auch die Entfernung der andern zur Folge haben würde, denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen, und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältnis bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm, und ihre Mutter ahndet dieses schon längst und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel — aber es fehlt ihm an Delikatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr

Geiſt als er und eine ganz eigne Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht iſt. Dieſem übeln Verhältnis wird abgeholfen, wenn wir, die Lengefeld und ich, mit Beulwitz und ſeiner Frau zuſammenleben. Er und ich ſtehen gut und vertragen uns gut miteinander; und wenn die Beulwitz nicht auf die Geſellſchaft ihres Mannes eingeſchränkt iſt, ſo geht auch mit ihr alles beſſer. Im Hauſe haben wir Platz; es ſind zwei Häuſer aneinander, die Kommunikation haben, und ſeitdem die Mutter nach Hof gezogen iſt, iſt Platz für uns geworden. Ich brauche bloß 300 Reichstaler in die Ökonomie zu geben, 200 Reichstaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ohngefähr ebenſoviel brauche ich für mich. 500 Reichstaler ſind mir notwendig, aber auch hinreichend, und dieſe denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Die Einnahme von den Memoires bleibt mir apart; und wenn die Memoires im Gang ſind, wenn ich drei oder vier brauchbare Mitarbeiter dazu beiſammen habe, ſo iſt meine Arbeit ſehr gering dabei und die Einnahme immer 300, 400 Reichstaler.

Unſer Plan war alſo dieſer. Ich verlange auf Oſtern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Profeſſur nieder. (Kann ich es dahin bringen, daß man mir erlaubt, ein Jahr zu privatiſieren, um meine Niederländiſche Geſchichte zu beendigen, ſo kann ich dieſen gewaltſamen Schritt vermeiden, und im Verweigerungsfalle gibt dieſe Niederländiſche Geſchichte einen ſehr anſtändigen Vorwand meines Austritts ab, auch für das Publikum.) Mein Vater iſt alles, was ich eigentlich zu ſchonen brauche; denn nachteilige Folgen kann dieſer Abgang von Jena darum nicht für eine künftige Verſorgung haben, weil meine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit fortgeht, weil ich bei dem Studium der Geſchichte beharre und in vier bis fünf Jahren mein Verdienſt in dieſem Fache allgemein anerkannt ſein muß. Zugleich ſuche ich einige Verbindungen in Mainz, Berlin und Göttingen zu unterhalten, die, durch hiſtoriſche Schriftſtellerei unterſtützt, mir immer einen Weg offen halten müſſen, wenn es ſein muß,

Verſorgung zu finden. Auf die Akademie in Berlin rechne ich noch immer. Alſo bloß meinen Vater habe ich zu ſchonen, weil dieſer meinen Plan nie goutieren wird und auf Jena alle ſeine Hoffnung geſetzt hat. Um dieſen zu beruhigen, muß ich das Vermögen Lottchens etwas größer machen, als es iſt, und mit den Prinzen von Rudolſtadt einige Verbindungen eingehen, die meinen Aufenthalt in Rudolſtadt auf eine gewiſſe Art notwendig zu machen ſcheinen. Die Prinzen ſind jetzt mit Beulwitz in der Schweiz; auf der Hinreiſe haben ſie meinen Vater kennen lernen, und dies wird nun benutzt. Der älteſte Prinz muß ihm ſchreiben, ſobald es dahin kommt, und ich werde von meiner Seite alles ins beſte Licht zu ſetzen ſuchen. Ohnehin muß ich mir, ſei es von welchem Hofe es wolle, einen Charakter geben laſſen; und ſo etwas wirkt, auch auf meinen Vater, und es trägt mit dazu bei, meinen Austritt von hier etwas anſtändiger zu machen. Ich zöge alſo, ſobald dieſe Präliminarien berichtigt ſind, nach Rudolſtadt, und die Heirat geſchähe dann auch gleich. Ohngefähr vier, fünf Jahre rechne ich dazubleiben, und in dieſer Zeit würde ich die Geſchichte überhaupt durchſtudieren und einige Teile daraus vorzugsweiſe bearbeiten. Schon allein meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten müſſen mich durch alles, was darin intereſſant iſt, hindurchführen. Die Thalia gäbe mir aber auch Gelegenheit für dichteriſche Arbeiten und Philoſophie. Doch ich verſpare es auf einen andern Brief, von meinem literariſchen Plan zu ſprechen.

Warum wir die Mutter der Lengefeld bis jetzt mit dieſer ganzen Sache noch nicht bekannt gemacht haben, iſt darum geſchehen, weil wir ihr die ganze Angelegenheit erſt vorlegen wollen, wenn ſie von allen Seiten durchdacht und fertig iſt; denn da ſie immer glauben wird, ihrer Tochter ein Opfer zu bringen, ſo würde ſie zuviel bei der Anordnung zu ſagen haben wollen. Sie iſt es indeſſen, die bei dieſem Plan am meiſten gewinnt, weil ihr Aufenthalt in Rudolſtadt über ihre Hoffnung dadurch verbeſſert wird.

Ich habe dir nun, glaube ich, das Hauptſächlichſte geſagt, denke

dich in meine Lage und ſage mir deine Meinung aufrichtig. Bei mir iſt dieſes von einem entſcheidenden Gewicht, daß ich vier, fünf Jahre in einer glücklichen Lage meines Geiſtes und Herzens privatiſieren und meinem Geiſte diejenige Stärke und Reife geben kann, die mir allein bei einem zweiten öffentlichen Auftritt die nötige Sicherheit verſchaffen kann — und dann iſt doch ſchriftſtelleriſche Ausbildung das Höchſte, wonach ich zu ſtreben habe. Wie kann ich aber als Schulmeiſter auf einer Univerſität dahin gelangen? — Du wirſt auch darin meiner Meinung ſein: daß, wenn ich einige Jahre privatim zugebracht und einige wichtige Schriften vollendet habe, meine Bewerbungen in Mainz und Berlin von ganz anderem Nachdruck ſein werden, als wenn ich ſie jetzt täte, wo mir ſowohl der äußere entſchiedene Kredit als die innere Sicherheit noch mangeln.

Lebe wohl. Die Poſt geht ſogleich. Ich erwarte mit Ungeduld dein Urteil über dieſe ganze Angelegenheit. Die Sache iſt delikat; um ſo reifer muß ſie überlegt werden. Herzliche Grüße an Minna und Dorchen.

An Frau Luiſe v. Lengefeld geb. v. Wurmb.

Jena, den 18. Dezember 1789.

Wie lange und wie oft, ſeit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir ſelbſt geſtritten, ob ich es wagen ſoll, Ihnen zu geſtehen, was ich jetzt nicht mehr zurück halten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigſte Freundin, ſich jetzt alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich ſprach; ich ſelbſt muß mir jedes Ihrer Worte zurück rufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in dieſem Augenblicke Mut und Hoffnung zu faſſen. Es gab Augenblicke, unvergeßlich ſind ſie meinem Herzen, wo Sie mich vergeſſen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hauſe ſei, ja wo Sie unter Ihren Kindern auch mich mit zu zählen ſchienen. Was Sie damals ohne

Bedeutung ſagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange ſchon kein andrer Wunſch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden. Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Äußerungen in volle ſelige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieſes Geſtändnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen ſein. Seit dem erſten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Geſtalt nicht mehr verlaſſen. Ihr ſchönes edles Herz hab ich durchſchaut. In ſo vielen froh durchlebten Stunden hat ſich ihre zarte ſanfte Seele in allen Geſtalten mir gezeigt. Im ſtillen innigen Umgang, wovon Sie ſelbſt ſo oft Zeugin waren, knüpfte ſich das unzerreißbarſte Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich dieſen Eindruck vielleicht bekämpfen ſollen, da ich noch nicht vorherſehen konnte, ob Lottchen auch die Meine werden kann? Ich hab es verſucht, ich habe mir einen Zwang vorgeſchrieben, der mir viele Leiden gekoſtet hat, aber es iſt nicht möglich, ſeine höchſte Glückſeligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu ſtreiten. Alles, was meine Hoffnungen niederſchlagen könnte, habe ich in dieſem langen Jahre, wo dieſe Leidenſchaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen, aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe und kann ich Sie, Verehrungswürdigſte, lebendig davon überzeugen, ſo iſt nichts mehr, was gegen das höchſte Glück meines Lebens in Anſchlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmernis der Mutter um das Glück ihrer Tochter, und glücklich wird ſie durch mich ſein, wenn Liebe ſie glücklich machen kann. Und daß dieſes iſt, habe ich in Lottchens Herzen geleſen.

Wollen Sie, teureſte Mutter, o laſſen Sie mich bei dieſem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausſpricht — wollen Sie das Teuerſte, was

Sie haben meiner Liebe anvertrauen? Meine Wünſche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünſche Ihrer Tochter ſind, wenn wir uns beide in dieſer Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menſchen danken kann. Sie werden glücklich ſein in der Glückſeligkeit Ihrer Kinder. Unſre Dankbarkeit wird geſchäftig ſein, Ihr Leben zu verſchönern und Ihnen das Geſchenk der Liebe durch Liebe zu erſtatten.

Ich erlaube mir keine weitre Erklärung, bis Sie über die Wünſche meines Herzens entſchieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, ſo werden keine Hinderniſſe von außen ihm im Wege ſtehen. Mit welcher Unruhe und Sehnſucht erwarte ich von Ihnen den Ausſpruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigſten Ehrfurcht und Liebe.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 21. Dezember 1789.

Die Kalb hat mir heute geſchrieben, mir aber gar nichts merken laſſen, als wüßte ſie, daß ich in Weimar geweſen ſei. Vielleicht hat ſie es auch nicht erfahren. Ich habe ihr ſogleich geantwortet; lieber zehen Briefe ſchreiben als einmal ſelbſt kommen. Von euch ſchreibt ſie, daß ſie euch nicht ſo oft ſähe, als ſie es wünſche, weil ſie noch nicht ausgehe. Ihr habt mir ein[en] Wink von ihr ausgerichtet, jetzt beſtelle ich einen ähnlichen an euch, aber befolgt ihn ja, wie ich ihn befolgt habe. Ich habe ihr geſchrieben, daß ihr gerne mit euch ſelbſt lebtet. In Rudolſtadt hättet ihr dieſes lernen müſſen, und jetzt wär es euch zur Natur geworden. Neue Freundſchaften werdet ihr wohl nicht knüpfen. Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — daß ihr euch ja nicht von irgend einem heiligen Chriſt engagieren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum

im Zimmer aufrichten, weil [ich] eurentwegen um den Grieß-bachiſchen komme. Eure Grüße an Paulusſens, meine Lieben, will ich heute abend noch beſtellen.

Von unſrer Angelegenheit nichts mehr, bis wir einander ſprechen. Morgen könnte ich einen Brief von Rudolſtadt haben, wenn die Chère Mère ſehr ſchnell geweſen wäre. Ich erwarte ihn erſt auf den Sonnabend, euch wird ſie indeſſen wohl umſtändlicher ſchreiben.

Ach! wie gut iſt es, meine liebe Lotte, daß du in der Schweiz nicht zur Hofdame worden biſt! Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen, von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Projekt mißlingen!

Goethen habe ich nicht geſehen, auch noch nichts von ihm gehört. Ich würde mich freuen, wenn ich ihm mehr ſein könnte.

Meine Liebſten, den Augenblick geht die Poſt. Ich umarme euch mit herzlicher Liebe. Adieu. Adieu.

An Frau Luiſe v. Lengefeld.

Jena, den 22. Dezember 1789.

Meinen innigſten unausſprechlichſten Dank, verehrungswürdigſte teuerſte Mutter, für die ganze Glückſeligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir geben. Wie kann ich mit Worten dafür danken? Meine Seele iſt tief bewegt und zu ſehr, um Ihnen mit aller Faſſung jetzt zu ſchreiben. Aber ich kann in dieſem Augenblick der Freude nicht ſchweigen, und ich mußte die Fülle meines Herzens gegen Sie ausſtrömen! O, wie erhöhen Sie noch das Geſchenk, das Sie mir geben, durch die Art, womit Sie es tun! Dieſes großmütige Vertrauen, womit Sie mir Lottchens Glück übergeben — wie vermehrt es meine grenzenloſe Verpflichtung gegen Sie! Glauben Sie, daß ich es fühle, was Sie mir anvertrauen, und was es Sie koſten mußte, alle Ihre Ausſichten für Lottchens Glückſeligkeit auf meine Liebe allein einzuſchränken. Aber

ich fühle es nicht weniger lebhaft, daß Sie nie, nie Urſache finden werden, dieſes Vertrauen zu bereuen.

Ein glänzendes äußres Glück kann ich ihr weder für jetzt noch fürs künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in vier, fünf Jahren in den Stand geſetzt ſein werde, ihr ein angenehmes Leben zu verſchaffen. Sie wiſſen, worauf alle meine Ausſichten beruhen: bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längſt ſchon kennen, aber mein Fleiß iſt auch hinreichend, uns ein ſorgenfreies Daſein von außen zu verſchaffen.

Mit 800 Reichstalern können wir in Jena leidlich gut ausreichen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man ſich in den erſten Jahren gleich zu helfen wüßte. 300 Reichstaler ſind mir eine ſichre Einnahme von Vorleſungen, die mit jedem Jahre ſteigen wird, ſo wie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150 bis 200 Reichstaler kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umſonſt gedient habe, nicht verſagen. Da er dieſes Geld aus ſeiner Schatulle geben muß, ſo wird er freilich etwas hart daran kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dieſes kleine Opfer gewiß bringen. Neben dieſen 400 bis 500 Reichstalern bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Reſſource geweſen iſt, und welche ſich mit jedem Jahre verbeſſert, da die Arbeiten mir leichter werden und man ſie mir auch immer beſſer bezahlt. Ehe ich nach Jena kam, hatte ich bei ſehr wenigem Fleiß doch alle zwei Jahre zwiſchen 800 und 900 Reichstaler mir erworben. Eben dieſes kann ich auch noch jetzt, und ohne mich anzuſtrengen; dabei habe ich keinen einzigen Glücksfall gerechnet, durch den ich es noch einmal ſo hoch bringen könnte. Ein ſolcher Glücksfall wäre es, wenn meine Unternehmung mit den Memoires einſchlüge, welche mir einen fortlaufenden jährlichen Gehalt von 400 Reichstalern ſicherte, faſt ohne alle eigene Arbeit. Aber ich bringe jetzt nichts in Anſchlag, worüber das Glück erſt entſcheiden muß. Sie ſehen aus dem bisherigen, daß mir mein

Verhältnis mit der hiesigen Akademie (im Fall der Herzog nur etwas weniges für mich tut) 400 Reichstaler — und meine Schriften ebensoviel eintragen; und mit 800 Reichstalern können wir leben.

Ich leugne nicht, daß mir das Jahr 1790 merklich schwerer werden wird als alle folgenden, weil ich in diesem Jahre alles das erst neu ausarbeiten muß, was nachher für immer getan ist. Folgte ich bloß der Klugheit, so würde ich in diesem Jahre noch an keine Vereinigung mit Lottchen denken. Aber wie kann ich dieses ganze Jahr von meiner Glückseligkeit verlieren? Ich darf und will es Ihnen nicht beschreiben, meine teuerste Mutter, wie schmerzlich mir schon das vergangene durch meine Trennung von allem, was ich liebe, geworden ist. Selbst zu meinem Fleiße ist es eine wesentliche Bedingung, daß mein Herz genießt, und in meiner Vereinigung mit Lottchen werden mir alle meine Beschäftigungen leichter werden. Dieses fühlen Sie. Ich brauche nichts hinzuzusetzen.

Was ich Ihnen hier vorgelegt habe, gilt nur von den ersten Jahren. Ich bin nicht ohne Aussichten, und ein Ruf auf eine andere Akademie wird mein Gehalt in Jena verbessern. Wenn ich mich selbst erst in dem neuen Fache, das ich mir gewählt, mehr vollendet habe, so kann es mir ohnehin nicht leicht fehlen. Ich mag Ihnen nur Lottchen nicht zu weit wegführen, ich bin selbst zu sehr an Ihr ganzes Haus gebunden, sonst würde ich in Jena mein Glück nicht aufsuchen. Ich lege Ihnen diesen Brief von dem Coadjutor bei, der alles für mich tun wird, sobald er kann, und dies letzte kann jeden Tag geschehen.

Morgen schreibe ich an den Herzog von Weimar und werde Ihnen höchstens in acht Tagen dezisiv schreiben können, ob und was er für mich tun wird. Vertröstet er mich auf das Jahr 1791, so lege ich Ihnen einen neuen Vorschlag, bloß für das Jahr 1790, vor, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird und den der Herzog auch gewiß gern genehmigt.

Wie viel, Teuerſte, Verehrungswürdigſte, hätte Ihnen mein dankbares Herz noch zu ſagen, aber es werden ſchöne Stunden kommen, wo es ſich gegen Sie ganz entfalten wird. Mit innigſter Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der Ihrige.

An Herzog Georg v. Meiningen.

Jena, den 22. Dezember 1789.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Eure Herzogliche Durchlaucht haben mich durch Übertragung einer Profeſſur bei der Akademie in Jena zu der höchſten Dankbarkeit verpflichtet. Mein einziges Beſtreben wird dahin gerichtet ſein, das gnädigſte Vertrauen, das Eure Durchlaucht in mich ſetzen, durch meinen Fleiß und meinen Eifer zu rechtfertigen. Aber ehe ich mich dieſer Gnade noch habe würdig zeigen können, muß ich Ihre Güte, gnädigſter Herr, durch eine neue Bitte mißbrauchen. Ich bin auf dem Wege, eine Heirat zu tun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht; mit einem Fräulein v. Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeiſterin in Rudolſtädtiſchen Dienſten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt, und ich ihr ſonſt gar keine äußerlichen Vorteile dafür anzubieten habe, ſo wünſchte ich, ihr dieſes Opfer durch einen anſtändigen Rang in etwas zu erſetzen oder weniger fühlbar zu machen. Durch zwei Silben, gnädigſter Herr, können Sie meinen Wunſch erfüllen, und dieſes Geſchenk würde aus den Händen Euer Herzoglichen Durchlaucht einen vorzüglich hohen Wert für mich haben. Ich fühle, wie kühn meine Bitte iſt, da ich kein Verdienſt aufzuweiſen habe, welches mir Anſprüche darauf geben könnte; aber Ihre Gnade, gnädigſter Herr, kann mir Verdienſte leihen, die ich mir erſt in der Zukunft erwerben ſoll.

Nur ein grenzenloſes Vertrauen zu Ihrem wohlwollenden Herzen, das ſich gegen meine Familie ſchon tätig gezeigt hat, gab mir den Mut, dieſe Bitte an Euer Durchlaucht zu wagen. Ich erſterbe mit der tiefſten Verehrung Euer Hochfürſtlichen Durchlaucht untertänigſt treu gehorſamſter

Friedrich Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 24. Dezember 1789.

Ich bin jetzt voll Erwartung, lieber Körner. Vorgeſtern erhielt ich die Einwilligung von der Mutter, einer vortrefflichen Frau! Geſtern ſchrieb ich an den Herzog um eine Erleichterung. Man ſagte mir, daß ich es beim Herzog wohl würde durchſetzen können, und mißriet mir deswegen den Schritt, von dem ich dir in meinem letzten Briefe geſchrieben habe. In Weimar wird ſeit einiger Zeit allgemein von meinem Verhältnis mit Lottchen geſprochen, und der Herzog ſelbſt ſondierte die Stein darüber. Sie geſtand es ihm und da er es billigte, ſo ließ ſie ein paar Worte von Penſion fallen, die er nicht ganz abwies. Er hat ſeine Freude an ſolchen Dingen, und der Lengefeld iſt er ſehr gut. Ich habe große Hoffnung, daß etwas für mich geſchehen wird. Einige Jahre, ſeh ich ſchon, muß ich das akademiſche Leben ſchon noch mit anſehen, wärs auch nur, um die Mutter und meinen Vater zu beruhigen. Indeſſen ſtirbt entweder jemand, den du weißt, oder es öffnet ſich mir ſonſt eine vorteilhafte Ausſicht.

Mit 800 Reichstaler kann ich hier recht artig leben. Gebe mir der Herzog 200 und ich erwürbe durch vier Vorleſungen des Jahres nur 200, das wenigſte, was ich rechnen kann: ſo wären es ſchon 600 mit den 200, die mir die Mutter jährlich zuſchießen kann. Durch Schriftſtellerei will ich mir wenigſtens ebenſoviel als bisher erwerben, da mir in jeder Woche zwei Tage ganz frei und zuſammengerechnet zwei Monate Ferien im Jahre bleiben. Sind

meine Vorleſung[en] einmal ausgearbeitet, ſo iſt jeder Tag ganz mein eigen. Ich hoffe alſo auch ſchon im erſten Jahre mit Abzahlung der Schulden einigen Anfang machen zu können. Schlägt die Unternehmung mit den Memoires ein und kann der Verleger im Jahre, wie der Plan iſt, acht Bände verſchließen, ſo iſt mir dieſes ein Objekt von 100 Louisdors, ohne daß ich mehr Arbeit habe, als etwa 18—20 Bogen eigene hiſtoriſche Arbeit und die Korrektur. Ich ſehe der Zukunft ziemlich ruhig entgegen; fleißiger werde ich ſein als in meiner bisherigen Lage, weil ich ruhiger und glücklich in mir ſelbſt bin. An Kollegiengeld ſind mir jetzt doch acht Dukaten bezahlt, und die meiſten zahlen erſt gegen Neujahr; ſo ſchlecht alſo auch mein erſtes privatum ausgefallen iſt, ſo iſt es doch nicht ganz leer und gibt mir beſſere Hoffnung fürs künftige. Mehr als einige Jahre werde ich dieſe Exiſtenz wohl nicht aushalten; aber gewinne ich auch nichts, als daß mir das Ganze der Geſchichte dadurch geläufiger wird, ſo will ich dieſe zwei, drei Jahre nicht für ganz verloren halten.

Mein Gemüt iſt jetzt in einer ſehr großen Bewegung, wie du mir gerne glauben wirſt. Die ſchnelle und ſo edle Einwilligung der Mutter rührte mich ſehr; ſie muß viele Plane und Hoffnungen aufopfern und alles im Vertrauen auf mich und meine Liebe. Beulwitz ſchrieb mir kürzlich aus Genève, und auch von dieſer Seite wird ſich ein gutes Verhältnis anknüpfen. Könnte ich nur Lottchen hier in Jena eine angenehme Exiſtenz bereiten. Ich muß mich faſt ganz allein auf Paulus und ſeine Frau einſchränken, und zum Glück lieben die Frauen einander ſehr. Wenn ich mich von allen anderen hieſigen Verhältniſſen frei erhalte, ſo vermeide ich wenigſtens Plattitüden.

Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miete auch die übrigen Zimmer auf derſelben Etage. Meine Hausjungfern wollen ſich dazu verſtehen, den Tiſch zu beſorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. So brauche ich zu unſerer Bedienung niemand, als eine Jungfer für Lottchen; ich behelfe mich

mit meinen bisherigen Leuten. Da ich alle Möbel im Hause haben kann, so brauche ich mich auch nicht einzurichten; welches überhaupt nicht ratsam wäre, eh ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht; und was ich zu meiner eigenen Equipierung brauche, ist wohl das meiste. Göschen gibt mir 400 Reichstaler für einen Aufsatz über den 30jährigen Krieg im Historischen Kalender. Die Arbeit ist leicht, da der Stoff so reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen ist. Diese 400 Reichstaler kommen mir gar gut um diese Zeit. Einige Bände Memoires, die ich zugleich übersetzen lassen will, Vorschüsse von der Mutter und etwas Fixes vom Herzoge, das mir Bertuch vorschießen muß — dieses zusammen schafft mir doch gegen 1000 Taler in die Hände, womit ich schon recht gut anfangen kann.

Schreibe mir bald und sage mir, ob dich meine jetzige Lage freut und befriedigt Ein andermal wollen wir von unsern Entwürfen reden. Grüße mir Minna und Dorchen. Lebe wohl.

An Gottfried Körner.

Jena, den 27. Dezember 1789.

Mein letzter Brief hat dir gesagt, daß ich mich doch entschlossen habe, die erstern Jahre noch hier zuzubringen. Zur Beruhigung der Mutter muß ich diesen Weg vorziehen, weil ich ihr nicht so überzeugend, als es mir ist, dartun kann, daß ich durch meinen Abgang von der Universität von meinen künftigen Aussichten nichts verlöre. Hier kann ich freilich eine bessere Versorgung auf eine anständigere Art abwarten und vielleicht mit besserm Erfolg einleiten, als wenn ich ohne ein sicheres Brot bin und ihrer mehr nötig zu haben scheine. Dem Herzog habe ich um eine Pension geschrieben und erwarte nun jeden Tag die Entscheidung. Sie mag aber ausfallen, wie sie will, so ändert sie nichts an meinem Entschluß. Gibt er mir einige 100 Reichstaler, so kann ich ohne

Anſtand hier leben und werde mich auch nicht eben mit Kollegien überhäufen. Verſagt er mir die Penſion, ſo bleibe ich deswegen doch hier, leſe aber gar nichts oder nichts als ein einziges Kollegium. Habe ich alle meine Zeit für mich, ſo komme ich ohne Penſion aus und gewinne an Unabhängigkeit und Intereſſe der Beſchäftigung, was ich etwa an Bequemlichkeit des Erwerbes dadurch verliere. Es kommt alles darauf hinaus, ob ich die zwei erſten Jahre, in jedem 600 Reichstaler, gewiß erwerben kann; denn mit 800 Reichstalern kann ich ohne Anſtand hier leben. Daß mir jenes nicht ſchwer werden wird, begreifſt du, auch wenn es bloß durch die Thalia geſchähe. Den Gewinn der Memoires rechne ich noch gar nicht. Schlagen ſie ein, ſo habe ich etwas, wovon Schulden bezahlt werden können.

Ich hoffe, die Mutter auch in dem Falle zu beruhigen, wenn der Herzog auch jetzt nichts für mich tut. Auf jeden Fall aber hat ſie kein Veto in Rückſicht auf die Zeit meiner Trauung, denn was Lottchen erhält, iſt väterliches Vermögen und ganz unabhängig von dem Willen der Mutter. Du kannſt es alſo für etwas Entſchiedenes halten, daß unſre Verbindung nach Oſtern vor ſich geht. Entweder im Mai oder Junius, nicht ſpäter.

Ich zähle mit Zuverläſſigkeit darauf, daß ich in zwei, höchſtens drei Jahren eine, wäre es auch akademiſche, Stelle erhalte, wo mich ein fixer Gehalt über alle Sorgen ſicher ſtellt und wobei mich eine beſſere Bekanntſchaft mit der Geſchichte, die ich unterdeſſen mache, auch in der Arbeit erleichtert. Ich werde auch außer Mainz und Berlin noch an einig[en] andern Plätzen Konnexionen ſuchen und unterhalten. Wegen der nötigen Einrichtung am Anfang bin ich nicht in Sorgen. Vieles kann die Mutter Lengefeld in dieſem Stück uns erleichtern. Möbel ſchaffe ich mir nicht an; auch brauche ich bloß das Nötige, und dies iſt hier nicht ſoviel. Aus meinem letzten Brief wirſt du dieſes erſehen haben. Wenn wir ganz iſoliert hier leben, ſo kann ich mir die hieſige Exiſtenz leidlich denken. Mit Paulus bin ich genau liiert. Die Beulwitz

und aus Weimar die Stein bringen schon einige Abwechselung in unseren Umgang. Wie wenig ich für mich ihn brauche, weißt du ohnehin. Unsere bloße Korrespondenz gibt mir mehr, als hier die Reinholds und Hufelands mir geben.

Lebe wohl. Ich habe noch einen Brief von dir zu erwarten, den du mir versprochen hast. Minna und Dorchen viele Grüße von mir und von den beiden. Adieu.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, [3. Januar 1790.]

Ich bin noch immer in Weimar unter euch, ihr Lieben, und mir ist sonderbar zu Mut, daß ich diesen Abend nicht auf das bewußte Kaffeehaus gehn soll. Ich hätte einen solchen Gang sehr nötig, um mich von den Menschengesichtern wieder zu erholen, die ich heute sah. Bei meiner Ankunft fand ich ein Billett von dem Lorbeerkranz, worin mir zum Neujahr gratuliert wurde. Man hoffte darin, daß ich ihm dieses Jahr eine Freundin schenken und einen Freund erhalten würde. Das erste so gewiß als das zweite. Wie nah legte es mir der Lorbeerkranz, mit der erwarteten Neuigkeit herauszurücken, aber die Mühe war umsonst. Ich fand noch Briefe von Körnern, von Hubern und aus Meiningen von meiner Schwester. Huber hat meine Entwürfe auf Mainz vermutet und muntert mich auf, sie zu verfolgen. Es sei eine Professorstelle in der Geschichte vor kurzem erledigt worden und trage 1400 Gulden Gehalt. Wenn dies auch jetzt nicht zu spät käme, so würde ich es doch nimmermehr wählen.

Von Meiningen erfahre ich eine Nachricht, die mich betrübt. Meine Mutter ist wahrscheinlich tot, ein Brief vom 22. Dezember sagt sie ohne Hoffnung. Deinen Brief, liebe Lotte, sieht sie nicht mehr, aber einen Brief von mir, worin ich von unsrer Verbindung schreibe, hat sie wahrscheinlich noch erlebt. Ich bin froh, daß sie ihres schmerzvollen Lebens los ist, aber ich denke ihrer mit Rührung,

und es ſchmerzt mich, daß ſie nicht mehr iſt. Ein Band, das mich an die Menſchen knüpfte, und das erſte meines Lebens war, iſt zerriſſen. Sie liebte mich ſehr und hat viel um mich gelitten. Auch meines Vaters wegen tut mir dieſer Zufall wehe. Er ſieht ſich in ſeinem 67. Jahre allein. Er hat viel an ihr verloren. Meine Mutter war eine verſtändige gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menſchen, die ihr nichts angingen, unerſchöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer ſtillen Reſignation ertrug ſie ihr leidenvolles Schickſal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte ſie mehr als alles andere. Ich fühle, wenn ich an ſie denke, daß die frühen Eindrücke doch unauslöſchlich in uns leben. Ich darf mich nicht mit ihr beſchäftigen.

Lebt wohl, meine Teuerſten. Ich umarme euch mit Liebe. Lina und Humboldt grüßt herzlich von mir; auch Karln grüßt. Adieu! Morgen finde ich Briefe von euch; von Rudolſtadt habe ich nichts vorgefunden. Lebt wohl, meine Lieben.

An Gottfried Körner.

Jena, den 6. Januar 1790.

Ich ſchrieb dir das letztemal, daß ich dem Herzog um eine Penſion ſchreiben wolle. Dies iſt auch ſogleich geſchehen und in wenigen Tagen entſchieden worden. 200 Reichstaler, wie ich vermutete. Was ich nicht vermutete, war, daß der Herzog ſelbſt fühlen würde, daß dies wenig ſei. Den Tag, nachdem ich ihm geſchrieben, ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille, und ohne jemand anders zu ſehen als Lengefelds. Er erfuhrs aber und ließ mich holen, ſagte mir, daß er gern etwas für mich tun möchte, um mir ſeine Achtung zu zeigen, aber mit geſenkter Stimme und einem verlegenen Geſicht ſagte er, daß 200 Reichstaler alles ſei, was er könne. Ich ſagte ihm, daß dies alles ſei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt ſich, ſeitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen

den Tag darauf bei der Stein zu Mittag, da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unsrer Heirat hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon, und man sieht, daß er Anteil daran nimmt. Der Stein sagte er auch: Er freute sich sehr, wenn er etwas für mich tun könnte, aber er sähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächsten Gelegenheit gehen. Darin könnte ers getroffen haben, aber die Gelegenheit muß wenigstens so vorteilhaft sein, daß er selbst mich entschuldigt. Der Coadjutor sagte neulich der Stein auch, daß er mich einmal gewiß in Mainz haben würde. —

So stehen jetzt die Sachen. Was meine Pension anbetrifft, so werde ich nicht nötig haben, sie mir vorschießen zu lassen. Ich kann, was ich an Geld brauche, durch meine Memoiren zwingen. Mit Bertuch stehe ich in gar keiner Geldabhängigkeit; im Gegenteil, er hat mir noch die berühmte Frau zu bezahlen. Nun bin ich in Erwartung, ob ich es bei der Mutter durchsetze, daß wir uns noch diesen Winter trauen lassen. Die äußerlichen Hindernisse sind gehoben, und meine Aussichten werden auf Ostern nicht besser sein als jetzt.

Die Post geht sogleich. In meinem nächsten Brief mehr. Grüße Minna und Dorchen. Lebe wohl.

An Johann Kaspar Schiller.

Jena, den 7. Januar 1790.

Wie willkommen, liebster Vater, war mir Ihr letzter Brief, und wie nötig war er mir! Ich hatte den Tag zuvor die traurige Nachricht von Christophine erhalten, daß die Umstände meiner liebsten Mutter sich so sehr verschlimmert hätten. Und welche gesegnete Wendung hat diese langwierige Krankheit jetzt genommen. Wenn in dem künftigen Regimen vitae der liebsten Mutter Vorsicht beobachtet wird, so sind ihre langen vielen Leiden mit der Quelle gehoben. Dank sei der gütigen Vorsicht, die uns die liebe

teure Mutter unſrer Jugend rettet und erhält. Meine Seele iſt von Rührung und Dank bewegt. Ich mußte ſie für auf immer für uns verloren halten, und ſie iſt uns wieder geſchenkt worden!

Ich war in Weimar unter den Weihnachtsferien, als die beiden Briefe von Meinungen und der Solitude ankamen, und nur der erſte wurde mir nachgeſchickt. Wie zerriß es mein Herz, daß meine teuerſte Mutter das Glück ihres Sohnes nicht mehr erleben ſollte. Ich hoffe, liebſter Vater, der Brief, den ich vor ungefähr drei oder vier Wochen an Sie abſchickte und worin ich Ihnen von meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld Nachricht gab, iſt jetzt in Ihren Händen, und er hat etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen. Der Herzog intereſſiert ſich ſehr für meine Heirat. Ich war kürzlich bei ihm und habe eine jährliche Penſion von 200 Reichstalern von ihm erhalten; die ſchöne Art, womit er dieſelbe gab, muß ihren Wert bei mir erhöhen. Lottchen, die mit ihrer Schweſter dieſen Winter in Weimar zubringt und ihn dort öfters bei Hofe ſpricht, begegnet er mit ſehr viel Teilnahme und Achtung.

Daß ich auch jetzt ſchon darauf denke, meine Umſtände immer beſſer zu machen, können Sie nicht mißbilligen. Ich bin mir ſelbſt ſchuldig, alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch die äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meinen jetzigen Umſtänden darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbeſſerung zu ſtreben. Ich betrachte meine jetzige Verſorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreis, und dieſen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen.

Vielleicht kann ich Ihnen ſchon in einem Monat ſchreiben, daß ich getraut bin. Äußerliche Hinderniſſe gibt es jetzt keine mehr; wenn meine Schwiegermutter mit der Einrichtung ihrer Tochter bis dahin fertig iſt, ſo kann die Verbindung vor ſich gehen. Sonſt iſt Oſtern der längſte Termin. Werden Sie meinen Wunſch wohl genehmigen, und mir die Nanette hieher ſchicken? Jetzt, da die liebſte Mutter beſſer iſt, wird es weniger Schwierigkeiten damit haben.

Ich lege Ihnen einen Brief von meiner künftigen Frau bei, die ſich unbekannterweiſe Ihre Liebe ausbittet. Sie iſt jetzt Ihre Tochter und gewiß eine gute Tochter, die Ihnen Freude machen wird.

Der Himmel ſegne Sie mit tauſendfältigem Segen, beſter Vater, und ſchenke meiner teuren Mutter ein heitres, ſchmerzenfreies Leben. Darum bittet mit vollem Herzen

Ihr

gehorſamer und ewig dankbarer Sohn

Fritz.

Meinen lieben Schweſtern tauſend Grüße!

An Lotte v. Lengefeld.

Jena, den 8. Januar 1790.

Die Zweifel, die du dir aufwirſt, mein Liebe, ob du mir auch wirklich das ſeiſt, was du wünſcheſt, enthalten einen ſtillen Vorwurf gegen mich, ob ich gleich weiß, daß du mir keinen machen wollteſt. Dieſe Zweifel hätteſt du nicht, wenn meine Liebe für dich einen lebhaftern Ausdruck gehabt hätte, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was du meinem Herzen biſt. Aber dieſe Zweifel werden bei dir aufhören, wenn du mich ganz kennſt, wenn du mit meinem Weſen vertraut genug geworden biſt, um zu wiſſen, in welche Sprache ſich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe iſt ſtill, wie mein ganzes übriges Weſen — nicht aus einzelnen raſchen Aufwallungen, aus dem ganzen Zuſammenklang meines Lebens wirſt du ſie kennen lernen. Es wird noch ein ſchönes Studium für uns beide geben, bis wir einander abgelernt haben, welche Saite am willigſten und am wohlklingendſten tönt, bis jedes von uns die zarten Stellen im Herzen oder in der Laune des andern kennt, durch die man ſich am gefälligſten berührt und am wenigſten fehl geht. Ich ſehe voraus, meine Liebe, daß wir noch allerlei Erfahrungen übereinander machen werden, die eine

ſchöne Beſchäftigung für uns verſprechen. Schon allein dieſes, daß jedes von uns da ſeine Wünſche anknüpft, wo das andre reich iſt, dieſes zu lernen iſt keine ſo leichte Kunſt, aber ſie belohnt augenblicklich und unausſprechlich. Ich könnte dich auf allerlei Eigenheiten in mir vorbereiten, aber lieber will ich ſie von dir ſelbſt finden laſſen. Deine Blicke in meine Seele müſſen dein eigen ſein, was du ſelbſt entdeckſt, wirſt du deſto glücklicher und deſto feiner anwenden. Irre dich nicht an den ſeltſamen Geſtalten meiner Seele, die oft in ſchnellen Übergängen wechſeln. Sie haben mit unſerer Liebe nichts zu tun. Dieſe ſchnelle Beweglichkeit meiner Seele iſt eine Eigenheit in mir, daran du dich nach und nach gewöhnen mußt. Wie freue ich mich der Zukunft, die uns alles dieſes mit einem ſanften Lichte unvermerkt aufhellen wird.

Heute iſt dein Brief an meine Mutter fortgegangen. Es wird ein glücklicher Augenblick für ſie ſein, wenn ſie ihn erhält. Ich ſchreibe morgen an die chère Mère und will ſie preſſieren. Ihr müßt es aber auch oder vielmehr Caroline.

Carolinen kann ich heute nicht mehr ſchreiben. Den Augenblick muß dieſer Brief fort, ſonſt wird die Poſt geſchloſſen und ihr erhaltet morgen gar nichts.

Ich ſchließe euch an meine Seele. Ach, ihr ſeid mir immer zur Seite — Leb wohl, meine Liebe. Morgen erhalte ich Briefe von euch. Ich erwarte ſie mit Sehnſucht. Tauſendmal umarme ich dich. Adieu.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, 10. Januar 1790.

Der heutige Tag war ſo freundlich hell, daß es mir eine harte Prüfung gekoſtet hat, meine Liebſten, ihn nicht mit euch zu verleben. Hätte ich etwas früher daran gedacht, ſo hätte ich eine Zuſammenkunft in Kötſchau vorgeſchlagen, und ihr hättet ſie vielleicht angenommen. Ach, ich hätte euch doch geſehen, und ein Strahl

des Lichts hätte mein trübes Daſein hier beſchienen. Ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt ſein. Ich ertrüge es nicht. Oft mache ich mir Vorwürfe über dieſen Mangel an Stärke, an Selbſtändigkeit; Unmännlichkeit würden es andre mit dem gelindeſten Namen nennen. Sonſt war ich mir ſelbſt mehr, weil ich mir alles ſein mußte: meine Wünſche waren genügſamer, und mein eigenes Herz reichte hin, ſie zu ſtillen. Ich umſchlang die Geſchöpfe der Einbildung, dichteriſche Weſen, mit einem Herzen der Liebe, mit einer geſelligen Freude. Das iſt jetzt alles vorbei, meine Liebſten. Im Gedanken an euch, in der raſtloſen Sehnſucht nach euch verzehrt meine Seele alle ihre glühenden Kräfte, und kein andrer Gegenſtand bringt es bei mir auch nur bis zur Wärme. Nie bin ich in mir ſelbſt ſo arm und ſo wenig geweſen als jetzt in der Annäherung zu meinem ſeligſten Glück. Da es noch weiter entlegen war, ging ich ſparſamer um mit den Freuden des Augenblicks und hielt mich feſt an der Hoffnung. Aber in dieſer Stufe der Erfüllung verſchmäht die trunkene Seele das geringere Glück. Die Gegenwart iſt mir nichts mehr, die Freuden der Hoffnung nichts mehr, und doch ſeid ihr mir noch ferne.

Gerne will ich mich ſelbſt verloren haben; reicher und ſchöner werde ich mich aus den Händen der Liebe, aus euren Händen zurück empfangen. Was für ſelige Tage warten auf uns! Alles liegt um uns bereit, was uns glücklich machen kann, denn wir brauchen ja nichts als Vereinigung. Teuerſte meines Herzens! Ach, wie iſt alles bis jetzt ſchöner gegangen, als ich jemals hoffen konnte! Was ich mir kaum in ferner Zukunft als möglich denken konnte, iſt nahe, iſt ſo gut als wirklich! Hätte ich es mir auch nur vor einem Jahr noch geträumt, daß eine ſolche Zukunft mir beſchieden wäre — mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören, der Liebe, die in allen Geſtalten mich umſchweben wird. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O, ich verliere mich im Himmel aller dieſer Empfindungen!

Der Mutter habe ich geſtern geſchrieben und ihr anſchaulich gemacht, wie nichts uns mehr hindert, vereinigt zu ſein, und welche Einrichtung ich treffen werde. Auf den Dienstag erwarte ich ihre Antwort. Heute muß ich abbrechen, meine Liebſten, aber morgen erhaltet ihr wieder etwas. Lebt wohl, Geliebteſte. Meine Seele hängt mit tauſend Küſſen an euch. Wäret ihr bei mir! Adieu.

An Johann Kaspar Schiller.

Jena, den 13. Januar 1790.

Meine zwei letzten Briefe, liebſter Vater, ſind hoffentlich jetzt richtig in Ihren Händen. Ich erwarte mit Ungeduld die Beſtätigung vom beſſern Befinden meiner geliebteſten Mutter. Reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit darüber, und ſchreiben Sie mir mit dem bäldeſten.

Ebenſoſehr ſehne ich mich, von Ihnen zu hören, daß Sie ſich meines Glückes freuen. In vierzehn Tagen laſſe ich mich trauen, hier in Jena. Meine Schwiegermutter will hieher kommen. O daß Sie nicht auch zugegen ſind, liebſte Eltern, unſre Freude zu teilen und uns Ihren Segen zu geben. Meine Schwiegermutter iſt eine vortreffliche Frau, die Sie gewiß verehren und lieben würden, wenn Sie ſie kennen lernen ſollten. Sie liebt mich wie ihren Sohn, und ſie brachte mir kein geringes Opfer, da ſie mir ihre Tochter gab, denn ſie hatte ſchon Ausſichten für ſie, die im äußerlichen Glück unendlich mehr verſprachen, als ich ihrer Tochter anbieten kann. Aber ſie vertraute das Glück ihrer Tochter meinem Herzen an.

Da Sie an meinem Trauungstage nicht ſelbſt zugegen ſein können, liebſte Eltern, ſo ſeien Sie es wenigſtens durch einige Zeilen und erhöhen Sie mir dieſen freudigen Tag durch die Verſicherung, daß Sie meine Freude mit mir teilen.

Der Herzog von Meinungen hat mir mit dem Hofratscharakter ein Geſchenk gemacht, ſo daß ich meiner Frau doch wenigſtens

einen anständigen Rang anzubieten habe, und das was sie verliert, weniger fühlbar wird. Dies konnte mir nicht ganz gleichgültig sein, wenn auch meine Frau und ihre Verwandte sich nicht darum bekümmern.

Ich schreibe diesmal nur in Eile, leben Sie tausendmal wohl, liebste Eltern. Gott schenke meiner guten Mutter und Ihnen allen Gesundheit und erhalte mir Ihre elterliche Liebe. Herzliche Grüße meinen lieben Schwestern.

Ihr ewig gehorsamer Sohn

Fritz.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 13. Jänner 1790.

Die Angelegenheit, worüber ich dir neulich schreiben wollte, und wovon du das Wesentlichste schon errietst, hat sich für den Augenblick zerschlagen. Meine neuen Verhältnisse lassen mich in den nächsten drei, vier Jahren nicht auf ein anderweitiges Etablissement denken. Der Herzog von Weimar hat alles für mich getan, was er kann, und wirklich mehr, als ich erwartete oder mit Billigkeit von ihm verlangen konnte. Dabei hat er aber gegen einen dritten geäußert, daß er zweifle, ob ichs ihm danken würde, und bei der nächsten Gelegenheit erwarte, von mir zu hören, daß ich Jena verlasse. Ich will andern das Spiel nicht verderben, die sich in ähnlichen Fällen einmal an ihn wenden sollten, und will so lange wenigstens hier aushalten, bis eine solche Aussicht sich für mich öffnet, die er selbst mir verdenken würde, auszuschlagen. Dazu kommt, daß meine Schwiegermutter und Schwägerin (ich setze voraus, daß du von meiner Verbindung weißt) sich auf mein gegebenes Wort verlassen, für jetzt wenigstens nicht aus der hiesigen Gegend zu ziehen. Es wird sich also wahrscheinlich so schicken, daß ich eine gewisse Veränderung in deiner Nachbarschaft, die viel Einfluß auf mein künftiges Schicksal haben könnte, ganz bequem

hier in Jena auswarten kann. Durch die Penſion, die der Herzog mir gibt, und durch das, was mir meine Schwiegermutter jährlich zuſchießt, verbeſſere ich mich ſo, daß ich mit Anſtand hier in Jena werde leben können. Wenn die Kollegien ſo ſchlecht fortgehen, als ſie angefangen haben, ſo kann ich vom kommenden Winter an, doch immer zwiſchen 2 und 300 Reichstaler jährlich rechnen, und die Arbeit iſt getan, ſo daß ich den ſchönſten Teil meiner Zeit für ſchriftſtelleriſche Arbeiten übrig behalte. Die äußern bürgerlichen Verhältniſſe bei der hieſigen Akademie ſind ſo vorteilhaft und ſo einzig günſtig in ihrer Art, daß ſie mir beinahe die Leerheit des Umgangs erſetzen. Die uneingeſchränkte Freiheit des Denkens, Redens und Handelns, die wir hier genießen, und die Unabhängigkeit von der Meinung anderer, die man hier wenigſtens haben kann, laſſen mich die Entbehrungen von einer andern Seite weniger fühlen. Die Nähe von Weimar bringe ich mit in Anſchlag, die angenehme Gegend und die Befreiung von Aufwand.

Ich danke dir für die ſchöne Ausſtattung des neunten Hefts der Thalia, wovon heute der letzte Bogen geſetzt wird. Beſonders das Luſtſpiel hat mich durch den ungezwungenen und lebhaften Konverſationston überraſcht, der dir ungemein gut gelungen iſt. Ich erkenne in dieſem Stück verſchiedene deiner alten Ideen, die ſchon ehmals unter uns berührt worden ſind, und ich finde ſie in verſchönerter Geſtalt. In den beiden andern ſind vortreffliche Stellen und glückliche Situationen und eine ziemlich kernhafte Malerei; doch habe ich gegen manches andre darin allerlei auf dem Herzen, und bei gewiſſen Stellen, muß ich dir geſtehen, iſt während der Korrektur der Freund mit dem gewiſſenhaften Journaliſten in Streit geraten, doch hat der letztere geſiegt, und ich habe alles buchſtäblich ſtehen laſſen — was du in einer neuen Ausgabe vermutlich ſelbſt ſtreichen wirſt. Mit Forſtern hätte ich beinahe Luſt, eine Lanze zu brechen, und die unterdrückte Partei der neuen Kunſt gegen ihn zu nehmen. Er hat, deucht mir, alle ſeine Begeiſterung und die ganze Zaubergewalt ſeiner Phantaſie

seiner Schönen zugetragen, daß er einem andern für seine andre alles übrig ließ. Ich muß im Ernste gestehen, daß ich nicht ganz seiner Meinung bin, und ich finde ihn an manchen Orten durch Herderische Ideen zu sehr hingerissen. Aber auch seine unhaltbarsten Meinungen sind mit einer Eleganz und einer Lebendigkeit vorgetragen, die mir einen außerordentlichen Genuß beim Lesen gegeben hat. Danke ihm in meinem Namen und in meiner Seele dafür.

Humboldt, der mir deinen Brief vor ohngefähr vier Wochen brachte, war mir vorläufig schon sehr genau aus Beschreibungen bekannt, die mir meine Schwägerin von ihm gemacht hatte. Er ist beides, ein äußerst fähiger Kopf und ein überaus zarter edler Charakter; vorzüglich lernte ich ihn bei einer Herzensangelegenheit kennen, in die er mit einem Fräulein von Dachröden aus Erfurt verwickelt ist. Er ist mit ihr versprochen, und er hat Ursache, sich zu einer solchen Frau Glück zu wünschen. Sie ist ein unvergleichliches Geschöpf; nur fürchte ich für ihre Gesundheit, denn diesen Herbst wurde sie schon von den Ärzten aufgegeben, jetzt hat sie sich aber wieder erholt. Humboldt hat hier bei mir logiert, und wir sind in der benachbarten Welt miteinander herumgestreift. Auch lagen unsre Herzensangelegenheiten auf dem nämlichen Wege, daß wir einander nicht einmal hätten ausweichen können. Forstern sage nichts von dieser Heuratsgeschichte. Er korrespondiert mit Humboldt, und ich weiß nicht, ob dieser ihn darum wissen lassen will.

Du hast alles Recht, auch auf die Meinige neugierig zu sein, aber ich werde dich in einem Briefe schwerlich befriedigen können. Noch eher würde ich es unternehmen, wenn ich nicht Ursache hätte, zu glauben, daß dir schon vorläufig Ideen davon gegeben worden sind, welche wahrscheinlich etwas von der Gegend partizipierten, aus der sie kamen. Da du meine Nachrichten, auch mit dem besten Willen, nicht rein mehr aufnehmen kannst, so will ich sie einstweilen lieber ganz für mich behalten.

Es iſt mir unausſprechlich wohl in der nahen Ausſicht der Zukunft, aber die Geſchichte meines Herzens, die dich ſehr intereſſieren würde, ſei unſerm Wiederſehen aufbewahrt. Dem Papier darf ſie ohnehin nicht wohl anvertraut werden, wie dirs beim Wiederſehen klar werden wird. Ich zweifle gar nicht, mein Lieber, daß zwiſchen dir und mir noch alles ſo ganz und unverändert liegt, wie es ehmals geweſen, und werde alſo für dich nichts für zu heilig halten.

Acht oder zehen Tage, nachdem du dieſen Brief erhältſt, bin ich getraut, und du mußt alſo mit deiner Antwort eilen, wenn ſie mich noch frei finden ſoll. Meine Einrichtung iſt anſtändig und für den erſten Anfang ganz gut; auf die Dauer darf ich mich hier in Jena ohnehin nicht einrichten. Verhältniſſe mit dem Adel werden mich nie drücken, weil die Familie ſelbſt auf wenige Bekanntſchaften eingeſchränkt und die Verwandtſchaft klein iſt. Im Gegenteil ziehe ich einige weimariſche Bekanntſchaften dadurch näher in meinen Kreis, die mir ſchon vorher viel Vergnügen gemacht haben. Von Meinungen habe ich den Hofratscharakter bekommen, und dies macht doch wenigſtens, daß die Veränderung von außen weniger gefühlt wird.

Ich hoffe du wirſt mich in dein Gebet einſchließen, wenn du glaubſt, daß der entſcheidende Tag ſein wird. Lebe wohl und teile meine Freude, wie du manche meiner trüben Stunden teilteſt.

An Gottfried Körner.

Jena, den 13. Jänner 1790.

Dieſer Brief wird ſo kurz ausfallen wie ein Hochzeitbrief; er iſt es aber auch. Innerhalb vierzehn bis achtzehn Tagen wird die heilige Handlung hier in unſerer lieben Stadt Jena vor ſich gehen; du kannſt dich alſo immer mit einem ſelbſtgemachten lateiniſchen Carmen darauf rüſten. Meine Schwiegermutter kommt hierher nach Jena, und alles wird en famille traktiert, wo möglich ganz

ohne fremde Zeugen. Unsere Einrichtung würde dir, ihrer Simplizität wegen, die dabei doch sehr anständig ist, gefallen. Alles, was das eigene Haushalten anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirtschaft anfangen. Kurz, so poetisch ich dir auch vorkommen mag, so würdest du doch zweifelhaft werden, wenn du mich in unserer neuen Haushaltung überraschtest. Meinen letzten Brief, worin ich dir von der Pension schrieb, hast du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Miene, die du in dem deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urteile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehen, die heiraten, vielleicht neune sind, die ihre Frauen um andrer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: du hast dich über mich geirrt, weil du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat.

Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stellest du dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die dich bekehren werden — und vielleicht gestehst du dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil du diese Eigenschaften bei deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade dich am wenigsten unter allen Menschen

über ein Weſen in Irrtum laſſen will, von dem ich einen ſo wichtigen Teil meiner Glückſeligkeit erwarte.

Lebe wohl für heute. Ich ſchreibe dir ja wohl noch mehr vor der Hochzeit. Grüße Minna und Dorchen ſchön von mir. Du wirſt künftighin an Herrn Hofrat S. ſchreiben; ich bin ſeit einigen Tagen um eine Silbe gewachſen — wegen meiner vorzüglichen Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſchen Ruhms beehrt mich der Meinunger Hof mit dem Diplom. S.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, 18. Januar 1790.

Ich bin glücklich wieder in Jena angekommen, meine Lieben, und fand einen Brief von Körnern, der euch mit ſeinen zwei Frauen ſchönſtens grüßen läßt. Bei dieſen ſchönen Grüßen wollen wir es auch laſſen und recht freundſchaftlich ſein; mit den Frauen, mein ich, denn mit Körnern verſteht ſichs ohnehin.

Geſtern und vorgeſtern hatten wir doch wieder zwei ſchöne Tage zuſammen, ſo ſtill und ſo glücklich in uns ſelbſt. Dieſe Genüſſe werden noch ſteigen, wenn ſie durch Beſchäftigungen unterbrochen und erkauft werden und wenn ſie durch die gleichförmige Fortdauer das Eilfertige verlieren. Schöne, ſelige Zukunft, und wie nahe liegt ſie vor uns, wie gewiß iſt ſie!

Wegen des Raums in unſerm Logis habe ich meine Demoiſelles heute geſprochen, aber ſie haben mich überführt, daß es eine poſitive Unmöglichkeit iſt, mehr Platz zu bekommen. Auch iſt in der Nachbarſchaft weit und breit kein Logis für Line. Ich habe aber eine Auskunft entdeckt, die uns für dieſe wenigen Monate aus der Verlegenheit ziehen kann; es kommt jetzt nur darauf an, ob ſie euch anſtändig iſt.

Nehmt alſo meinen Riß zur Hand und vergleicht ihn mit dem, was ich jetzt ſage. Das Zimmer, das ich durch eine bretterne Wand habe teilen wollen, bliebe mit ſamt dem Alkoven ganz für die Simmern und die Köchin. Zwei Betten haben im Alkoven Platz,

und so haben sie das ganze Zimmer frei, worin wir auch Koffer und Schränke stellen und uns frisieren lassen können. Nun muß aber eine von euch beiden sich gefallen lassen, daß zwei Betten in ihrem Zimmer hinter einer Tapete gestellt werden. Ich dächte, das ließe sich ohne Unbequemlichkeit ertragen; habt ihr doch sechs Wochen in Lauchstädt, zwischen lauter Betten in einem noch engern Zimmer ganz vergnügt gelebt. Allein kann jedes von euch sein, weil man auch in einem Zimmer mit Betten ungestört sein kann. Ein Zimmer bleibt ganz frei, wo die andere wohnt, und so wird die Ehre vom Hause gerettet. Auch die Dezenz wird nicht verletzt, denn das Zimmer hat seinen eigenen Eingang und die Seitentüre kann ganz verschlossen gehalten werden. Für den Heinrich ist ein honettes Zimmer zum Schlafen gefunden, nicht in der bewußten verdächtigen Nachbarschaft. Es ist bis jetzt als Holzplatz gebraucht worden, ist aber eine Kammer und kann ganz gut gebraucht werden. Nun, dächte ich, ließen wirs dabei bewenden. Auch die chère mère könnte im Hause wohnen, im Falle sich das Auditorium nicht bekommen ließe und kein ander Logis sich fände. Dann müßte aber die Simmern und die Köchin für die wenigen Tage im Gasthof schlafen.

Ich überlasse jetzt alles eurer Disposition; ein Vorteil bei meinem Vorschlag ist auch dieses, daß wir keine Unkosten wegen der Reparatur in den Zimmern haben. Alles bleibt dann, wie es ist.

Mit Sehnsucht, meine Lieben, erwarte ich den Anfang des Februars, wo die Wünsche aufhören und die Freuden anfangen werden. Mein Herz umschließt euch mit zärtlicher Liebe. Lebt wohl, meine Teuersten, meine Geliebtesten. Lebt wohl!

S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. Februar 1790.

Du vermutest mich bereits getraut, und mein langes Nichtschreiben wird es dir noch wahrscheinlicher machen, aber soweit ist

es noch nicht. Erſt auf den 10. oder 12. Februar erwarte ich meine Schwiegermutter von Rudolſtadt, weil ſie nicht früher hat abkommen können. Unterdeſſen war ich etlichemal in Weimar, und ſo gab es der Zerſtreuungen mehr, daß ich es anſtehen ließ, dir zu antworten.

Deine beiden Briefe haben mich ſehr erfreut, der erſte wegen deiner Ausſichten, der zweite meinetwegen.

In dieſem letzten erkenne ich dich wieder, ich kann mir wieder mit Zuverſicht ſagen, daß du mir unverändert derſelbe biſt. Du gibſt mir und denen, welche deinen Brief zu ſehen bekommen werden, einen Aufſchluß über mich, der mir um ſeiner Wahrheit und um deiner Billigkeit willen ſehr willkommen war. Haſt du die Erfahrung von unterbrochenen Freundſchaftsgefühlen aus unſerm Verhältnis genommen, ſo tuſt du mir doch vielleicht unrecht, wenn du die Urſache davon ganz allein in mir und gar nicht in äußerlichen Vorfällen ſuchſt, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht ſelten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht ſelbſt unrecht tun und von der Entſchuldigung Gebrauch machen, womit du mir entgegenkommſt. Meine Freundſchaft hat nie gegen dich ausgeſetzt, das Wandelbare in meinem Weſen kann und wird meine Freundſchaft zu dir nicht treffen, ſie, die ſelbſt davon, wie du auch immer gegen mich handeln möchteſt, unabhängig iſt. Ich könnte mich überreden, daß ich dir aufgehört hätte, etwas zu ſein, daß deine Vorſtellungsart und deine Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem ſie der meinigen nicht leicht mehr begegneten, aber du hättſt es in der Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzuſtellen. Unterbrechungen, welche meine innre Tätigkeit in unſerer Freundſchaft zu machen ſchien oder ferner ſcheinen möchte, können bloß die Äußerungen derſelben treffen; und ſolche Unterbrechungen ſchaden ihr nichts, vielmehr bringen ſie mich mit einem größern Reichtum und mit einem geübteren Gefühl zu unſrer Freundſchaft zurück. Laß es immer als eine feſte Wahrheit bei

dir gelten, was du dir ſelbſt in deinem letzten Briefe ſagteſt, daß der Dichter dem Freund keinen Abbruch tut, und ſei verſichert, daß an der genialiſchen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundſchaft niemals verdorret.

Daß wir getrennt voneinander leben und wie es das Anſehen hat, noch manche Jahre leben ſollen, iſt ſchlimm. Die Entfernung wird uns den ſchönſten Genuß unſers Weſens rauben, aber laß uns unterdeſſen den Funken lebendig erhalten, der in einer günſtigen Lage der Dinge, an die ich noch immer mit Zuverſicht glaube, der ſpäteren Periode unſers Leben die Wärme geben kann. Vielleicht fanden wir einander in der Jugend nur, um uns einmal ihren Verluſt zu erſetzen und unſre frühe Harmonie war nur die Anpflanzung des Baums, unter deſſen Schatten wir einmal ruhen ſollen. Ich überlaſſe mich hier einer ernſthaften Vorſtellung, aber ſie dringt ſich mir auf, wenn ich den Widerſpruch unſers Verhältniſſes mit unſerm Schickſal zu heben ſuche. —

Du wirſt mit keinem Menſchen ein genaueres Band flechten als mit mir und ich ebenſowenig. Alſo haben werden wir einander immer.

Den Plan, den du jetzt verfolgſt, muß ich billigen. Was dir eine ſorgenfreie äußre Lage gibt, iſt allem andern vorzuziehen, und wie könnteſt du nach höheren Genüſſen ſtreben, ſolange du für deine Subſiſtenz zu kämpfen haſt. Eine Verbeſſerung deiner Umſtände iſt das Mittel zu einem edlern Lebensgenuß — aber *Mittel* laß es auch nur bleiben, und nimm dich in acht, daß du den *Zweck* nicht aufopferſt, um das Mittel zu erreichen. Überlege wohl, ob du dieſer Art Geſchäfte Reiz und Intereſſe abgewinnen kannſt, ob dich die Details, in die du nun hineingehen mußt, nicht anekeln oder ermüden. Würden deiner Geſchäfte mehr, ohne daß dein Geſchmack dafür zunähme, ſo hätteſt du dich ſchwerlich verbeſſert. Wohlſtand von außen könnte dir den Mangel an innerer Befriedigung nie verbergen. Dann iſt es auch ſchwer zu ſagen, wieweit ſich die Macht dieſes Berufs und dieſer Lebensweiſe auch über die

beſſern Köpfe erſtreckt. Du haſt Beiſpiele vor dir, die dich abſchrecken könnten. Um dieſer neuen Beſtimmung näher zu rücken, könnteſt du dich leicht von dir ſelbſt verlieren. Daß du dich darein ſchicken würdeſt, zweifle ich nicht, aber ich zweifle noch immer, ob eben dadurch, daß du dich darein ſchicken lernſt, viel für dich gewonnen wird.

Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterm Mut entgegen; jetzt da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geiſtes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inners Dichterleben gibt mir ſie zurück. Zum Poeten machte mich das Schickſal, ich könnte mich, auch wenn ich noch ſo ſehr wollte, von dieſer Beſtimmung nie weit verlieren.

Der Koadjutor hält den Gedanken, mich einmal zu etablieren und zu haben, noch immer ſehr feſt, und ſpricht aus eigenem Antrieb ſehr oft davon. Jetzt will er, daß ich ihn in Erfurt beſuchen ſoll, er wünſchte, mir die Hochzeit zu machen, aber ich zweifle, ob ſich meine Schwiegermutter dazu entſchließt. Womöglich werde ich ihn aber doch nach der Hochzeit beſuchen. Wird er Kurfürſt, ſo kann ich gewiß auf ihn zählen.

Das Kollegienleſen wird mir jetzt ſchon etwas leichter, oder ich mache es mir leichter. Das Ausarbeiten der Vorleſungen habe ich aufgegeben und ſpreche jetzt frei und aus dem Stegreif. Dadurch werden jeden Tag einige Stunden gewonnen, die das Aufſchreiben mir ſonſt gekoſtet hat, und die Fakta prägen ſich meinem Gedächtnis weit beſſer ein, wenn ich mich auf mein Gedächtnis mehr verlaſſen muß. 60 Reichstaler habe ich doch jetzt für das Kollegium eingenommen, und daß ich nicht leicht weniger auditores habe, kann ich ziemlich ſicher vorausſetzen; für zwei Kollegien jedes halbe Jahr wären mir alſo doch ohngefähr 250 Reichstaler jährlich

gewiß, und dieſe verdienen ſich bequem und immer bequemer. So brauche ich nicht über 150—200 Reichstaler an Schriftſtellerei zuzuſetzen, und wie leicht ſind mir doch 300, 400 zu verdienen.

Daß du den Taſſo über meinem Fragment aus dem Geiſterſeher vergeſſen haſt, iſt ein Kompliment, das ich um des guten Geſchmacks willen nicht annehmen kann — auch wenn ich mir gar nicht unrecht tun will. Denn höchſtens konnte er deine Erwartung nur erregen, die das Ende des Taſſo befriedigt und alſo auch geendigt hat. Worüber ich dich ausführlicher und auch etwas wärmer gewünſcht hätte, wäre die Abhandlung im erſten Band der Memoires geweſen. Dieſes Produkt, glaubte ich, müßte dich überraſchen, könnte dich nicht kalt laſſen, ſowohl wegen der Neuheit der Gedanken als auch wegen der Darſtellung. Ich wagte mich darin in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte, mich mit vielem Glück darin gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke, um den ich mich darin bewege, ſcheint mir ebenſo neu und wahr, als er fruchtbar und begeiſternd iſt.

Jetzt aber lebe wohl. Meinen nächſten Brief denke ich dir als Ehemann zu ſchreiben, wenn nicht wieder ein Hindernis dazwiſchen kommt. Lottchen ſoll dir ſelbſt ſagen, was du ihr biſt und was du ihr geweſen biſt, ſeitdem deine Name zuerſt vor ihr genannt wurde. Beide grüßen euch herzlich. Lebewohl.

Dein

S.

An Johann Kaspar Schiller.

Jena, den 4. Februar 1790.

Ich erwarte mit Ungeduld weitere Nachrichten von dem Befinden meiner lieben Mutter. Ein Brief, den ich heute von Meinungen erhalte, beruhigt mich aufs neue. Sollte ein ſchleichendes Fieber dazu gekommen ſein, ſo müßte man die Chinarinde in reichlicher Doſis gebrauchen. Doch hoffe ich, daß Herr Dr. Consbruck dies bereits verordnet haben wird. Schreiben Sie mir bald, liebſter

Vater, oder wenn Sie nicht Zeit haben, laſſen Sie mir durch die Luiſe ſchreiben. Ihren letzten Brief nebſt dem Einſchluß an meine Braut habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich für die Freude, die Sie mir und meiner Lotte durch Ihren liebevollen Anteil gemacht haben. Lotte iſt voll Vergnügen, daß ſie Hoffnung hat, ihrem neuen Papa lieb zu werden. Gewiß wird ſie Ihre ganze Zärtlichkeit verdienen und eine recht gute Tochter ſein. Mit herzlicher Freude willigt ſie ein, Ihnen recht oft zu ſchreiben.

Unſere Hochzeit hat ſich um einige Wochen verzögert, weil meine Schwiegermutter unterdeſſen nicht vom Rudolſtädter Hof hat abkommen können. Sie wird aber in acht oder zehn Tagen hier ſein, und dann wird die Trauung geſchehen.

Sie müſſen ſeit vier oder fünf Wochen noch einen Brief von mir erhalten haben, der noch nicht in Ihren Händen war, als Sie Ihren letzten Brief an mich abſchickten.

Wegen des jungen Buchhändlers in Stuttgart ließe ſich ſchon noch etwas machen. Fragen Sie ihn aber gelegenheitlich, ob er imſtande iſt, 3 Louisdors für den Bogen zu geben, wenn ich ihm Manuſkript von Wert anbiete. Um weniger tue ich es nicht, da mir andere Buchhändler für wichtige Arbeiten ſo viel bezahlen. Schon längſt wollte ich Sie bitten, liebſter Vater, mir die kleinen Sachen, die während meines Aufenthalts in Stuttgart von mir gedruckt worden ſind, zuſammenſuchen zu laſſen und hieher zu ſchicken, auch was Sie noch etwa in Manuſkript von mir hätten oder aufzubringen wüßten. Unter den gedruckten Sachen meine ich alle Carmina, die ich machte, z. B. das über Wiltmaiſter, über Rieger, über Weckerlin und andre mehr, meine Diſſertation über den Zuſammenhang der tieriſchen Natur des Menſchen uſw., und wenn Sie das Manuſkript meiner andern mediziniſchen Diſſertation noch hätten, die nicht gedruckt worden iſt, ferner diejenigen Stücke vom ſchwäbiſchen Magazin, worinnen Aufſätze und Gedichte von mir ſtehen. Vielleicht finden Sie noch frühere Arbeiten

von mir unter Ihren Papieren. Dieſe Dinge intereſſieren mich jetzt, und ich brauche ſie als Belege zur Geſchichte meines Geiſtes. Haben Sie ja die Güte und ſuchen mir ſolche zu bekommen. Vor allem aber erfreuen Sie mich bald mit glücklichen Nachrichten von der Geſundheit meiner liebſten Mama, die ich und meine Braut herzlichſt grüße. Leben Sie wohl, beſter Vater, tauſend Grüße meinen Schweſtern.

Ihr gehorſamer Sohn
Fritz.

An Lotte v. Lengefeld.

Jena, den 10. Februar 1790.

Ich habe wieder ein Kollegium zurückgelegt und kann von der großen Rechnung eines wegſtreichen. Die Zeit unſrer Trennung meſſe ich jetzt nach Vorleſungen, und die achte, die ich leſe, fällt ſchon in unſer Leben. Wie rührt mich dieſes Gefühl naher Seligkeit. Sonderbar und einzig iſt die Stimmung der Seele, womit ich unſre Vereinigung erwarte. Eine ſchöne glückliche Ruhe zeigt ſie mir — ein gleichförmig lachendes Daſein. Ja, meine gute Lotte, ſie ſollen durch unſer ſchönes Leben beſchämt werden, aber nein, ſie werden keine Zuſchauer dieſes ſchönen Lebens ſein. Um die Nichtsbedeutenden zu widerlegen, iſt es doch nicht der Mühe wert, ihnen den Kreis ſeiner Freuden zu zeigen. Wir wollen ihnen die Kränkung erſparen, uns glücklich zu ſehen!

Daß allerlei über unſer Verhältnis würde geſprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erſt in unſerm engern Kreiſe beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieſes zarte Verhältnis begriffen? Jeder beurteilt fremde Handlungsarten nach der ſeinigen — eine freie ſchöne Seele gehört dazu, unſre verſchiedene Stellung gegeneinander zu faſſen, die ganze Geſchichte unſerer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man überſehen haben und feinen Sinn genug haben, dieſe Erſcheinungen in uns auszulegen. Die Menſchen

ſuchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen ſie ſich dann. Jede Empfindung iſt nur einmal in der Welt vorhanden in dem einzigen Menſchen, der ſie hat; Worte aber muß man von Tauſenden gebrauchen, und darum paſſen ſie auf keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und ſein werde durch dich, ich fühle es nicht weniger lebendig, daß du es durch mich ſein wirſt. Ich fühle es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftſchlüſſe und dieſe in Worte auflöſen könnte.

Du wirſt nie von andern Menſchen erſt erfragen wollen, ob du glücklich ſeiſt durch mich; mir gegenüber mußt du dieſes bei dir ſelbſt entſcheiden. Du könnteſt es nie durch mich werden, wenn du es nicht von mir allein erfahren könnteſt. Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältniſſen lebe, und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit ſich entfaltet, werde ich ein rätſelhaftes Weſen ſein; man wird immer falſch über mich urteilen. Weil ich hoffe, mit Zuverſichtlichkeit hoffe, daß du zwiſchen dich und mich nie einen dritten treten laſſen wirſt, daß ich auch dann, wenn ich der Inhalt davon bin, dein erſtes Vertrauen haben werde, deine erſte Inſtanz ſein werde — weil ich dieſes von dir hoffe, darum, meine Liebe, meine Gute, kann ich ohne Beſorgnis und Furcht deine Hand annehmen. Dieſe Hingebung, dieſes volle unmittelbare Vertrauen iſt die notwendige Bedingung unſerer künftigen Glückſeligkeit, aber du wirſt es bald fühlen, daß ſie auch zugleich der höchſte Genuß dieſer Glückſeligkeit iſt. Die höchſte Annäherung, welche möglich iſt zwiſchen zwei Weſen — iſt die ſchnelle ununterbrochene liebevolle Wahrheit gegeneinander.

Lebe wohl, für heute. Ich ſchriebe ſo gerne fort, aber ſogleich wird mein Zimmer voll Menſchen ſein. Ich habe heute den Klub in meinem Hauſe. Schreibe mir bald wieder, meine Liebe. Wir ſehen uns diesmal ſo lange nicht, erſt in zehn Tagen, leb wohl. Leb wohl.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 12. Februar 1790.

Der heutige Tag war glücklich für mich. Briefe von euch, meine Liebsten, von Carolinen und von Körnern, der sich endlich wieder in den vorigen herzlichen Ton mit mir findet. Wie froh mich diese Wendung macht, kann ich euch nicht verbergen. Unser aufblühendes Verhältnis ließ mich voriges Jahr seinen Besitz nicht so nahe und lebhaft wie ehmals empfinden, und das schöne Glück, das seitdem vor meiner Seele schwebte, verbarg mir den Verlust, der mir in ihm drohte. Konnte ein Wunsch noch Raum haben in meinem Herzen, da ihr mein geworden seid? Daß ich ihn nun auch wieder habe, ist mir ein überraschender Gewinn, und ich kann meine schönen Besitzungen jetzt kaum mehr übersehen. Wieviel Edles und Treffliches schließe ich an mein Wesen und nenne es mein! Mein Herz fließt auseinander in einem reichen und herrlichen Gefühl!

Caroline ist also doch wieder besser, da sie mir schreiben konnte. Findet sie recht gesund und sagt ihr, daß ihr Brief mir eine liebe Erscheinung gewesen sei. Mit ihrem lichtvollen Blicke beleuchtet sie mir meine eigne Seele. Sie ist mir ein lieblicher Genius, der, selbst glücklich, um den Glücklichen schwebt. Daß ich von heut in sieben Tagen in eurer Mitte bin — dann unzertrennlich von euch sein werde! Ach, dies ist mir ein unaussprechlich seliges Gefühl. Donnerstag abends, gleich nach meiner Vorlesung, werde ich von hier wegfahren, und in derselben Nacht zwischen elf und zwölf hoffe ich in Erfurt zu sein. Vielleicht finde ich euch noch wach, ich werde wenigstens unter einem Dache mit euch schlafen. Vergeßt nicht, mir sogleich nach eurer Ankunft den Gasthof zu bezeichnen, wo ihr absteigen werdet. Caroline wird es ja wohl einrichten können, daß sie den Freitag und Sonnabendmorgen zeitig im Gasthof ist. Mit ihr möchte ich so vielerlei sprechen. Solange Wilhelm da war, konnte ich sie ihm nicht nehmen.

Wie beneid ich euch um die ſchöne Woche, die ihr in E[rfurt] miteinander verleben werdet. Mir wird dieſe kurze Trennungszeit ſchwer genug werden. Ich bin jetzt nichts mehr für die Gegenwart. Was den ſchlaffen Seelen ihr ganzes Leben lang begegnet, begegnet mir jetzt. Ich kann keinen Eindruck von außen mehr recht auffaſſen, keine Geſtalt will an meiner Seele haften.

Schreibt mir aber doch fleißig von E[rfurt], wenn es auch wenig iſt, daß ich mich doch auf etwas zu freuen habe, wenn der Poſttag kommt. Zwei oder drei Briefe könnte ich immer noch von euch erhalten. Es ſind auf lange Zeit die letzten, die du mir ſchreiben wirſt, Lotte.

Wahrſcheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefs, was [Frau v. Kalb] bei eurer letzten Zuſammenkunft mit ihr ein ſo ſonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirne ſie mir ſchreiben konnte, daß ich „die giftigen Zungen nicht die Wahrheit ſoll geredet haben laſſen". Daß ſie ſich in unſer Betragen gegeneinander gemiſcht hat, iſt doch ziemlich entſchieden, ſie hat alſo wirklich gegen ſich ſelbſt geſprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufſchrift des Briefs, weil ſie fürchtete, daß er in ihrer Schweſter Hände kommen könnte. Dieſes gab mir Gelegenheit, ihr zu ſagen, daß die Vorſicht nicht überflüſſig ſei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar geſchrieben, einige durch fremde Hände gegangen. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, ſie nur auf einen Augenblick zu beſuchen, weil ſie mir etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abſchlug, ſo eröffnete ſie mir in ihrem letzten Brief die Sache, um derentwillen ſie ſo nötig fand, mich zu ſprechen. Dies war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen iſt durch einen Brief faſt noch leichter abzutun geweſen. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich ſchrieb, „ich zweifle,

ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin unsre Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könnte, und daß ich dieses aus einigen Vorfällen schlösse", so antwortet sie mir nun: Ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte und dergleichen mehr. Darauf schrieb ich ihr: Die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, erlaube mir endlich, freimütig über das Glück mit ihr zu sprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre. Ich sprach nun mit vollem Herzen von unserer Zukunft, und dies hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Plattitüde verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Warum schreibe ich von ihr soviel? Ich hätte etwas Besseres tun können. Lebt wohl, meine Teuersten. Lebt wohl.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 14. Februar 1790.

Ihr seid jetzt beisammen, meine Lieben, und mein Herz sagt mir, daß ich euch nicht ferne bin. Noch vier Tage, und ich bin in eurer Mitte — das ist eine unaussprechlich schöne Aussicht. Meine Sorge ist nur, daß wir einander so wenig werden sein können. Einige Vormittagsstunden — das wird wohl alles sein, und ihr werdet dafür sorgen, fürchte ich, daß die Vormittage nicht zu frühe anfangen. Ich will eine Stunde Vorlesung mehr noch daran wenden und es einrichten, daß ich Donnerstag abends spätens zwischen neun und zehn in Erfurt bin. Könnt ihr, so richtet es so ein, daß ihr zeitiger nach Hause kommt und ich euch die Nacht noch eine Stunde genieße. Vergeßt nur nicht, mir zu schreiben, in welchem Gasthof ihr abgestiegen seid. Verfehle ich diesen, so ist die halbe Freude verloren. Wenn keine Antwort auf diesen Brief mehr bei mir eintreffen kann und ihr diesen Umstand in dem Brief,

der unterwegs iſt, vergeſſen habt, ſo ſchickt den Heinrich gegen neun Uhr oder auch nur ein Billett in den Schlehdorn, wo ich halten werde. Dem Heinrich könntet ihr auftragen, daß er mir ein gutes Zimmer (eines nämlich, das nicht zu weit von den eurigen iſt) ſoll parat halten laſſen. Die Reputation kann nichts dadurch leiden, die Heurat macht alles gut.

Auf die neuen chère Pere- und chère Frères-Geſtalten bin ich begierig. Tut mir den Gefallen und beſchreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolſtadt ſchon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur niemand freſſe, ſo bin ich ein artiger Menſch. Das Univerſum von D[alberg] hätte ich noch gar gern geleſen, aber hier iſt es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden, ich rechne darauf, es aus der Taſche herausſehen zu laſſen, wenn ich beim Koadjutor bin. Da ich dieſe Zeit her alles Intereſſe an Arbeiten verloren, die nicht durch ſich ſelbſt es erzwingen, ſo bin ich darauf gefallen, ein altes Schauſpiel wieder hervorzuſuchen, wovon ſchon vor drei Jahren Szenen fertig waren. Die Szenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glück retuſchiert. In der Thalia werdet ihr ſie leſen oder auch hier im Manuſkript. Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — ſo daß es ſchien, als wenn er mit mir ſchmollte. Aber Amor und der Genius der Dichter ſind aufeinander nicht neidiſch, vielmehr iſt es ihr Intereſſe, wenigſtens bei mir, freundlich zuſammenzuhalten. Ich kann gar nicht beſchreiben, meine Lieben, wie mich die Ausſicht freut, mich in eurer Mitte mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigſten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jeden zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen. An euren Herzen, meine Lieben, werde ich dieſen Wunſch in Erfüllung ſehen. Liebe allein, ohne dieſes innre Tätigkeitsgefühl, würde mir ihren ſchönſten Genuß bald entziehen —

wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird — und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hochzuschätzen. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. März 1790.

Du wirst schon aus meinem langen Stillschweigen schließen, daß unterdessen manches mit mir vorgegangen sein müsse, und du schließest recht. Ich bin ein sechstägiger Ehemann, am letzten Montag als den zweiundzwanzigsten wurden wir getraut, und nach einer Zerstreuung von acht Tagen ist dies der erste ruhige Augenblick, den ich dir widmen kann. Nicht als ob wir in dieser Zeit in Saus und Braus gelebt hätten; es ging alles ganz still und häuslich zu, aber meine Schwiegermutter war diese Woche über hier und einige Besuche aus Weimar, die ersten Einrichtungen kamen dazu, die mich nicht recht zum Schreiben kommen ließen.

Verlange jetzt noch keine weitläufigen Details über meine innre und äußere Veränderung. Ich bin noch in einem Taumel, und mir ist herzlich wohl dabei. Das ist alles, was ich dir für jetzt von mir sagen kann.

Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heuraten immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. Ich weiß nicht, ob ich dir schrieb, daß ich nach Erfurt gehen würde, um meine Frau dort abzuholen und den Koadjutor zu besuchen. Diese Reise ging vor zwölf Tagen vor sich, und ich lebte drei angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau und Schwägerin, welches mich nach und nach daran gewöhnte, von ihnen ungetrennt zu sein. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah und

der Koadjutor besonders einen innigen Anteil an unserm Verhältnis nahm, so verschönerte mir dieses meinen Aufenthalt in Erfurt gar sehr. Am vorletzten Sonntag fuhren wir nach Jena und den Montag darauf meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolstadt kam. Noch unterwegs war die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Türen von einem kantischen Theologen (dem Adjunkt Schmidt) verrichtet; ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich.

Das Geheimnis ist ganz über meine Erwartung geglückt, und alle Anschläge von Studenten und Professoren, mich zu überraschen, wurden dadurch hintertrieben. Mit meiner Schwiegermutter verlebten wir nur noch einig angenehme Tage, und da unsere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, so gaben wir schon die ersten Tage ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Meine Schwägerin bleibt bei uns, aber ich mußte ihr ein ander Logis mieten, weil es mir zwischen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unsre Einrichtung ist gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieser neuen Ordnung gar sehr. Meine Frau hat eine Jungfer und ich einen Bedienten, die mir beide nicht mehr zu unterhalten kosten, als dir ein Bedienter in Dresden. Mit der Kost und dem übrigen wird es bleiben, wie ich dir schon geschrieben habe.

Was für ein schönes Leben führe ich jetzt. Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.

Jetzt darf nur noch eine Veränderung geschehen, so habe ich nichts von außen mehr zu wünschen. Von dem Koadjutor kann ich alles hoffen. Er hat sich von freien Stücken gegen mich über

den bewußten Punkt herausgelaſſen und mir in beſtimmten Worten geſagt, daß er darauf zähle, mich in M[ainz] um ſich zu haben und mir eine Exiſtenz, wie ſie für mich gehöre, dort zu verſchaffen; er wüßte auch nicht, ſetzte er hinzu, wozu den Fürſten ihre Hilfsmittel nützten, wenn ſie ſie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menſchen um ſich zu verſammeln.

Aber auch ohne jede Privatrückſicht iſt der Koadjutor ein überaus intereſſanter Menſch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechſel hat. Ich habe wenige Menſchen gefunden, mit denen ich überhaupt ſo gern leben möchte als mit ihm. Er hat meinen Geiſt entzündet und ich, wie mir vorkam, auch den ſeinigen. Zwar ſcheint er mir etwas Unſtetes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht ſein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erſchöpfen, aber ſeine Blicke ſind hell, raſch und weit verbreitet, und dies macht ihn deſto genießbarer im Geſpräch.

Meine Frau und Schwägerin hat er ſehr lieb, und ſie haben ihn wirklich erobert. Er malt gar ſchön und erlaubte den beiden, ihn malen zu ſehen. Er legte ein Gemälde an, welches auf unſere Heurat Beziehung hat. Es iſt ein Hymen, der unſre Namen auf einen Baum ſchreibt, in der Nähe die Hippokrene und die Attribute des Trauerſpiels und der Geſchichte. Das Gemälde iſt Lottchen beſtimmt, und in 14 Tagen ſollen wirs haben. Eine Madonna hat er gemalt, die wirklich ganz vortrefflich iſt.

Huber hat mir heute auch geantwortet, und mich erfreut es herzlich, daß unſer Verhältnis ſich wieder findet. Aber wie konnte es anders kommen, wenn es einmal etwas Wirkliches war? Ich glaube faſt an jede Freundſchaft, die auf den Charakteren ruht; denn man bleibt einander immer notwendig.

Huber ſcheint mir einen großen Wert auf das heimliche Gericht zu legen, und das iſt mir nicht lieb. Was ich davon geleſen, befriedigt mich nicht. Die Aufnahme wird ſeine Erwartung täuſchen, und auch wegen ihm ſelbſt wünſchte ich, daß er ein ſtrengeres Ideal hätte.

Meine Frau und Schwägerin grüßen dich herzlich und empfehlen sich Minna und Dorchen. Grüße M. und D. schönstens von mir. Wollte mir Dorchen eine Kopie von meinem Bilde zukommen lassen, so würde sie mich sehr verbinden. Meine Schwiegermutter wünscht es zu haben, und ich möchte ihr gern diesen Wunsch erfüllen. Lebe wohl. Ich schreibe dir bald wieder. Willst du so gut sein und diesen Einschluß an Müllern schicken?

An Wilhelm v. Wolzogen.

Jena, den 8. März 1790.

Liebster Freund,

Du hättest auf deinen letzten Brief früher Antwort erhalten sollen, aber die Ursache der Verzögerung erfuhrst du aus Lottchens Brief, und diese wird mich bei dir entschuldigen. Die Zerstreuungen meiner Heirat und die, welche ihr vorhergingen, ließen mich meiner Freunde nicht mit der nötigen Unbefangenheit und Muße gedenken. Wie gern hätte ich dir noch im vorigen Jahre geschrieben und über deine Lage mich mit dir besprochen, aber du gabst uns so ungewisse Adressen, und da einer unserer Briefe nicht in deine Hände kam, so wurde ich unsicher wegen aller übrigen. Dank dir, Lieber, für die Nachrichten, die du uns endlich von dir gibst, ob ich gleich gestehe, daß ich freudigere gewünscht und erwartet hatte. Es bekümmert mich, daß du den Mut für deine Lage zu verlieren scheinst und daß du an Erreichung deines Zweckes zweifelst. Ich hoffe aber noch immer, es war mehr eine vorübergehende düstere Stimmung deines Gemüts als das Resultat deiner Bemerkungen über dich selbst, was du uns in deinem letzten Briefe meldetest. Vielleicht waren deine Erwartungen von dem Nutzen, den dir der Aufenthalt in Paris verschaffen würde, größer, als sie überhaupt erfüllt werden konnten, aber dann würde ich dir doch immer raten, das mitzunehmen, was mitzunehmen

ist, wenn es auch bei weitem nicht deinen Erwartungen gleichkommen sollte — und wenn die ganze erste Hälfte deines Aufenthalts verloren gewesen wäre, doch die zweite so viel möglich zu benützen. Es wäre mir leid, wenn du deinen Plan aufgäbst; bloß die Standhaftigkeit und Beharrlichkeit besiegt Hindernisse und macht uns zu dem, was aus uns werden kann. Glaube mir, liebster Freund, in diesem Punkt, worüber ich nicht ganz ohne Erfahrung spreche. Wankst du über deinen ersten überlegten Lebensplan, so läufst du Gefahr, über alle übrigen unbestimmt zu bleiben. Neigung und Fähigkeit haben dich einmal zu deinem jetzigen Entwurf und Fach bestimmt, und du gelangst gewiß zum Ziele, wenn du von den ersten Schwierigkeiten dich nicht zurückschrecken lässest.

Ich erwarte mit Ungeduld, was du mir über deinen neuen Plan zu schreiben versprachst, und wär er von der Art, daß ich dir dabei etwas nützen könnte, so wäre dir alles, was in meiner Gewalt steht, mit tausend Freuden angeboten. Nur wünschte ich und Caroline nicht, daß du mit dem Herzog von W[ürttemberg] einen raschen Schritt tätest. Anderweitige Plane werden dir nicht entgehen, auch wenn du sie in württembergischen Diensten ruhig heranreifen lässest. Im Gegenteil kannst du überall leichter Dienste finden, wenn man weiß, daß du sie allenfalls auch entbehren könntest. Ohne eines andern Etablissement fest versichert zu sein, würde ich den Schwabenkönig nicht aufgeben. Soviel vorläufig; da ich deine Plane noch nicht weiß, so wirst du dem Freunde seinen Rat nicht übelnehmen.

Du schreibst mit [von] einem Handel, den du mit Bertuch abschließen willst, aber nicht worüber? Meintest du Modenartikel oder politische Nachrichten? Beide sind uns willkommen, aber über zehn Taler wird nicht für den Bogen bezahlt. Für politische Artikel kann ich selbst, wenn du willst, in der Thalia einen Platz finden, und dir eben das, was ich für den Bogen erhalte, nämlich zehn Taler bezahlen. Das nämliche gibt auch mein Buchhändler Göschen für Aufsätze im Neuen Deutschen Museum, so daß du für das

Journal des Modes, für das Muſeum und meine Thalia arbeiten kannſt, wenn du Zeit und Luſt hat. Die Aufſätze durchlaufe ich, wenn du es ſo willſt, noch einmal im Manuſkripte. Könnteſt du drei bis vier Bogen alle Monate ſchicken, ſo will ich in dieſen drei Journalen Platz dazu finden, und es machte in einem halben Jahre doch ſchon gegen dritthalb 100 Taler. Kannſt du mir etwa auch Pariſer Broſchüren, die in Deutſchland noch Novitäten ſind, gleich nach ihrer Erſcheinung zuſchicken, ſo will ich ſie hier überſetzen laſſen, und du ſollſt von jeder Vorteile haben. Schreibe mir ja recht bald deine ganze Meinung hierüber.

Ich halte nicht viel von Schulzens Pünktlichkeit, ſonſt hätte ich ihm Aufträge an dich mitgegeben. Er iſt ein leichter Paſſagier und beweiſt es nach ſeiner Zurückkunft aus Paris immer mehr. Indeſſen weiß er ſeine Bemerkungen gut zu Geld zu machen, und die Buchhändler reißen ſich um ſeine Broſchüren, die er über die Pariſer Unruhen herausgibt.

Ich hoffe, teurer Freund, du wirſt dich meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld erfreuen, ſie nähert auch uns beide einander mehr, wenn es zwiſchen uns eines neuen Bandes bedürfte. Caroline iſt gegenwärtig auch bei mir in Jena (du weißt doch, daß ich hier Profeſſor bin), und mein Leben iſt beneidenswert zwiſchen dieſen beiden. Am 22. Februar war unſere Hochzeit.

Ich freue mich ſchon im voraus der Zeit, wo du Zeuge meines Glücks ſein und durch deine Freundſchaft es mir erhöhen wirſt. Warum können wir nicht miteinander leben? Warum müſſen uns fatale Verhältniſſe in der Welt herumſtreuen? Hin und her habe ich ſchon gedacht, ob nicht hier oder in Weimar ein Platz für dich offen wäre, aber noch ſeh ich keinen. Indeſſen hoffe auch ich, hier nicht zu ſterben, und dann vereinigt uns vielleicht das Schickſal an an einem Orte, den wir beide noch nicht wiſſen.

Schreibe uns ja recht bald, liebſter Freund. Wir denken deiner oft, und unſere Seele iſt bei dir mit herzlicher Freundſchaft. Meine hieſige Lage gefällt mir nicht übel; die Beſoldung iſt zwar klein

und in den ersten Jahren kann ich durch Kollegienlesen nicht sehr viel erwerben, auch bleibt mir für schriftstellerische Arbeiten wenig Zeit übrig. Aber in zwei Jahren ist mir das Fach, worüber ich lese, geläufig, es kostet mir weniger Zeit und Mühe und trägt mir mehr ein. Ich stehe alsdann gut und vielleicht öffnen sich mir dann auch anderswo vorteilhaftere Aussichten. Lebe wohl, liebster Freund. Ich umarme dich mit unveränderter herzlicher Freundschaft. Ewig der Deinige.

An Caroline v. Beulwitz.

Den 24. März 1790.

Gar seltsam kommt mirs vor, meine Liebe, an dich als eine Abwesende zu schreiben. Ich hab es ganz verlernt, dich fern von mir auch nur zu denken und für eine neue Lage habe ich noch kein neues Gefühl. Ich wünschte zu wissen, wie dir zumute ist, ob es dir denkbar vorkommt, diese Entfernung verlängert zu sehen, ob du für ein Leben, ferne von uns, Sinn haben könntest. Aber du bist jetzt glücklich mit Carolinen, und also wirst du mir jetzt nicht darauf antworten können.

Wie still es indessen bei uns war und wie wir lebten, wird dir Lotte schreiben. Ich war viel beschäftigt, und noch immer fühle ich mich nicht ganz wohl. Könnte ich mir nur überreden, daß du es wärst. Wieviel gäbe ich um deine Gesundheit.

Heute ist der Tasso angekommen, er wird aber heute noch nicht gelesen. Es fehlt mir die Lust dazu. Der Himmel war gestern und heute so freundlich, du bist doch auch im Freien gewesen? — Ich sehne mich nach dir, meine Liebe. Bleib nicht später aus, als auf den Sonntag, aber — warum will ich dir Zwang antun. Mir fällt ein, daß du mir anfänglich nicht sagtest, wie lang du weg sein würdest. Bald könnte mich das beunruhigen — hab ich etwas getan, das dich vor mir nicht so frei und unbefangen sein läßt, als vor dir selbst? Ich könnte mir das nie vergeben, auch

in der kleinſten Sache möchte ich dir nicht als ein Hindernis erſcheinen.

Grüße Carolinen herzlich. Sie hat dich jetzt. Ich will ihr ein andermal ſchreiben. Ich wünſche euch ſchöne Tage und ein Andenken der Liebe an uns. Leb wohl, recht wohl, Teure, Liebe.

An Gottfried Körner.

Jena, den 26. März 1790.

Wie hat mich dein Gedicht überraſcht, der Entſchluß wie die Ausführung, die ſehr glücklich ausgefallen iſt. Wenn irgend die Gattung der Epiſteln unter die Gedichte gerechnet werden kann, und dies iſt mein Glaube, ſo iſt dieſe Epiſtel gewiß eins. Auch in Proſa würde ſie Gedicht bleiben, und dies iſt die eigentliche Probe, denn der Vers macht kein Gedicht. Deine Verſifikation iſt fließend, und einzelne Stellen könnten nicht leichter und ſchöner eingekleidet ſein. Aber du haſt dir deinen erſten Verſuch ſchwer gemacht durch den Stoff, denn der iſt im Grunde doch philoſophiſch oder machte dir wenigſtens philoſophiſche Sprache nötig, und wie ſchwer ſich dergleichen Ideen unter eine poetiſche Diktion ſchmiegen, habe ich aus vielfacher eigner Erfahrung. Du haſt zuweilen den Jamben mit dem Artikel beſchloſſen und das Subſtantiv, worauf er ſich bezieht, in den folgenden hinübergenommen. Einmal paſſiert das, aber in zwei aufeinander folgenden Jamben duldet man es nicht. Auch iſt es gegen die Harmonie, einen langen Perioden, der durch mehrere Jamben durchlauft, vorn oder mitten in einem Vers zu beſchließen. Man will einen Ruhepunkt und wird ungern fortgeriſſen. Lateiniſche Wörter wie Kultur fallen in der Poeſie etwas widrig auf. Ich ſage dir nichts über die Gedanken ſelbſt, die mir, wie du gerne glauben wirſt, ſehr willkommen ſein mußten. Dieſe Probe deiner Selbſttätigkeit war mir eine gar angenehme Erſcheinung, je weniger ich jetzt erwarten konnte, dich anders als mit Appellationsprojekten beſchäftigt zu wiſſen.

Ich war dieſe Tage ganz unleidlich mit Arbeit überhäuft, um mein Kollegium auf die nächſte Woche zu Ende zu bringen. Meine Heurat machte mich eine Woche verſäumen, und in den erſten Monaten hielt ich meine Zeit nicht genug zu Rat, ſo daß ich mich zu Anfang des März noch weit zurückſah. In fünf oder ſechs Stunden hoffe ich nun mein Kollegium leidlich ſchließen zu können. In acht oder zehn Tagen reiſe ich nach Rudolſtadt und werde die Ferien dort zubringen.

Sage nicht, daß ich ein zu unumſchränktes Vertrauen in den C[oadjutor] ſetze. Was du mir ſchreibſt, iſt auch mein Gedanke längſt geweſen, ich laſſe es gehen, wie es gehen mag; abwarten kann ich es mit Ruhe. Freilich wäre dies eine Ausſicht, unſren alten Wunſch zu realiſieren, und einen ziemlichen Grad von Wahrſcheinlichkeit hat ſie immer. Der C[oadjutor] hat ſich auf jeden Fall zu tief eingelaſſen, um nichts zu leiſten. Der Schwierigkeiten ſind ſoviele nicht, da ich in zwei oder drei Jahren auch ohne ſeine Protektion auf ein ſolches Etabliſſement würde losarbeiten können. — Er kann mir meine Wünſche erfüllen, ohne mir gerade etwas zu ſchenken oder ſich wegen meiner zu kompromittieren. — Er kann mir einen guten Platz verſchaffen, dem ich gewachſen bin und ich allein. Beſſer freilich, wenn er mir meine ganze Zeit und Freiheit laſſen kann, und ſo ſcheint er jetzt wenigſtens im Sinn zu haben.

Gegenwärtig fehlt es mir ſehr an einer angenehmen und befriedigenden Geiſtesarbeit. Die Memoires, die Kollegien, die Beiträge zur Thalia nehmen meine ganze Zeit, und mein Kopf iſt überladen, ohne Genuß dabei zu haben. Wie ſehne ich mich nach einer ruhigen und ſelbſtgewählten Beſchäftigung. Aber ich darf mir ſo bald keine Rechnung darauf machen. Es wird mir aber nicht eher wohl werden, bis ich wieder Verſe machen kann. Das epiſche Gedicht will mir nicht aus dem Kopfe, ich muß einmal dazu Beruf in mir haben. Vor einiger Zeit konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, mich in achtzeiligen Stanzen zu verſuchen. Ich überſetzte etwas aus der Äneis, fertig iſt aber noch nichts, denn es iſt

eine verteufelte schwere Aufgabe, diesem Dichter wiederzugeben, was er notwendig verlieren muß.

Wie schlecht der Neue Deutsche Merkur die Erwartungen erfüllt, wirst du schon gesehen haben. Ich werde wohl ganz davon zurücktreten und nun die Thalia ernstlicher wieder vornehmen.

Goethe ist von Weimar weg und, wie er angibt, der verwitweten Herzogin von W[eimar] entgegen, die man zu Ende des März aus Italien zurückerwartet. Man vermutet aber stark, daß er nicht mehr zurückkommen werde. Lips ist jetzt in Weimar und bleibt auch da. Es ist ein gar interessanter Mensch, das natürlich Biedre und Schweizerische von Graf mit mehr Kenntnis und Genie. Ich werde mich nähr mit ihm verbinden, meine Frau hat ihm im Zeichnen schon viel zu danken, und er kann ihr noch nützlicher werden. Sein Umgang ist sehr angenehm. — Ich wünschte, du könntest auch von seinen Zeichnungen sehen. — Goethe hat eine Idee zu einem Titelkupfer für den ersten Teil meiner Memoires angegeben, die Lips gezeichnet hat und jetzt eben sticht. Idee und Zeichnung sind ganz vortrefflich. Zum zweiten Band hat er den Kopf von Bohemund erfunden und äußerst treffend. Du wirst beides auf Ostern sehen.

Meine Frau will selbst etwas an dich beischließen; meine Schwägerin ist auf einige Tage verreist.

Lebe wohl und grüße Minna und Dorchen. Auch Kunze, wenn der noch bei dir ist.

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, 10. Mai 1790.

Wir leben hier gar freundliche Tage, meine Liebe. Wie freut es mich, daß auch du dir in deiner jetzigen Existenz gefällst. Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von dir sind, so nahe fühle ich mich dir. Eigentlich trennt doch nur die Seele, so wie nur sie allein verbindet. Du bist mein, wo du auch mein bist. Freilich ist

es anders, wenn meine ganze Seele in Worten und Augen ſich gegen dich ausbreiten darf, aber nur die ungewiſſe Sehnſucht macht die Entbehrung für mich zum Schmerz. Doch könnteſt du immer an deine Hieherreiſe denken. Wenn dich Mama einige Wochen gehabt hat, ſo darf ſie ſich mit dieſem Opfer begnügen.

Freilich wärs gut, wenn Caroline [Dacheröden] die bedenklichen Anfangswochen mit dem [Beulwitz] bei dir hätte zubringen können, aber es iſt wohl nicht die entfernteſte Hoffnung, daß es angeht. Ich glaube nicht, daß du dich viel verbeſſern würdeſt, wenn Lolo auch auf einige Wochen zu dir käme. [Beulwitz] ſteht doch immer in einem familiären Verhältniſſe mit ihr, an dem die Heirat im Grunde nichs geändert hat. Was er ſich ſonſt gegen dich und ſie erlaubt hat, würde er auch wohl noch jetzt; etwas weniger vielleicht in meiner oder fremder Gegenwart. Auch müßten ihm allerlei Gedanken aufſteigen, wenn er Lolo bei ſeiner Ankunft in Rudolſtadt ſähe, weil ihm wahrlich ſein Gewiſſen nicht ſagen kann, daß man ſich um ſeinetwillen hin bemüht haben werde. Indeſſen findeſt du es doch vielleicht nicht ohne Nutzen, und dann werden wir es auch ſo finden.

Heute habe ich einen Brief von Hauſe erhalten, worin die angenehme Nachricht ſteht, daß meine Mutter ſich anfängt zu erholen. Herzlich hat ſie mich erfreut. Ich hoffe noch immer, ſie wiederzuſehen und ihr einige frohe Tage noch zu ſchenken. Auch Lolo und dich muß ſie noch ſehen, und mein Vater muß euch ſeine Artigkeit ins Angeſicht ſagen.

Ich bin nun ganz wieder in meine Geſchäfte verloren und ſo, daß ich oft mich ſelbſt dabei verliere. Aber dies iſt von ſolchen Arbeiten, woran das Herz unbeſchäftigt bleibt, unvermeidlich, und es iſt gut für mich, daß ich es nur kann. Ich genieße darum mich ſelbſt und alles, was ich zu mir rechne, nur halb, nur flüchtig. Aber ihr ſtreut mir Roſen auf den Weg, der ohne euch ſo unfreundlich, ſo unerträglich ſein würde.

Gute Nacht, Liebſte. Wenn ich dir nicht mehr ſchreibe und in dem wenigen noch dir ſo wenig gebe, ſo rechne es meinem Herzen

nicht an, aber meinem Kopfe. Es iſt ſchon ſeit lange, daß ich nicht eigentlich in mir ſelbſt lebe, und du weißt, daß ich nur da dir recht begegnen kann.

Lolo iſt gar lieb, und ich freue mich, ſo oft ich ſie ſehe, ihres lieben Daſeins um mich. Sie iſt vergnügt und auch ſehr wohl. Möchteſt auch du beides ſein, meine Liebſte, möchteſt auch du immer und immer um mich leben und weben.

Nichts mehr für heute. Grüße Lina ſchön, wenn du ihr ſchreibſt; ich werde ihr nun auch bald wieder ſchreiben. Lebe wohl. Der chère Mère ſage recht viele Grüße.

An Johann Kaspar und Eliſabeth Schiller.

Jena, den 13. Mai 1790.

Die Beſſerung meiner liebſten Mutter war mir eine unausſprechlich freudige Nachricht, und um ſo mehr, da ich ſie kaum mehr hoffte. Auch meine liebe Lotte teilt mit mir aufs innigſte dieſe Freude, und wir beide hoffen nun mehr als je, daß unſer herzlicher Wunſch in Erfüllung gehen und daß wir unſre liebſten Eltern beide geſund und glücklich von Angeſicht zu Angeſicht ſehen werden. Im nächſten Jahre hoffe ich es gewiß, und nichts ſoll uns davon abhalten.

In der Tat iſt uns die Geſundheit der liebſten Mama ein wahres und ein ganz unverhofftes Geſchenk des Himmels, für das wir ihm nie, nie genug danken können. Ich hoffe nun auch ſehr viel Gutes für den Beſtand; da ſie ſich aus einer ſo ſchlimmen Kriſe herausgerungen hat und ihre Kräfte nicht unterlagen, ſo wird ſie das übrige leichter überſtehen. Es würde jetzt gut ſein, glaube ich, ihre erſchöpften Kräfte durch eine ſorgfältige gute Diät zu erſetzen und dabei immer ein Infuſum von China mit Wein zu gebrauchen. Vielleicht wirkt auch eine ſtärkende Kräuterkur, wenn ſie imſtande iſt, ſie zu ertragen.

Wie gerne, liebſte teuerſte Eltern, folgte ich dieſem Briefe, Sie jetzt mit kindlicher Freude und Liebe zu umarmen. Daß ich es

nicht kann, fällt mir heute um so schmerzlicher auf, da mein Freund, der Professor Paulus, diesen Nachmittag nach seinem Geburtsort abgereist ist. Sein Vater liegt ohne Hoffnung darnieder und will seinen Sohn noch einmal sehen. Heute erhielt er den Brief und reiste auch sogleich ab. Wenn es ihm irgend nur möglich ist, so wird er Sie auf der Solitude besuchen und Ihnen Nachrichten von mir bringen, vorzüglich aber von den Gesundheitsumständen meiner liebsten Mutter ein Augenzeuge sein.

Ist es ihm der kurzen Zeit wegen nicht möglich, Sie auf der Solitude zu besuchen, so kommt wenigstens seine Frau nach Stuttgart, und dort können Sie oder doch eine meiner Schwestern mit ihnen zusammenkommen. Er wird Ihnen bald nach seiner Ankunft im Württembergischen nähere Nachrichten schreiben. Paulus ist unter den hiesigen Professoren mein vertrautester und bester Freund, und so bin ich auch der seinige. So haben wir auch bisher fast ganz abgesondert von den meisten übrigen zusammen gelebt. Sie werden also von ihm sehr viel erfahren und ihn als den Freund Ihres Sohnes lieben.

Wir beide, meine Frau und ich, befinden uns sehr wohl und leben das glücklichste Leben. Ich habe zwar viel Arbeit, aber sie wird sehr versüßt durch ein schönes und ruhiges häusliches Leben. Meinen Brief, der von Rudolstadt geschrieben ist, haben Sie hoffentlich erhalten.

Meine Disputation nebst dem übrigen habe ich richtig empfangen und danke Ihnen sehr für die Besorgung. Meine Rede, wovon Sie schreiben, würde mir auch gar lieb sein, wenn Sie sie durch Paulus mir schicken wollen.

Ich umarme Sie mit herzlicher kindlicher Liebe. Tausend Segenswünsche für Ihre Gesundheit, tausend Grüße meinen lieben Schwestern.

Ihr

gehorsamster Sohn.

Fritz.

An Gottfried Körner.

Jena, den 16. Mai 1790.

Die Ferien ſind vorbei, und ich bin wieder im Geſchirr; doch mehr in Göſchens als der Akademie, und ich laſſe mir Geſchäfte die ſchönen Maitage nicht verderben.

Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſchen Geſtalten, und oft regt ſichs wieder in meiner Bruſt. Das akademiſche Karrenführen ſoll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem muſterhaften Profeſſor werde ich mich nie qualifizieren; aber dazu hat mich ja die Vorſehung auch nicht beſtimmt. Erwarte alſo von mir wenig Kompendien, aber deſto gewiſſer etwas anders.

Zu meinem Vergnügen und um doch für meine 200 Reichstaler etwas zu tun, leſe ich neben einem Privatum über die Univerſalgeſchichte noch ein Publikum über den Teil der Äſthetik, der von der Tragödie handelt. Bilde dir ja nicht ein, daß ich ein äſthetiſches Buch dabei zu Rate ziehe. Ich mache dieſe Äſthetik ſelbſt, und darum, wie ich denke, um nichts ſchlechter. Mich vergnügt es ſehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über dieſe Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philoſophiſche Regeln und vielleicht gar ein ſcientifiſches Prinzip zu finden. Es legt ſich mir alles bis jetzt bewunderenswürdig ſchön auseinander, und manche lichtvolle Idee ſtellt ſich bei dieſer Gelegenheit mir dar. Die alte Luſt zum Philoſophieren erwacht wieder, und am Ende kommt es auch wieder an Julius und Raphael.

Zugleich gibt mir dieſe Arbeit einen nicht unintereſſanten fortlaufenden Stoff für die Thalia, und daß ſie die Studenten intereſſiert, kannſt du dich leicht einbilden.

Geſtern waren wir in Weimar mit meiner Frau, wo wir auch Herders beſuchten. Er hat kürzlich eine ſchwere Hämorrhoidal-

krankheit ausgeſtanden und iſt noch nicht ganz wieder hergeſtellt. Wir fanden ihn bei guter Laune und waren ſehr vergnügt. Er iſt ein ganz anderer Bewunderer meiner univerſalhiſtoriſchen Überſicht in den Memoires als du. Du willſt mich im Philoſophieren über Geſchichte noch gar nicht gelten laſſen. Meine Überſicht macht bei vielen Senſation, und ich denke von ihr noch ebenſo wie vorhin. Bekehre dich alſo ja. . . .

An Karl Georg Curtius und Karl Rechlin.

Jena, den 18. Juni 1790.

Den beiden mir ſehr ſchätzenswürdigen Herrn Verfaſſern des hier zurückfolgenden Trauerſpiels bin ich für ihr gütiges Vertrauen ſehr verbunden. Das Geheimnis, welches Sie über ſich ſelbſt beobachten, ſehe ich als eine Auffoderung an mich an, mein Urteil über das Stück mit deſto mehr Freimütigkeit zu ſagen, da ich mir ſonſt keine Urſache angeben kann, warum ſo geſchickte Hände ſich verbergen ſollten.

Mit vielem Vergnügen habe ich das Produkt Ihres Geiſtes geleſen, und ich entdecke darin ſchon ungemein viel Fertigkeit in Ausarbeitungen dieſer Art, Leichtigkeit in der Diktion und Kunſt in der Anlage; Vorzüge, welche Sie ohne Zweifel durch längere Übung, durch ein fortgeſetztes Studium guter Muſter, der Griechen und Shakeſpeares, immer höher ausbilden werden. Der Stoff, den Sie gewählt haben, war mit Schwierigkeiten verknüpft, und es kann auf Rechnung desſelben geſchrieben werden, daß ſich das Intereſſe nicht immer gleich bleibt, daß nicht alle Handlungen in dem Stücke gehörig motiviert, nicht alle Charaktere genug entwickelt ſind. Von dem Betragen des Königs gegen Demetrius, von dem gehäſſigen Charakter des Didas iſt nicht genug Rechenſchaft gegeben, und mit ſchlimmen Charakteren ſöhnen wir uns nur dadurch aus, daß ſie auf einen wichtigen Zweck arbeiten oder aus einer hinreichend ſtarken Leidenſchaft handeln. In dem

Charakter des Demetrius nähert ſich die Güte zuweilen der Schlapp-heit und der Schwäche. Sehr intereſſant iſt die Rolle des Ap-pelles. Perſeus verſchwindet am Ende zu ſehr. Philipp bringt es bei dem Leſer nicht ſoweit, Mitleid zu erwecken.

Ich finde in dem Stück zarte und edle Gefühle, die ihren ſchönen Urſprung im Herzen ihrer Dichter verraten, verſchiedene einfach ſchöne und wahre Züge, hervorſpringende Gedanken und in den Verſen, mit Ausnahme mehrerer zu ſehr abgebrochenen Jamben, viele Harmonie.

Daß Sie ſich entſchloſſen haben, ein Stück gemeinſchaftlich aus-zuarbeiten, war ein gewagtes Unternehmen, aber Beaumont und Fletchers Beiſpiel machte ihnen wahrſcheinlich Mut dazu, und ich wünſche Ihnen beiden Glück zu dem ſchönen Bande, das durch dieſe gemeinſchaftlichen Ausarbeitungen zwiſchen Ihnen geflochten wird.

Nach dem Bisherigen werde ich Ihnen wohl nicht erſt ſagen dürfen, wie ſehr ich wünſche zwei Männer von Perſon zu kennen, die ich unbekannt ſchätze und liebe.

An Gottfried Körner.

Jena, den 18. Juni 1790.

Wahrhaftig, ich ſchäme mich vor dir, daß ich in meinem Ehe-ſtande ein ſo träger Korreſpondent werde, und mich verdrießt, daß ich gegen dich das Anſehen haben ſoll, als ob ich mich verſchlim-mert hätte; und doch kann ich dir beteuern, daß du der einzige Menſch biſt, an den ich überhaupt ſchreibe, und daß ich es alle Tage tun würde, wenn ich es nur irgend möglich machen könnte. Der Dreißigjährige Krieg, den ich in Göſchens Kalender mache und der in den erſten Wochen Auguſts fertig ſein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Atem kommen. Mein ſeltenes Schreiben bringt mich auch um deine Briefe, und ich verſiege ſo allmählich ganz.

Sonst wäre mir sehr wohl, und ich könnte mich meines Lebens recht freuen. Auch wundere ich mich selbst über den Mut, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohltat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch gehts so leidlich, wie sonst nie.

Mit deinem Herrn v. Funk hast du uns gar viel Vergnügen gemacht: es wurde mir so wohl in seinem Umgang, er spricht von Dingen, die mir lieb sind, mit so viel Interesse, und in seinem Wesen ist etwas Stilles und Feines, das ich über alles liebe. Ich beneide dir ihn: solchen Umgang hat mir der Himmel hier nicht beschert.

Viel Glück zu der neuen Kantschen Lektüre. Hier höre ich sie zum Sattwerden preisen. Hast du Reinholds Kantsche Briefe (die neue Auflage) gelesen und die Moralphilosophie von dem hiesigen Adjunkt Schmidt gelesen? Sie soll ganz vortrefflich sein.

Meine Theorie der Tragödie, der ich jede Woche einen Tag widme, macht mir noch immer viel Freude; aber langsam geht es freilich, da ich gar kein Buch dabei zu Hilfe nehme — bloß Reminiszenzen und tragische Muster.

Was ist jetzt deine Beschäftigung und wie ist überhaupt euer Leben? Dorchen ist wohl noch immer in Karlsbad? Meine Frau wird dir auch schreiben. Grüße Minna schön und lebe wohl und laß bald von dir hören.

An Georg Göschen.

Jena, den 26. Juli 1790.

Lassen Sie sich nicht bange sein, liebster Freund, wie wir mit der Bogenzahl auskommen werden. Sobald ich den Plan zu meiner Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs überdachte, sahe ich ein, daß es etwas platterdings Unmögliches sein würde, diese Geschichte in zwanzig oder zweiundzwanzig Bogen zu bringen. Ja,

für Gelehrte wohl in zehn Bogen, aber für unſer weibliches Publikum, dem man erſt ſoviele Notizen aus der Reichsgeſchichte und Statiſtik Deutſchlands beizubringen hat, wäre dies eine gänzliche Unmöglichkeit geweſen. Ich ſah ein, und ich glaube, daß jeder Vernünftige darin mir beiſtimmen wird, daß alles darauf ankomme, die Präliminarnotizen ſo präzis und ausführlich als möglich auszuarbeiten und das Terrain, auf welchem der Dreißigjährige Krieg ſeine Rolle ſpielt, ſo vollſtändig, als es der Raum erlaubt, abzuſtecken, weil nur alsdann das übrige verſtändlich werden und intereſſieren kann. Denn was würden ſich unſre Damen bei dem Wort: Deutſche Freiheit, Religionsfriede, Reſtitutionsedikt uſw. denken, wenn man ſie nicht vorher in die Verfaſſung des Deutſchen Reichs hineingeführt hätte? So aber habe ich den allerſchwerſten Teil und zwar den trockenſten mit beſonderm Fleiß und Ausführlichkeit ausgearbeitet, und ich hoffe, daß er lesbar ausgefallen iſt. Jeder ſchöne Geiſt, dem Sie dieſe Arbeit des Dreißigjährigen Kriegs aufgetragen hätten, wäre dieſem ſtatiſtiſchen Teil der Geſchichte aus dem Wege gegangen und hätte die frühere Reichsgeſchichte von Karl dem Fünften bis Ferdinand ganz obenhin behandelt. Ein Juriſt hätte ihn hingegen als ein Skelett dargeſtellt. Wenn ich ein Verdienſt um dieſe Geſchichte habe, ſo iſt es dieſes, daß ich mich bei dieſer Einleitung aufgehalten und das Allertrockenſte wenigſtens menſchlich auseinandergeſetzt habe. Um dieſes aber auszuführen, brauchte ich acht Bogen, welche für die eigentliche Geſchichte verloren werden mußten; zwölf bis vierzehn bleiben mir noch übrig, und dieſe reichen nicht weiter als zu Guſtavs Tod. Aber hier erhält die Geſchichte einen ſehr glänzenden Schluß und endigt wie ein epiſches Gedicht für den Leſer. Die ganze darauffolgende Periode bis zum Weſtfäliſchen Frieden faſſe ich in einen kurzen Proſpekt zuſammen, ohne Details; bloß Reſultate. Am Ende ſage ich, daß es von der Aufnahme dieſes erſten Verſuchs abhängen werde, ob die ausführlichere Darſtellung der zweiten Periode in dem nächſten Kalender nachfolgen ſolle. Ich glaube,

daß das Publikum auf diese Art höchst zufrieden mit uns sein kann. Es erhält ein Ganzes und eine große Periode des Krieges mit aller Ausführlichkeit. Hexen können wir nicht und aus einem Taschenkalender keinen Folianten machen. Hätte ich mich bloß nach dem Raum und nicht nach meinem Publikum gerichtet, so hätte man das Ganze ohne gehörige Vorkenntnisse und also ohne Interesse gelesen, jetzt liest man doch zwanzig oder zweiundzwanzig Bogen mit Verstand. Mehr als zweiundzwanzig Bogen beträgt es nicht, darauf können Sie zählen, denn alle Begebenheit nach der Schlacht bei Lützen liefre ich in einer kurzen Übersicht, die nicht über einen Bogen wegnimmt. Wir gewinnen bei dieser Einrichtung noch dieses, daß die Besitzer dieses Kalenders den zweiten desto lieber kaufen, und es notwendig müssen, und daß diejenige, welche den zweiten (von 1792) kaufen, ohne den von 1791 zu haben, diesen gewiß nachfodern. Schreiben Sie mir, liebster Freund, mit dem bäldisten Ihre Meinung, ob Sie mit meiner Einrichtung zufrieden sind.

Dann möchte ich auch nach der allergenauesten Angabe wissen, wann der letzte Bogen in Ihren Händen sein muß. Ich will Sie keinen Tag warten lassen, aber meine jetzige Zeiteinrichtung hängt davon ab, daß ich es ganz bestimmt weiß. Je mehr Tage Sie mir schenken, desto mehr Gewinn für meine Arbeit, denn diese ist es, was mich jetzt allein beschäftigt und ehe sie geendigt ist, schreibe ich nicht einmal Briefe, viel weniger etwas für den Druck.

Lassen Sie mich auch wissen, ob Sie einige Dutzend Exemplarien des Dreißigjährigen Kriegs, ohne Kupfer, ohne den Kalender und ungebunden mir können zukommen lassen, und für welchen Preis, denn gratis nehme ich sie nicht. Ich möchte sie gern unter meine Zuhörer in der Universalgeschichte austeilen. Wollen Sie es aber nicht, so bitte ich Sie bei unserer Freundschaft, mir es freimütig zu sagen.

Und nun adieu, liebster Freund. Sie erhalten von jetzt an in jeder Woche gegen drei Bogen, von der kommenden Woche an

gerechnet. So, denke ich, gehe ich Schritt vor Schritt mit Ihrem Setzer.

Noch eine Hauptsache. Es sind mir in den bisherigen Aushängebogen Stellen aufgestoßen, die der Zensor (ich will nicht hoffen der Korrektor) geändert hat. Ich muß gestehen, daß ich darauf rechnete, Sie würden diese Geschichte der Zensur entziehen können, denn eine Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs muß schlechterdings mit Freiheit geschrieben werden; besonders da der kursächsische Hof nicht viel Ehre dabei einlegt. Mit den bisherigen Änderungen und der Billigkeit meines Zensors bin ich sehr wohl zufrieden, aber ich muß gegen jede Änderung, welche diese Grenze überschreitet, protestieren. Wird mir eine Hauptsache alteriert oder kommt etwas Fremdes hinein, so muß ich öffentlich meine Sache verteidigen, denn über mich urteilt das Publikum, weil mein Name vor dem Buche steht. Legen Sie es also ja dem Zensor ans Herz und versichern Sie ihn zugleich meiner ganzen Zufriedenheit mit seiner bisherigen Diskretion.

Herzliche Grüße an Ihre liebe Frau von mir und meiner Lotte. Ewig der Ihrige.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 23. August 1790.

Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt. Wahrhaftig, ich bin ein Sünder gegen dich, und meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden kann. Einem Bräutigam und ganz frischen Ehemann hattest du immer einige Nachlässigkeit können passieren lassen, aber von einem halbjährigen Ehemann gilt das wohl nicht mehr. Du siehst übrigens daraus, mein Lieber, daß mich der Ehestand ganz so gelassen hat, wie ich war.

Übrigens dachte ich deiner sehr oft und mit herzlicher Sehnsucht, dich wieder zu sehen, mit dir auch die schönere Epoche meines Lebens zu teilen, wie du manche finstre Stunde mit mir teiltest.

Ich hatte mir wohl in ſchwärmeriſchen Augenblicken ein ſchönes Ideal von Lebensfreude in dieſe Lebensperiode hineingeträumt, aber wenn ich bedenke, wieviel alle dieſe Schöpfungen der Phantaſie in der Wirklichkeit verlieren, ſo muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häuslichem Glücke ſo unverfälſcht und ſo lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt ſich dieſes Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Exiſtenz eines holden lieben Weſens um mich her, deſſen ganze Glückſeligkeit ſich in die meinige verliert, verbreitet ein ſanftes Licht über mein Daſein. Aber wie kann ich dir eine Schilderung davon zu geben hoffen? Dieſe ruhige, dieſe gleichförmige Glückſeligkeit, die ſich über alles, was ich vornehme, was ich um mich ſehe, ſanft und ſtill ergießt, kannſt du mir nachempfinden, aber kann ich dir nicht beſchreiben.

Ich habe mir eine Zeitlang Hoffnung gemacht, dich hier zu ſehen, aber ſolange dein Geſandter nicht zurückkommt, wirſt du ſo lange Abweſenheiten wohl nicht wagen können. Möchte ich dich früher beſuchen können als du mich — ſo brauchteſt du mich hoffentlich in Jena nicht wieder zu beſuchen.

Sakontala iſt ſchon gedruckt in dem zehnten Stück der Thalia — dieſer Beitrag war mir ſehr angenehm, und du wirſt Forſtern dafür recht viel Schönes von mir ſagen. Jedes Blatt, das er mir anvertrauen will, ſoll mir willkommen ſein. Sobald das zehnte Heft der Thalia ganz gedruckt iſt, ſo ſchicke ich dir und ihm Exemplarien.

Über das heimliche Gericht höre ich aller Orten ſehr viel Lob erheben. Der Koadjutor bewundert es ſehr. Warum es auf dem Theater deine Erwartungen nicht erfüllt hat, wird dir jetzt wohl ziemlich deutlich ſein. Ich habe es früher vermutet, als du es konnteſt, denn die vielen Erfahrungen, die ich über dieſe Sache habe machen können, haben mich auf Unterſuchung der Urſachen geführt.

Was beſchäftigt dich jetzt? In welchem Element muß man dich ſuchen? Ich wünſchte ſehr, den Gang deines Geiſtes zu verfolgen.

Mein Schwager hat mir viel von dir erzählt. Ihr habt einander auf eine luſtige Art kennen lernen. Der Koadjutor wird wahrſcheinlich in der erſten Woche Septembers in Frankfurt ſein. Unterlaß nicht, ihn zu ſprechen, und empfiehl mich ihm. Ich ſchreibe dir ſchneller als du denkſt. Leb wohl.

An Gottfried Körner.

Jena, 1. September 1790.

Viel Glück zum Appellationsrat! Ich kann mir denken, wie der gelungene Wunſch dich erfreut. Deine jetzige Exiſtenz iſt nun völlig gedeckt, und du weißt doch nunmehr, warum du deine Feſſeln trägſt. Es hat mich ſeither ſchon oft ungeduldig gemacht, dich auf eine ſpäte Verbeſſerung, deren du vielleicht alsdann nicht mehr nötig hätteſt, warten und mit dem läſtigſten Zwange kämpfen zu ſehen. Jetzt haſt du wenigſtens einen nicht zu verachtenden Erſatz.

Dieſe ganze Sache freut mich um ſo mehr, da mir verſchiedene Beſorgniſſe aufgeſtiegen ſind, du könnteſt deines Wunſches verfehlen. Zwiſchen den Geſchäftsmenſchen, den Sackträgern des Staats und den denkenden Köpfen iſt ſelten viel Harmonie zu hoffen; und bei euch beſonders iſt es gefährlich, im Ruf zu ſtehen, daß man etwas anderes höher ſchätzen könnte als ſein Brotfach. Ich fürchtete wirklich, deine Liebhaberei für Kunſt und was damit verwandt iſt, inſofern ſie ſich in einer gewiſſen Lauigkeit im Dienſt äußerte, würde dir bei deiner Bewerbung ſchaden. Daß dies nicht geſchehen iſt, muß ich dem vorteilhaften Eindrucke zuſchreiben, den du auf den größeren Teil der dortigen Einflußmenſchen machſt. Du haſt deinen Rechtshandel offenbar durch deinen perſönlichen Wert gewonnen, denn der Sache nach hätteſt du ihn, deucht mir, vor dieſen Richtern verlieren müſſen. Um ſo mehr Gewinn und Ehre für dich.

Ich bin begierig, wie du nach dem erſten halben Jahre dir in

dieſer neuen Lage gefallen wirſt. Offenbar werden dir deine nunmehrigen Dienſtgeſchäfte, wenn auch mehr gehäuft, doch weit weniger drückend ſein als die alten. Die Sache ſelbſt, der Eifer der Neuheit, ein gewiſſer Ehrgeiz, die vorausgeſetzte gute Meinung zu rechtfertigen, wird ſie dir erleichtern; und man tut unendlich gern, was man nicht weggeworfen weiß und wovon man die Früchte erntet. Ich fürchte nicht für deine Kunſtbegeiſterung und deinen Geſchmack, eher für deinen fortdauernden Dienſteifer; aber alles wird gewonnen ſein, wenn du dir Fertigkeit genug erworben haſt, deine neuen Geſchäfte mit Leichtigkeit zu behandeln.

Ich bin noch immer im Dreißigjährigen Kriege, aber in vier oder fünf Tagen iſt dieſe Arbeit geendigt. Bis dahin bleibt es bei dieſem kurzen Gruß. Von meiner Lotte herzliche Grüße an dich und die Frauen.

An Caroline v. Beulwitz.

Sonnabend, den 11. September 1790.

Liebſte, endlich bin ich doch der verdrüßlichen Arbeit los und kann dir wieder aus meiner Seele etwas ſagen. Jetzt erſt fühle ich, daß du ſchon lange von uns biſt; ſeither warens nur Augenblicke, daß ich außer mir lebte. Die liebe Lolo half mir dieſe beſchwerliche Periode leicht überſtehen. Wieviel Freude gibt mir ihre Liebe, ihr freundliches glückliches Daſein um mich her, das liebliche Spiel ihrer ſanften Seele. Wenn du nun erſt wieder um mich lebſt und es ununterbrochen bleibſt, liebſte Seele — ja es werden ſchöne Tage ſein. Und müſſen wir denn erſt den Zufall dazu abwarten, an den ich noch immer keinen rechten Glauben habe? Laß uns die Gegenwart ergreifen, ſie iſt ja in unſrer Macht. Du biſt über dieſen Punkt vielleicht freier, als du ſelbſt denkſt. Mache jetzt ſogleich den Verſuch mit dem U—[Beulwitz]. So wie du es jetzt anfängſt, wird er ſich gewöhnen. Von geſtern über

14 Tage sind meine Kollegien aus, aber ich kann erst den 11. oder 12. Oktober abkommen. Du könntest in acht Tagen hier sein und bleiben bis auf den 3. oder 4. Oktober. Ich lebe doch weit besser mit dir als in R[udolstadt] unter den vielen fremden Gesichtern. Wir genießen die letzten schönen Tage des Sommers noch zusammen, du kannst auch in unserm Hause wohnen.

Der G. S. [Dalberg] ist mir die Antwort auf meinen Brief noch schuldig. Er bekam ihn am letzten Tag seines Aufenthalts in E[rfurt], und ich fürchte fast, er vergißt über den Zerstreuungen in Frankfurt, mir zu antworten. Ich schreibe ihm aber in 14 Tagen wieder, und so will ich überhaupt mit ihm fortfahren. Wie wenig ist dieses freilich gegen den wohltätigen, lebendigen Umgang! Ich fühle, wie sehr mir mit seinem geistreichen Ideengange geholfen wäre. Manchmal versinkt meine Seele ganz in der Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen. Frisch und kräftig wird das innre Leben des Geistes nur durch die Reibung mit andern. Paulus könnte mir viel sein, wenn er sich selbst mehr angehörte, aber er ist von Geschäften zerstreut und gedrückt wie ich, und mit freiwilliger Kraft sproßt nichts aus seinem Kopfe. Es ist mir aber nicht immer gegeben, erst die Hebamme eines andern zu machen, wenn ich nach einem erfrischenden Umgang schmachte.

Eine Rezension meines Geisterſehers in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche mit Wärme und nicht ohne Geist geschrieben ist, hat mir ihn ordentlich wieder in Erinnerung gebracht, und wenn ich sonst nicht beschäftigt wäre, so könnte ich mit Vergnügen an der Fortsetzung arbeiten. Mein Plan ist ungleich interessanter, als ihn der Verfasser dieser Rezension ahndet, und die folgenden Teile könnten alles das Interesse in sich vereinigen, das dem ersten noch fehlt.

Es schlägt neun, Liebste, der Brief muß auf die Post. Mit dem Boten schreibe ich dir mehr. Laß mich ja doch in deinem nächsten Briefe hören, daß du bald hier sein wirst. Ich schließe dich an meine Seele. Lebwohl.

An Gottfried Körner.

Jena, 12. September 1790.

Endlich bin ich mit der beſchwerlichen Arbeit des Dreißigjährigen Krieges zu Ende, aber nicht weiter gekommen als bis zur Breitenfelder Schlacht. Beſchloſſen wird er im künftigen Jahr. Du kannſt dir denken, wie herzlich froh ich bin. Dieſe Meſſe wird ziemlich reich von mir beſchickt, ohne gerade viel Geſcheutes. Es erſcheinen zwei Hefte Thalia, wovon eins ſchon gedruckt iſt, ein Band Memoires, worin der erſte Kreuzzug, und dann der Kalender.

Sei doch ſo gut und frage Herrn v. Funk, wann ich auf den erſten Band des Sully und wann auf den zweiten rechnen könne? Ich wünſchte, es wegen der Abhandlungen bald und beſtimmt zu wiſſen.

Hier überſende ich dir den zweiten Band der Memoires mit dem Kupfer; ich hätte es beinahe vergeſſen. Zugleich folgt ein Kunſtwerk von meiner Hand, in einer Manier und Form, die dir vielleicht noch ganz neu iſt. Wenn du dieſes Opus mit meinem neueſten vergleichſt, was ich vor vier Jahren zu deinem Geburtstage gemalt habe, ſo wirſt du dich über meine Progreſſen wundern. Dieſe Art Landſchaften hat uns Goethe kennen gelehrt. Er hat vortreffliche Stücke der Art aus Italien gebracht. Du hältſt ſie abends mit der ſchmutzigen Seite gegen zwei hintereinandergeſtellte Lichter; des Tages darf ſie nicht angeſehen werden.

Nächſtens mehr. Herzliche Grüße von mir und meiner Frau an dich und die beiden.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 30. September 1790.

Wir wären alſo wieder in Ordnung und alles iſt wieder in ſeinem alten Geleiſe. Geſchmollt haben wir ja auch zuweilen in Herrn Fleiſchmanns Hauſe, diesmal dauerte es nur länger, weil

Mainz und Jena weiter voneinander liegen als unſre zwei grüne Zimmer. Ich denke mir allerdings, wie manches ſich ſeitdem mit dir und mir mag verändert haben, der Geiſt hat hoffentlich bei keinem von uns beiden geruht, und das ſind immer wichtigere Veränderungen, als welche uns von außen widerfahren. Der feſte Kern aber blieb, wie ich ſehe, bei einem jeden von, uns wie er war, und es wird mir gar leicht, auch meine gegenwärtige Gedankengeſtalt auf die deinige überzutragen. Eben rechne ich nach, daß es nun drei Jahre ſind ſeit unſrer Trennung, und dieſe drei Jahre ſind durch die vielfältigen Schickſale, welche über uns beide ſeitdem ergangen ſind, zu ſechs Jahren ausgedehnt worden. Für mich war die Notwendigkeit einer beſtimmten Beſchäftigung und einer gewiſſen Vermehrung meiner Lektüre eine gewaltige Revolution, nicht geringer in meinem Ideenleben als diejenige, welche in meinem häuslichen vorgegangen iſt. Im ganzen iſt mir unendlich beſſer, als es mir jemals war, und gerade ſo wohl, als es ohne eine völlige Freiheit im Gebrauch meiner Kräfte, ohne vollkommene Unabhängigkeit des Geiſtes ſein kann. Dieſe letzte erwarte ich von eben dem Umſtand, den du in deinem heutigen Briefe vor Augen hatteſt. Alsdann habe ich nichts mehr zu wünſchen. Du weißt nun, an welchem Faden meine Hoffnung hängt, und du erfährſt es früher als ich, wenn ſie erfüllt iſt oder ſich ihrer Erfüllung nähert.

Was mich zuletzt beſchäftigte, haſt du vermutlich wohl ſchon in gelehrten Zeitungen geleſen. Gottlob, dieſe Arbeit iſt ſeit vier Wochen zu Ende, nachdem ſie mich vier ganze Monate ſehr mühſelig beſchäftigt hatte. Du weißt noch von alten Zeiten, wie gern ich bis auf den letzten Augenblick aufſchiebe. So erging es mir auch bei dieſem Kalender. Ich ſollte im Mai den Druck anfangen laſſen und ich hatte noch den erſten Bogen zu ſchreiben und das erſte Buch darüber nachzuleſen. Indeſſen muß ich mir zu meiner Geſundheit Glück wünſchen, die bei ſo überhäufter Arbeit nichts gelitten hat. Nebenher habe ich dieſen Sommer an einer Theorie

des Trauerspiels geschrieben, wovon du im zwölften Heft der Thalia etwas lesen wirst. Ich wollte diese Theorie bloß allein aus eignen Erfahrungen und Vernunftschlüssen entwickeln, ohne einen Führer dabei zu gebrauchen. Dies hab ich auch wirklich gehalten, so weit ich kam, obgleich die wenige Zeit, die ich darauf wenden konnte, und die wenige Verbindung dieses Geschäfts mit meinem übrigen, mich keine große Fortschritte darin tun ließ. Diesen Winter wird mich außer der Thalia und einem sehr viele Zeit kostenden Kollegium über die europäische Staatengeschichte, welches ich gerne für immer ausarbeiten möchte, eine Geschichte der französischen Ligue und eine Geschichte der Kreuzzüge, beides für meine Sammlung von Memoires, beschäftigen. Auf den Sommer die Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges.

Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dir über das heimliche Gericht nicht mein Urteil gesagt habe. Wars vielleicht deswegen, weil zwischen uns nicht alles war, wie es sein sollte, und ich nicht gerne tadeln wollte, solange du diesen Tadel mit unserm Verhältnis vermengen konntest? Ich habe diesen Sommer über das Wesen des Trauerspiels schärfer nachgedacht, und meine Foderungen sind deswegen strenger geworden. Als Trauerspiel kann ich es nicht gelten lassen; schon in der Wahl des Sujets liegt ein Fehler, der durch die vortrefflichste Behandlung nicht gut gemacht werden konnte. Aber mit einer klärern Darlegung des Stoffes, mit einer überhaupt weniger gesuchten Sprache, mit bestimmterer Behandlung der Charaktere und mit mehr Handlung hätte sich dieser erste Fehler in der Wahl des Stoffes vielleicht verstecken oder doch weniger fühlbar machen lassen. Die Notwendigkeit, in die du gesetzt warst, dich über schlechterdings philosophische und ganz undramatische Materien, über bloße Gegenstände des Räsonnement zu verbreiten, machte zuweilen viel Worte nötig; aber diese Fluten von Worten, dieser durch das ganze Stück herrschende wortreiche Ton würde dir nicht bloß in einem Trauerspiel, wo er durchaus nicht hingehört, sondern selbst in andern poetischen Formen nicht

geſtattet werden. Dazu kommt, daß an ſich dunkle Materien es durch eine dunkle und ſchwankende Bilderſprache noch mehr werden. In den Charakteren ſind willkürliche unvorbereitete Übergänge, wie z. B. in deiner Mathilde; Conrad von Sontheim hört auf zu intereſſieren, und man muß in deinem Urteil über ihn irre werden. Das Stück endigt nicht intereſſant genug. Ich kann nicht ins Detail gehen, denn ich habe das Stück ausgeliehen. Aber im ganzen, glaube ich, habe ich ſoviel geſagt, daß dein Ton nicht dramatiſch iſt, daß deine Sprache überhaupt lichtvoller, ſimpler, auch fließender werden muß — daß man übrigens aus dieſem Stücke (deſſen Stoff an ſich ſelbſt ſchon jedem dramatiſchen Dichter unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legte) noch kein Ureil fällen kann, ob du eine dramatiſche Handlung gut zu führen weißt. Wenn du über das heimliche Gericht Menſchen von Kopf vorteilhaft urteilen hörſt, wie ich ſelbſt von ſehr vielen gehört habe, ſo wünſchte ich, daß dich dieſes in deinem Selbſturteile nicht irre machte und die richtige Schätzung deines Produkts bei dir nicht verzögerte. Es iſt reich an philoſophiſchen Gedanken, die ſehr oft überraſchend ſtark und maleriſch ſchön geſagt ſind, es enthält rührende Situationen, die ein wahres und tiefes Gefühl geſchildert hat, viele Stellen geben der Seele einen Schwung, und der denkende Kopf wird intereſſiert, den Gang gewiſſer Ideen zu verfolgen. Vielleicht wirſt du, wenn ſich die erſte Liebe einmal von dieſem Produkt einer langen Beſchäftigung losgeriſſen hat, das meiſte aus meinem Urteil nicht ungegründet finden. Rezenſieren darf ich es nicht, denn man weiß hier unſer Verhältnis, und dieſes ſchließt aus.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald wieder. Ich reiſe in acht Tagen nach Rudolſtadt und ſchreibe dir von da aus vielleicht einige Worte. Meine Frau freut ſich ſchon längſt auf deine Bekanntſchaft, und es braucht bloß dieſe, ſo wird ſie deinem Herzen teuer ſein, und ſie wird dich gewiß mit herzlicher Freundſchaft umfaſſen. Sei ſo gut und ſchicke die Einlage an Dalberg.

Dein S.

An Lotte.

Jena, den 4. Oktober 1790.

Nur ein paar Zeilen, liebſtes Herz, ſchreibe ich dir, daß ich wohl bin und mich freue, einen Tag ohne dich überſtanden zu haben. Du biſt glücklich angekommen mit Linen, deine Zeilen haben mich gefreut. Ich hoffe dich einen Tag früher zu ſehen, als ich mir bisher vermutete, vielleicht ſchon Sonntag abend. Geſtern war ich ſpazieren auf unſerm ſchönen Weg an der Saale, Lobeda zu. Ich kam euch ſo doch um eine Stunde näher. Heute bin ich zu Hauſe geblieben. Geſehen hab ich noch niemand. Ein Kalender kam auch nicht, aber dieſe Briefe, die ich euch hier ſchicke, und aus denen ich zwei Impertinenzen gegen mich in einer halben Stunde erfuhr. Die Gedichte werden euch beluſtigen. In dieſer Art habe ich noch nichts ſo Tolles geleſen, aber der Menſch iſt nicht ohne Phantaſie. Beſonders leſenswürdig iſt die Anrede eines Freigeiſts an ſeine letzte Stunde. Ich glaubte, ich müßte mich krank lachen. Könnt ihr mir für die Muſikalien Liebhaber bekommen, ſo iſt mirs doch lieb. Ich kenne den Menſchen, und ich glaube, daß er das Geld ſehr nötig hat. Grüße die Rudolſtädter und bleibe mir recht geſund mit der lieben Line. Leb wohl, liebſtes Herz. Spaße du ſachte. Adieu. Adieu.

An Lotte und an Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 5. Oktober 1790.

Ich muß, ehe ich zu Bette gehe, die kleine Frau noch grüßen. Man hat ſie wohl längſt ſchon zu Bette gejagt, und die Nachtmütze fängt ſchon an, ſchief zu ſitzen.

Eure Briefe, ihr Lieben, freuten mich gar ſehr, weil ich mir wirklich nur halb dazu Hoffnung machte. Ich rechne es euch auch recht hoch an; mein Kopf iſt ſo ermüdet, ſonſt wollte ich recht viel kluge Sachen ſchreiben. Ich führte geſtern und heute ein recht

einſiedleriſches Leben, aber doch freundlich, wie es ohne euch ſein kann. Geſellſchaft hätte nichts an mir verbeſſert. Die königliche Tochter habe ich gewiſſenhaft gepflegt und ehrerbietig behandelt. Nichtsdeſtoweniger iſt ſie heut den ganzen Tag auf den Dächern herumgeſtreift. Sie muß eine aſiatiſche Prinzeſſin ſein, wo man auf den Dächern promeniert. Cri ſchließe ich in mein Gebet ein und werde es Herrn Oemlern wiſſen laſſen, in der Kirche für ſeine Geneſung zu bitten, und wenn Gott nicht helfen will, ſo muß es der Schinder. Möchte einer von beiden ſich auch des △[Kurfürſten von Mainz] erbarmen. Totgeſagte Leute leben lang, das iſt eine traurige Ausſicht. Ich beneide euch aber um die paar ſelige Minuten, die ihr gehabt haben müßt, ehe ſich das Gerücht widerlegte. Wenn er nicht ſterben will, ſo wünſchte ich wenigſtens, man ſagte ihn alle vierzehn Tage einmal tot, daß wir doch die Freude hätten.

Der Stein will ich, ehe ich abreiſe, den Dreißigjährigen Krieg nach Weimar ſchicken. Erſt morgen früh geht das Blatt an die Schardt ab; es iſt ſeither vergeſſen worden. Hat die Stein nichts Nähers vom Herzog geſagt? Aber eh ihr mir antworten könnt, weiß ich ſchon, ob er kommt.

Es freut mich, daß der U.[Beulwitz] ſich ſo ordentlich aufführt. Dafür will ich ihm auch recht viel Schönes vorſagen. Wird viel Schach geſpielt? und ſind die Tarockhombre-Tiſche parat? Ich habe im Sinn, recht liederlich zu werden, und ihr werdet mir, wie ich hoffe, dazu behilflich ſein.

Auf das Geſpräch machſt du dir vergebliche Rechnung, meine Line. Ich habe eine Einrichtung mit dem Memoires gemacht, wodurch ich es entbehren konnte. Es bleibt für einen beſſern Platz und eine ruhigere Muße aufgeſpart; nichts läßt ſich weniger übereilen als Philoſophie. Ich ſchreibe bloß eine hiſtoriſche Überſicht, leidlich und leichthin erzählt, ſo wie es für den Zweck taugt. Bin ich glücklich im Arbeiten, ſo kann ich Sonntag nachmittag abreiſen. Sonſt komme ich nicht vor Montag abends oder Dienstag mittag. Doch darüber ſchreibe ich Sonnabends noch beſtimmter.

Ich umarme euch tausendmal, ihr Liebsten. Gute Nacht, es geht auf zwölf. Schlafet recht wohl.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 8. Oktober 1790.

Eine Kiste mit Obst und Trauben, welche dieser Brief begleitet, wird der kleinen Frau und der großen Frau ein lieblicher Anblick sein. Ich wünsche dazu einen wohldisponierten Magen, und daß der Hausschmuck gleich bereit sei, sein Amt zu verrichten. In drei Tagen, meine Lieben, bin ich bei euch und habe mir vorgenommen, es mir wohl sein zu lassen, euch und mich einmal recht zu genießen. Auf den Montag mittag bin ich mit meiner Arbeit fertig und hoffe zwischen sechs und sieben meine Kavalkade mit meinem Ecuyer Peter geendigt zu haben. Er prangt jetzt in dem neuen Sommerfrack, und er wird im kältesten Winter darin gehen wie im August in der Samtweste.

Der Herzog ist vorgestern hier durchgekommen und von den weimarischen Menschen, der Herzogin Luise und Amalie und dem ganzen Anhang hier abgeholt worden. Der Hof schlug im Garten vom Kranz [Griesbach] ein Lager auf, die Studenten haben den ganzen Nachmittag mit Kanonen geschossen, und verschiedene Dörfer haben Deputierte geschickt, ihn zu sehen, ob ers auch wirklich sei, wegen der Nachricht von seinem Tode. Es muß ihm doch Freude gemacht haben. Ich hab ihn nicht gesehen; von den Professors war auch niemand sonst da als der gewöhnliche Loder. Dem Kranz hat er meinen Geisterseher mitgenommen und wird ihn hoffentlich nicht wieder hergeben. Goethe kam auch mit, und ich vermute, daß er in den Ferien noch hierher nach Jena kommen wird.

Bei Paulussens war ich gestern nach Tische und esse heute abend dort. Aber spazieren bin ich wenig gegangen, außer heute. Das schöne Rautal suche ich aber vielleicht doch noch auf. Wenn sich nur das Wetter eine Zeitlang noch so schön erhalten wollte, wir

wollen dann fröhliche Wanderungen in Rudolstadt machen und unter freiem Himmel Projekte ans Licht bringen.

Liebste, ich sehne mich nach euch. Euer liebes Bild erneut sich immer vor meiner Seele. Alles ist mir so sprechend, wo die kleine Frau wandelte und die Bequemlichkeit [Caroline] thronte. Und daß meine Hand immer erreichen kann, was mein Herz an sich zieht — daß wir unzertrennlich sind, dies ist ein Gefühl, das ich immer in meinem Herzen nähre und immer neu finde und nie erschöpfe. Lebt wohl, ihr Liebsten. Tausendmal wohl.

An Gottfried Körner.

Rudolstadt, 18. Oktober 1790.

. . . Gar angenehm war mirs zu hören, daß meine Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs nicht unter deiner Erwartung geblieben ist. Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verscherzen, als ihn zu vermehren und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war diese Aufgabe wirklich schwer. Ich wünschte, daß dein Urteil, im ganzen wenigstens, auch das Urteil des Publikums sein möchte, so hätte ich nichts weiter zu wünschen. Du erinnerst dich, daß ich öfters eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer so langsam arbeite. Eine solche Probe ist der Dreißigjährige Krieg; und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vorteilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der Niederländischen Geschichte. Der Himmel gebe nun, daß Göschen Ursache habe, zufrieden zu sein, da er gegen sechstausend Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben. Mir ist es nur lieb, daß er mich einstweilen in seinem eigenen und fremden Namen versichert, daß meine Arbeit seine Hoffnung befriedigt habe.

Glück zur Eröffnung deiner neuen Laufbahn. Es wird ganz

gewiß nur auf dich ankommen, ein sehr wirksames und geachtetes Mitglied deines Kollegiums zu sein, und diese Situation kann sehr viel Befriedigendes für dich haben. Es kommt nur darauf an, daß du mit Arbeit nicht überhäuft wirst, und davor mußt du dich gleich anfangs zu verwahren suchen.

Der Aufsatz über Moses in der Thalia hat also deinen Beifall? Im eilften Hefte kommen noch zwei andere, ungefähr von demselben Gehalt; auch die Vorlesung über Lykurg, die du mit angehört hast, ist darunter. Einige Szenen vom Menschenfeind erscheinen vielleicht im zwölften Stücke. — Die Belagerung von Rhodus ist von einem armen Studenten, und ich habe sie bloß aufgenommen, um mich für einige Vorschüsse, die ich ihm gemacht, einigermaßen bezahlt zu machen. Er hat gar nichts, als was er von mir erhält, und so muß ich mir denn helfen, auf welche Art ich kann, daß mich diese Ausgaben nicht belästigen. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, 1. November 1790.

Von Rudolstadt aus habe ich dir durch den jungen Wurmb, der zu den Kadetten in Dresden gekommen ist, geschrieben, welchen Brief du hoffentlich erhalten haben wirst. Die Ferien sind jetzt vorbei, und ich lese schon wieder seit acht Tagen. Zwölf Tage brachte ich in Rudolstadt mit Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindekuhspielen zu. Ich wollte ganz feiern, und diese Erholung hat mir wohlgetan, obgleich sie mir gegen das Ende unerträglich wurde. Lange kann ich den Müßiggang nicht ertragen, solchen besonders, wo der Geist nicht einmal durch geistigen Umgang gepflegt wird. Sogar die Vorlesungen machen mir jetzt mehr Vergnügen. Ich erwerbe mir neue Begriffe, mache neue Kombinationen und lege immer irgend etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude auf die Seite. Sieh, so wird einem der Dienst lieb; und so wird es auch dir, nur auf andere Weise, mit deiner Jurisprudenz ergehen.

Goethe hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ists, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.

Übrigens ergehts ihm närrisch genug. Er fängt an, alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zuliebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte.

Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte; denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen.

Über meinen Kalender hat mir der Herzog von Weimar, dem ich ihn schickte, einen sehr verbindlichen Brief geschrieben, und ich hörte schon viel Schönes darüber. Kaum weiß ich, wie ich so wohlfeil zu dieser Ehre komme. Der Kalender, denke ich, soll

Göschen doch nicht liegen bleiben. Man sagt mir von allen Orten her, daß die anderen historischen Kalender im Äußerlichen gar sehr zurück seien und im Innerlichen, hoffe ich, ist keine Konkurrenz. Goethe gefielen die Kupfer dazu sehr. Meine Künstler sollen in einem Stück des Bürgerschen Journals: „Akademie der schönen Redekünste" rezensiert sein. Noch habe ich es nicht gelesen, vielleicht bekommst du es vor mir zu Gesicht. So würde mir doch der Wunsch erfüllt, daß nicht ganz davon geschwiegen wird!

Hier schicke ich dir ein Fläschchen Kapwein, um dich an jenen zu erinnern, den wir in Dresden miteinander ausgestochen haben. Er kommt von einem guten Freunde, unmittelbar vom Kap selbst, an meinen Vater, der mir einige Flaschen geschickt hat. Der gute Freund hat eine reiche Holländerin auf dem Kap geheiratet, ist gegenwärtig wieder in Schwaben und wird sich in Dessau etablieren.

Lebe einstweilen wohl; grüße Minna und Dorchen recht herzlich von uns beiden. Wir sind gar wohl auf und denken eurer mit Liebe. Meine Frau zeichnet viel und befleißigt sich sehr aufs Singen. Diesen Winter wird hier viel getanzt, und das ist gewissen Leuten eine liebliche Aussicht. Nur ich weiß nicht, wo ich mich hintun werde, wenn die Jugend tanzt. Schulz, wirst du wohl schon wissen, ist durch die Herzogin von Kurland als Professor der Geschichte in Mitau angestellt. Sie soll viel auf ihn halten; nimm mirs nicht übel, das ist nicht der beste Geschmack von deiner Herzogin.

An Gottfried Körner.

Jena, 26. November 1790.

Das eilfte Stück der Thalia wird nun wohl in deinen Händen sein und die Bogen von dem Menschenfeind. Hätte ich irgend noch den Gedanken gehabt, ihn auszuarbeiten, so wäre er nie in die Thalia eingerückt worden; aber diesen Gedanken habe ich nach

der reifſten kritiſchen Überlegung und nach wiederholten verunglückten Verſuchen aufgeben müſſen. Für die tragiſche Behandlung iſt dieſe Art Menſchenhaß viel zu allgemein und philoſophiſch. Ich würde einen äußerſt mühſeligen und fruchtloſen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben und bei aller Anſtrengung doch verunglücken. Komme ich je wieder in die tragiſche Laufbahn, ſo will ich mich nicht wieder ausſetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden und meine beſte Kraft in einem vergeblichen und mir nie gedankten Streit mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verſchwenden.

Überhaupt, wenn ich mich mit einem alten oder neuen Tragiker jemals meſſen ſoll, ſo müſſen die Umſtände gleich ſein und nichts muß der tragiſchen Kunſt entgegenarbeiten, wie es mir bisher immer begegnete.

Das Arbeiten im dramatiſchen Fache dürfte überhaupt noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechiſchen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunſt in klare Begriffe verwandelt habe, laſſe ich mich auf keine dramatiſche Ausarbeitung ein. Außerdem muß ich doch die hiſtoriſche Wirkſamkeit ſoweit treiben, als ich kann, wärs auch nur deswegen, um meine Exiſtenz beſtmöglichſt zu verbeſſern. Ich ſehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernſtlich will, der erſte Geſchichtſchreiber in Deutſchland werden kann; und dem erſten müſſen ſich doch auf jeden Fall Ausſichten eröffnen.

Göſchen wird in acht oder zehn Tagen hier ſein, und da bin ich willens, mich auf ein Unternehmen mit ihm einzulaſſen, das mit meiner ganzen Verfaſſung ſehr genau verbunden ſein wird. Ich trage mich ſchon ſeit anderthalb Jahren mit einem deutſchen Plutarch. Es vereinigt ſich faſt alles in dieſem Werke, was das Glück eines Buches machen kann und was meinen individuellen Kräften entſpricht. Kleine, mir nicht ſchwer zu überſehende Ganze und Abwechſelung, kunſtmäßige Darſtellung, philoſophiſche und moraliſche Behandlung. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich

und durch Übung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen. Du kannst ergänzen, was ich nicht alles darüber sagen mag.

Dieses Werk möchte ich mit der gehörigen Muße ausarbeiten und da dürften denn jährlich nicht mehr als zwei kleine Bände, ungefähr wie der Geisterseher gedruckt, von mir gefordert werden. So viel aber gedächte ich mit aller Lust und Reife beendigen zu können. Göschen hat alle mögliche Hoffnung, auf einen ungewöhnlichen Abgang zu rechnen, weil das Werk für beide, den Gelehrten und die Lesewelt, für das Frauenzimmer und die Jugend wichtig wird. Ich fordere von ihm drei Louisdor, daß ich etwa siebenhundert Taler davon ziehe. Wenn er zweitausend verkauft, so bleibt ihm immer ein Profit von achthundert Talern. Um einen wohlfeileren Preis arbeite ich es nicht aus oder nehme einen andern Buchhändler. Dies ist, was ich bei der nächsten Zusammenkunft mit ihm abtun werde, und so erhält meine schriftstellerische Tätigkeit eine gewisse solide Bestimmung, Gleichförmigkeit und Ordnung. Ich hänge nicht mehr vom Zufall ab und kann auch Ordnung in meine Recherchen und meinen ganzen Leseplan bringen. Das Kollegienlesen liegt dann auch nicht außer meinem Wege und ist als eine nicht unnütze Zerstreuung zu betrachten. Schreibe mir deine Gedanken über diese Sache und bald. Meine Frau grüßt schönstens.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 10. Dezember 1790.

Ich beantworte deinen Brief auf der Stelle, um, wenn wir uns nicht gehörig verstanden haben sollten, keine vergebliche Erwartungen und Recherchen von deiner Seite zu erregen. Eine Hauptnachricht, die ich von dir gewünscht hätte und nur zu bestimmen vergaß, war, „wie hoch ich mich auf jeden Fall bei einer philosophischen Professur in M[ainz] stehen müßte“? Ich befinde mich hier, was die Einnahme betrifft, nicht so ganz schlecht. Außer 200 Reichstaler,

die mir der Herzog bezahlt, kann ich bei einem sehr mäßigen Zulauf durch zwei Stunden Kollegienlesen (fünfmal in der Woche) noch 200 verdienen, und so bald ich meine akademische Tätigkeit aufhöre als Nebensache zu behandeln, wären mir 500 Reichstaler für Vorlesungen gewiß; dies nebst 200 Reichstaler von meiner Schwiegermutter machte im ersten Fall 600 im zweiten 900 Reichstaler. Mit 900 Reichstaler kann ich hier ohngefähr ebensogut leben als in M. mit 1300 oder 1400, weil wir dort in Kleidern, Logis und Holz allein über 300 Taler zulegen müßten. Du begreifst, daß, wenn ich für Kollegien nur 200 Reichstaler einnehme, mir für Schriftstellerei der größte Teil meiner Zeit frei bleibt, und ich bin auf dem Wege, mich in eine schriftstellerische Arbeit einzulassen, die mir des Jahrs 800 Reichstaler abwerfen soll, wenn ich sie zur Hauptsache mache. Also auf jedem Fall würde ich hier in Jena zum wenigsten auf 1100 Taler mich stehen, welches mir in M. gewiß 1600 wert sein würde. Um mich also in Ansehung des Geldes wesentlich zu verbessern, würde ich in M. einen fixen Gehalt von 1000 bis 1200 Reichstaler und noch eine Zugabe an Kollegiengeld zu hoffen haben müssen, daß, ohne eine schriftstellerische Feder anzusetzen, ich mit dem, was meine Frau hat, 1500 Reichstaler einzunehmen hätte. Ist dieses nicht, so kann von einer Versetzung nach M. nicht mehr die Rede sein. So wie du mir die Verhältnisse beschreibst, würde ich mich von seiten meiner Unabhängigkeit gegen Jena äußerst verschlimmern, und nur eine sehr erhebliche Finanzverbesserung könnte mich dahin bringen, mich unter Protektion zu begeben. Was ich in ledigen Jahren wohl über mich gewonnen hätte, verbietet mir die Delikatesse, die ich meiner Frau schuldig bin. Ferner müßte mir in M. für meine Privattätigkeit mehr Zeit übrig bleiben, als mein Amt erfoderte, und ich müßte in der Wahl und Menge meiner Vorlesungen ganz ungebunden sein, etwa nur eine Stunde des Tags lesen dürfen und Ferien genießen. Mein Hauptzweck bei dieser ganzen Idee ist und kann, wie du leicht begreifst, kein anderer sein als eine angenehme äußre

Lage, bei welcher ich die ganze Freiheit über die Beſchäftigungen meines Geiſts behalte.

Durch meine Entfernung von hier mute ich meiner Frau eine Trennung von ihrer Familie zu und beſonders würden meine Schwägerin meine Frau und ich gleichviel bei dieſer Trennung leiden. Ich verliere den Umgang mit dem C[oadjutor] in E[rfurt], der uns wenigſtens einigemal im Jahre von Jena aus gewiß bleibt. Auch muß ich in gewiſſem Sinn mit meinem Herzog brechen, der mich wirklich liebt und über meinen Austritt (ſofern die Verbeſſerung nicht augenſcheinlich iſt) mit Recht empfindlich ſein würde. — Ich ſchreibe dir alles dies, damit du ſiehſt, wie die Sache liegt. Habe ich in M. nebſt Vorleſungen ein Einkommen von zwölf bis 1300 Reichstaler zu hoffen und bin ich dabei nicht Sklave meines Amts und zu einem mir erträglichen Kurmachen verbunden, ſo iſt ein Etabliſſement in M. eine Verbeſſerung für mich, der ich etwas aufopfern kann.

Müller iſt wirklich Verfaſſer der bewußten Rezenſion. Ich hab es von Hufeland, der es mir dieſer Tage von freien Stücken entdeckte. Müller würde mir nicht im Wege ſtehen. Ich würde mich an den K[urfürſten] ſelbſt und ohne Mittelsperſon wenden, aber einiger Zugänge zu ihm mich vorher verſichern. F[orſter] würde dann ſein Wort dazu geben. Auch an Madame wendete ich mich weit lieber unmittelbar, wenn ſich eine ungezwungene Gelegenheit dazu darbieten ſollte.

Du kannſt denken, wie ſehr mir bei dieſer ganzen Sache an einer vorläufigen Sicherheit liegt, keinen Fehlſchlag zu erfahren. Ich werde alſo gewiß nichts übereilen; aber von hier abkommen, um in M. perſönlich meine Sache zu betreiben, kann ich weder auf Weihnachten noch auf Oſtern. Alles kann und muß ſchriftlich gehen. Durch eine Reiſe nach M., die nicht verſchwiegen bleiben könnte, würde ich mir hier ſchaden, wenn meine Abſicht nicht erreicht würde.

Was du von Vogt und ſeiner hiſtoriſchen Profeſſur ſchreibſt,

ist mir neu gewesen. Ich dachte, der Vogt, der Professor in der Geschichte war, sei gestorben. Dieser Vogt soll, wie mir der C[oadjutor] in E[rfurt] sagt, sich sehr schlecht stehen.

Ich bin begierig, deine Rezension über Klinger zu lesen. Von mir findest du in acht oder zehn Tagen auch eine Rezension in der Allgemeinen Literaturzeitung, die du ziemlich leicht erkennen wirst. Seit dem Egmont habe ich auch keine Zeile mehr für die Literaturzeitung gearbeitet.

Jetzt lebe wohl und mache Forsters recht herzliche Empfehlungen von mir.

Ewig dein

Schiller.

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München auf Hadernpapier von Hoffmann und Engelmann in Neustadt a. d. H. in der Offizin W. Drugulin in Leipzig im Mai und Juni 1912. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzmaroquin gebunden.

125522

LG
S334Hoe

Schiller, Friedrich von
Schillers sämtliche Werke. «Horenausgabe...
Hrsg. Conrad Höfer». vol.7.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU